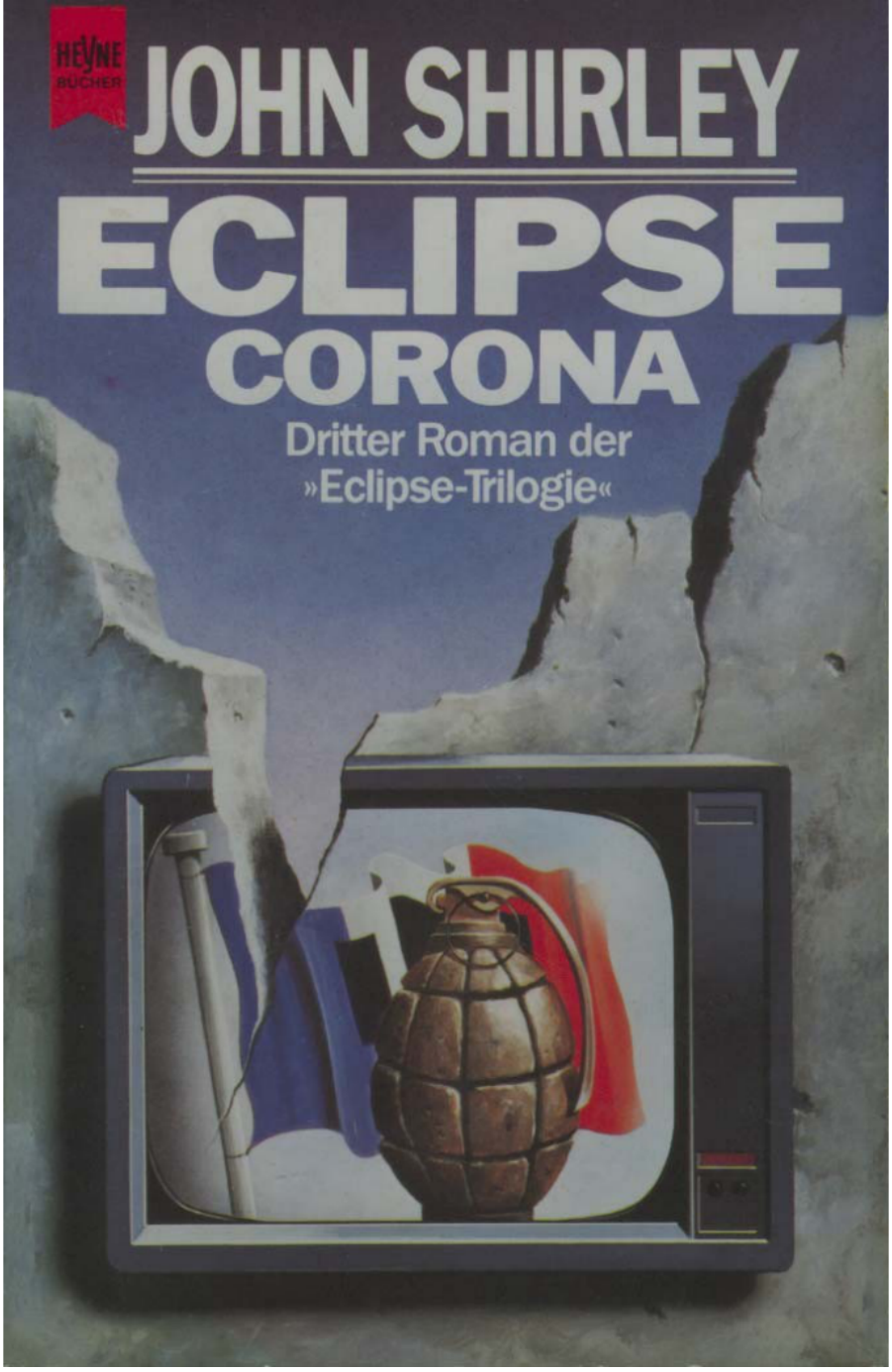
HEYNE BÜCHER

# JOHN SHIRLEY

# ECLIPSE
## CORONA

Dritter Roman der
»Eclipse-Trilogie«



Die SA war entschlossen, die Massen zu führen – in Massengräber.

---

DIE ECLIPSE-TRILOGIE
Eclipse · 06/4721
Eclipse Penumbra · 06/4722
Eclipse Corona · 06/4723

---

In einem Nachkriegseuropa, dessen Bevölkerung von Hunger und Seuchen heimgesucht wird, ist die SA – die Second Alliance – fest entschlossen, die Pläne der ehemaligen Nazis durchzusetzen, ihre Macht zu festigen und den Kontinent rassisch und ideologisch zu »säubern«. Die Welt hat keine Ahnung, was sich in Europa abspielt, wie brutal die Schergen der Neonazis jeden Widerstand brechen und die letzten Reste der Zivilisation systematisch zerschlagen, weil ihre Verbündeten, die christlichen Fundamentalisten in den USA, weltweit die Medien beherrschen und alle Berichte als Greuelpropaganda abtun. Hilfe kann letztlich nur von den reichen Arabern kommen, die sich leicht ausrechnen können, daß sie das nächste Ziel der neonazistischen Rassenpolitik sein werden. Und die Medien müssen gezwungen werden, über die Tatsachen zu berichten: daß Europa im Begriff ist ein Massengrab zu werden.

**JOHN SHIRLEY**

# ECLIPSE
## CORONA

*Ein Lied namens Jugend*

Dritter Roman
der Eclipse-Trilogie

Deutsche Erstausgabe

*Science Fiction*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/4723

Titel der amerikanischen Originalausgabe
ECLIPSE CORONA

Deutsche Übersetzung von Peter Robert
Das Umschlagbild schuf Michael Hasted

2. Auflage

Redaktion: Wolfgang Jeschke
Copyright © 1990 by John Shirley
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1992
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: Schaber, Wels
Druck und Bindung: Ebner Ulm
ISBN 3-453-04461-4

Dieses ePUB wurde erstellt
auf Basis der PDF eines unbekannten Erstellers.

azoth
- 2026 -
v1.0

*Für Michael & Misha*

*Der Autor möchte folgenden Personen*
*für ihre Unterstützung beim Recherchieren und*
*für andere Formen von Hilfe danken,*
*die sich teilweise nur schwer mit Worten*
*ausdrücken lassen:*

*Corby Simpson, William Gibson, Bruce Sterling,*
*Jude ›St. Jude‹ Milhon,*
*Kathleen Woods-Shirley und Rob Hardin.*

*Und ganz ausdrücklich:*
*Danke, Martha Millard.*

Gelobt sei das Streichholz, das von der auflodernden
Flamme verzehrt wird
Gelobt sei die Flamme, die in der verborgenen Feste des
Herzens brennt
Gelobt sei das Herz, das die Kraft hat, um der Ehre
willen nicht mehr weiterzuschlagen
Gelobt sei das Streichholz, das von der auflodernden
Flamme verzehrt wird.

HANNA SZENES, jüdische Widerstandskämpferin,
geschrieben in der Nacht vor ihrer Hinrichtung durch die Nazis

# PROLOG

**EIN ZAHN IN EINEM STERN.**

Es sah wie ein Zahnstummel aus. Ein Eckzahn, der knapp über dem Kieferknochen abgebrochen war. Die Ruine des Arc de Triomphe im Zentrum von L'Etoile, wo die großen Boulevards von Paris sternförmig zusammenliefen. Männer in schmutziger orangegelber Arbeitskleidung schufteten im Schutt des Triumphbogens, räumten auf und bereiteten alles für den Wiederaufbau vor. Sie folgten den knappen Anweisungen der Ingenieure und Handwerker in den kleinen Aluminiumwohnwagen um den Platz herum. Die Arbeiter waren Männer mit eingesunkenen Augen, blasser Haut, schmutzigen Bärten und den zittrigen Bewegungen der Unterernährten. Sie arbeiteten unter den unablässig auf sie gerichteten Augen der Soldaten mit den verspiegelten Helmen und den schwarzen Stoffpanzern, die sie bewachten. Sie arbeiteten, wie Menschen vor Tausenden von Jahren gearbeitet hatten; wie die Sklaven, die Steine für die Pyramiden herangeschafft hatten; wie die Männer der Bronzezeit, die Stonehenge erbaut hatten: ohne Handschuhe oder kybernetische Unterstützung. Scharfkantige Steine rissen ihnen die Hände auf, und sie hatten blutige Knie, weil sie dauernd stolperten. An einer anderen Stelle des Baugeländes waren zwei Bulldozer mit weniger heiklen Aufräumarbeiten beschäftigt, vibrierende Plastech-Maschinen, die husteten und summten. Um das Baugelände herum glänzten Schußwaffen im trüben Sonnenlicht. Der Triumphbogen würde wiederaufgebaut werden. »Oder jedenfalls«, wie einer der Ingenieure gemurmelt hatte, »eine grobe architektonische Kopie.«

Die Second Alliance – die Neofaschisten des einundzwanzigsten Jahrhunderts, die unter dem Deckmantel einer privaten, internationalen Polizeitruppe operierten – hatten den Bogen zerstört, nachdem es Rickenharp und Yukio gelungen war, ihn für die Neue Resistance zu erobern; dabei waren auch die Märtyrer der NR ums Leben gekommen. Ein übereifriger amerikanischer SA-Befehlshaber ohne die geringste Ahnung von Politik oder französischer Geschichte hatte damals befohlen, den Triumphbogen niederzureißen, um an die NR-Ratten heranzukommen, die sich in seiner Krone eingenistet hatten. Für ihn war der Bogen bloß ein großer, ausgefallener Steinhaufen, der den Feinden als Zufluchtsort diente. Die Knochen dieser Feinde waren von den Arbeitern, die den Schutt wegräumten, gefunden und in den Müllcontainer für die Kleinteile geworfen worden.

Der Rest der Welt hatte die Wahrheit durch das Gitter erfahren, das internationale Mediennetz. In Europa, wo die SA das Sagen hatte, gab es jedoch eine Informationssperre. Die Franzosen wußten nur, was die Neofaschisten ihnen erzählten: Die SA behauptete, »Terroristen der sogenannten ›Neuen Resistance‹« hätten den Arc de Triomphe zerstört. Die Franzosen trauerten, aber nur wenige stellten Fragen. Die Zerstörung war bloß eine weitere Manifestation des allgemeinen Irrsinns des Dritten Weltkriegs. Es gab einfach zu viele Fragen; die Antworten gehörten zu den Dingen, die

für die Überlebenden nur in Rationen erhältlich waren.

Der Dritte Weltkrieg war kein Atomkrieg gewesen. Nachdem ein Staatsstreich von KGB-Hardlinern mit Perestroika und Glasnost Schluß gemacht hatte, waren die Sowjets und die NATO in Westeuropa in Kampfstellung gegangen. Aber den Sowjets fehlte die für den Sieg erforderliche Technologie und Infrastruktur sowie der Wille – oder die Irrationalität –, die nukleare Option zu wählen.

Die inneren Unruhen, die von dem verlorengehenden Krieg ausgelöst wurden, trieben die sowjetischen Hardliner wieder in ihre Löcher. Unter einer neuen Parteiführung zog sich die UdSSR zurück – und kapitulierte. Aber nicht bedingungslos. Ihr gewaltiges nukleares Arsenal schloß eine bedingungslose Kapitulation aus. Sie behielt die Kontrolle über die UdSSR und einige Länder des Warschauer Pakts, obwohl sie Polen, die Tschechoslowakei, Bulgarien und Jugoslawien verlor. Die Sowjets erklärten sich einverstanden, Reparationszahlungen zu leisten und ihre Grenzen zu öffnen. In ihrer Gesellschaft begann es zu gären; ein Prozeß innerer Umwälzungen setzte ein, als Reformisten mit starker militärischer Unterstützung nach der Macht griffen.

Der Atomkrieg war vermieden worden. Aber der konventionelle Krieg war verheerend genug gewesen. Und die Kryptofaschisten im Gewand einer internationalen Polizeitruppe, die zur Stelle war, um hinter den Linien »für Sicherheit und Ordnung zu sorgen«, hatten die Gunst des Augenblicks genutzt. Sie hatten ihre Marionetten eingesetzt und das Blendwerk nationalistischer Bewegungen in einer Handvoll europäischer Staaten geschaffen, die sich noch drehten und wanden; hatten in Frankreich, Spanien, Italien, Belgien, Österreich und Griechenland die Macht ergriffen; waren in England und Deutschland dabei, die Zügel in die Hand zu nehmen. »Eine Welle des Nationalismus geht über Europa hinweg, deren ideologische Grundzüge von einer Nation zur anderen sonderbar ähnlich sind«, hatte ein amerikanischer Beobachter gesagt. In Europa, wo im Medienbereich finstere Zustände herrschten, gab es nur wenige Beobachter, und diese bekamen nichts von den Pogromen zu sehen, von der europäischen Apartheid, der Hatz auf Juden, Asiaten und dunkelhäutige Rassen; auf jeden, der sich lautstark über die neue Ghettobildung und die neuen ›Abfertigungszentren‹ empörte.

In den Vereinigten Staaten war die Macht der Second Alliance weitgehend dahin. In Europa hatte sie sich jedoch konsolidiert und konsolidierte sich nun dank der Wunder der Technik und der Psychologie noch mehr. Und es waren psychologische Gründe, welche die neuen französischen Faschisten veranlaßten, dem Wiederaufbau des Triumphbogens Vorrang einzuräumen.

Der Arc de Triomphe war ein Denkmal für das Ego von Napoleon Bonaparte. Er war die Verkörperung seiner Macht und der Stärke seiner Armeen. Eine Konkretisierung der Megalomanie. Offiziell war er zu Ehren der französischen Armee erbaut worden; in Wirklichkeit stand er für die Ambitionen des Mannes, unter dessen Führung diese Armee Europa erobert

hatte. Der Hunderttausende als Opfer seiner Eitelkeit in den Tod geschickt hatte. 1806 hatte man mit dem Bau des Bogens begonnen; erst 1836 war er fertig gewesen. Er war fünfzig Meter hoch und fünfundvierzig Meter breit, massiver als jedes andere europäische Monument jener Zeit. Sein Äußeres war prunkvoll verziert und gleichzeitig martialisch. Er war wie ein pompöser architektonischer Goliath, der sowohl seine Rüstung als auch einen weibischen, kunstvoll bestickten Umhang trug.

Er war das Symbol der militärischen Macht Frankreichs, und das machte ihn zum symbolischen Rückgrat des Nationalismus; er war eindeutig maskulin, in seiner Struktur so solide wie ein Imperium.

Darin lag eine Ironie. Er war eine Zeitlang auch das Symbol der Neuen Resistance gewesen. Die Silhouette des Bogens hatte die Fahne der NR geschmückt. Aber diese Fahne war nur selten zu sehen gewesen, und die Faschisten hatten erneut die Initiative ergriffen und sich das Symbol wieder angeeignet, wie Land, das man in einer Schlacht zurückerobert; sie hatten es an sich gerissen und gewissermaßen für ihre eigenen Zwecke umgedreht.

Die Neue Resistance würde ein anderes Symbol finden. Sie war im Begriff, ein neues Banner zu erheben, ein Banner, das weder rot noch schwarz war und ganz gewiß nicht weiß wie die Kapitulation. Die Fahne war einfach nur blau. Blau wie der offene Himmel.

# EIN LIED NAMENS JUGEND

—

## DRITTES BUCH

# EINS

**Paris, Frankreich. Juni 2021:**

Torrence kannte den Anblick; er wußte, wie man es anstellte, so auszusehen. Ein kräfteschonender Gang, den Körper vor Hunger leicht nach vorn gebeugt. Kein Stolpern, keine an den Bauch gepreßten Hände. Aber man schützte die Leere im Magen und das schwache Feuer, das dort drin brannte, wie um zu verhindern, daß es im dünnen Regen dieses trüben Frühlingstags erlosch. Er wanderte langsam, aber beharrlich am Rand der Menge entlang, die den Place de l'Hôtel de Ville füllte.

Er hatte den Anblick in den letzten paar Monaten oft genug gesehen und konnte ihn jetzt mühelos simulieren. Hier wiederholte er sich in der Menge wie das Motiv eines Expressionisten: die krumme Haltung, die ausgezehrten Gesichter, die teigige Haut, der Ausdruck versunkenen Wartens auf weißen Gesichtern.

Er schaute mit einstudiertem Desinteresse zu der hohen, ockergelben Bühne aus Instamasse und grobem Holz hinüber, die auf der anderen Seite des Platzes eben erst aufgebaut worden war. Sie war mit Fahnen in den Farben der französischen Flagge geschmückt; Farben, die unter dem leblosen, aluminiumgrauen Himmel stumpf geworden waren. Die Wolken sonderten hin und wieder ein bißchen Regen ab, und ein kräftiger Wind bewirkte, daß Torrence sich tiefer in seinen grünen Plastikregenmangel duckte. Auf einmal schepperte die Marseillaise los und hallte – von Bühnenlautsprechern herausgepumpt – auf dem Platz wider, als hinter dem Podium französische Soldaten – ausschließlich Weiße – in voller Paradeuniform samt Beret an weißen Seilen zogen und feierlich eine riesige französische Fahne hißten, die den Bühnenhintergrund bildete. Die Fahne war so schlaff wie ein Mann mit krummem Rücken, bis sie festgezurrt wurde und sich ruckartig straffte, als ob sich der Mann aufgerichtet hätte, um seine Brust zu entblößen. Die Menge reagierte mit spärlichem Applaus und einem kurzen Aufbranden skeptischen Gemurmels. Jeder war sich insgeheim der vierzig SA-Bullen bewußt, der Männer in weichen Rüstungen und verspiegelten Helmen, die in Rührt euch-Haltung in Formation zu beiden Seiten der Bühne standen. Sie waren ebenso Bestandteil der Menge wie Schutz für den neuen Präsidenten von Frankreich.

Die Fahne versperrte den Blick auf einen großen Teil des Hôtel de Ville, des Rathauses von Paris in seiner letzten Inkarnation. Es war im sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erbaut, dann von der Kommune aus Empörung über die Exzesse Napoleons des Dritten im neunzehnten Jahrhundert niedergebrannt und schließlich in einer groben Imitation von Boccadors etwas extravagantem Zuckerbäckerstil wiederaufgebaut worden. Jetzt sah es viktorianisch aus und wurde von den Franzosen als Beispiel der Belle Epoque bezeichnet. Die Second Alliance hatte es für dieses Ereignis

gewählt, vermutete Torrence, weil es eins der wenigen noch intakten Regierungsgebäude in Paris war.

Bis 1830 hatte der Platz noch Place de Greve geheißen und war für Feiern und offizielle Zwecke benutzt worden, was manchmal auf dasselbe hinauslief, wenn nämlich eine Hinrichtung stattfand. Auf diesem Platz, so erzählte Levassier, sei Ravaillac, dem Mann, der Heinrich den Vierten ermordet hatte, die Hand abgebrannt worden, mit der er den Dolch geführt hatte; dann sei sein Leib mit einer scharfen Zange geöffnet worden und man habe siedendes Öl in die Wunde gegossen. Danach sei sein Körper, während er noch lebte, von Pferden, die an seinen Armen und Beinen zerrten, in Stücke gerissen worden. Und hier hatte man andere echte und angebliche Kriminelle ›aufs Rad geflochten‹, wobei ihre Knochen von einem Henker mit einer schweren Stange zertrümmert wurden. Andere wurden einfach gehängt, mit der Axt geköpft oder guillotiniert. Bei solchen Ereignissen war immer eine große Menschenmenge zugegen; alle genossen das Spektakel, die Armen wie die Reichen.

Auch jetzt lag ein Anflug jener Spektakel über dem Platz, wie ein Gespenst, das mit den Mondzyklen wiederkommt. Aber heute würden keine Hinrichtungen stattfinden. Außer vielleicht eine: Die Wahrheit, würde Smoke wahrscheinlich sagen, kommt hier und heute unter die Guillotine.

Vorne zogen sie gerade das Instrument dieser Hinrichtung hoch: Ein Fernsehmonitor, so groß wie eine Filmleinwand, fuhr auf der Ladefläche des Lautsprecherwagens der SA aus, der links von der Bühne stand. Darauf erschien ein Bild des Arc de Triomphe, das sich in den Pixeln wie eine elektronische Fahne entfaltete.

Daniel Torrence, dessen *nom de guerre* Hard-Eyes gewesen war, beobachtete die Szenerie unter den Lidern scheinbar vom Hunger getrübter Augen heraus. Er schien nur das Podium, die Fahne und das Bild des ehemaligen Triumphbogens zu sehen: die Symbole. Ein anderer Beobachter hinter seinen Lidern sah die an einer Seite der Bühne aufgebauten leeren Boxen: holographische Projektoren, die als Lautsprecheranlage getarnt waren.

Und ohne direkt zu ihnen hinzuschauen, sah er, daß Danco, Lina Pasolini und Charles Cordenne, die ebenso farblos und unauffällig aussahen wie Torrence, ihre Position in der Menge eingenommen hatten. Sie standen ihm diametral gegenüber, mit dem Gesicht zum Podium. Die Wachtposten schoben jetzt den papierdünnen schußsicheren Styreneschirm vor die Bühne; das Material war so dünn, durchsichtig und entspiegelt, daß man es nur aus wenigen Blickwinkeln wahrnehmen konnte. Es würde Kugeln aufhalten, nicht aber den Interferenz-Projektor, der unter Torrences Regenmantel versteckt war.

Torrence hatte keine Ahnung von den inneren Mechanismen des Projektors. Für ihn war er ein Harnisch aus Plastik und leitender Keramik, ohne Metall, das die SA-Detektoren alarmiert hätte. Der schmale Keramikkegel der Projektormündung war um seinen Oberarm geschnallt.

Wenn man ihn einschaltete und mit dem Arm auf jemanden zeigte, dann tötete er.

Er tötete Bilder. Nur Bilder. Aber das Opfer mußte das Bild eines Politikers sein, eine Kreatur mit einem Eigenleben; und seine Zerstörung würde in gewissem Sinn auch den Politiker zerstören.

Jetzt trat Louis Cambon, der Bürgermeister, ans Podium. Die Kameras fuhren wie Aale aus ihren elektronischen Gehegen und schlängelten sich durch die Luft, nichts weiter als Objektive am Körper von Metallschlangen. Sie hielten in einer beinahe blütenförmigen Anordnung wie Staubgefäße um Cambons Gestalt mit den sich lichtenden Haaren und den Hängebacken herum inne und krümmten sich hakenförmig zurück, um ihn anzustarren. Eine von ihnen fuhr langsam weiter hinaus, bis zum Rand des transparenten Schildes, und bog sich zu Cambon zurück, um sein Gesicht in Großaufnahme zu zeigen, als er die üblichen Floskeln herunterleierte und Larousse vorzustellen begann, ›den gewählten Präsidenten der Republik‹. Torrence hätte beinahe gelacht. *Gewählt!*

Jemand schnitt eine Schneise durch die Menge und kam auf Torrence zu: ein Betrunkener, dessen Schwanken von der kollektiven Körpersprache abwich. In Paris gab es nicht viel zu essen – nur das, was die SA an den Hilfsstationen hinten aus den Lastern warf –, aber irgendwie gab es immer entschlossene Franzosen, denen es gelang, an Alkohol zu kommen, dachte Torrence. Es war ein übermenschliches Talent. Der hier trug einen langen, mit Dreck beschmierten schwarzen Mantel, ein Kleidungsstück, in dem er in irgendeinem feuchten Park geschlafen hatte. Sein Bart war grau verkrustet, und seine Augen waren so zusammengekniffen, daß sie nicht zu sehen waren, als er zur Bühne bellte: »*Voilà! Le Maire du quoi! Le Maire du quoi!*« Der auf der Straße gebräuchliche Spitzname für Cambon: *Der Bürgermeister wovon?*

Der Bürgermeister von Ruinen, lautete die unausgesprochene Antwort. Aber hörbar war als Reaktion nur ein nervöses Gelächter, das sich durch die Menge fortpflanzte. Cambon hielt nicht inne. Keiner der gepanzerten und bewaffneten SA-Bullen kam, um den Betrunkenen abzuführen. Noch nicht. Aber andere, getarnte Kameras waren an der Arbeit. Sie würden ihn bereits erfaßt haben. Er war markiert. Er würde die Nacht nicht lebend überstehen. Man würde ihn mit Handschellen fesseln und sich einen Spaß daraus machen, ihn systematisch totzuprügeln.

Vier Männer in den weißen Overalls der Stadtreinigung, die scheinbar hier waren, um später den Abfall der Menschenmenge wegzuräumen (die ohnehin nichts wegzuwerfen hatte), kamen grinsend und schmunzelnd auf den Betrunkenen zu, umringten ihn nach außen hin in scherzhaftem Tadel und führten ihn gutmütig aus der Menge heraus, wobei sie ihm auf den Rücken klopften und allen zuzwinkerten. Nichts weiter als städtische Arbeiter mit Bürgersinn, machten sie der Menge weis, die den Mann nach Hause und ins Bett bringen würden, damit er seinen Rausch ausschlafen konnte.

Sie entfernten ihn so beiläufig, wie man sich ein Stäubchen aus den Augen

wischt. Keine Spur von Gewalt. Das wäre nicht zweckdienlich gewesen.

Aber die anderen, die *Maire du quoi* nur ganz leise vor sich hingemurmelt hatten, sie wußten, daß der Betrunkene nie wieder auftauchen würde. Und sie waren es, die sein Verschwinden bemerken sollten.

Die Menge schwoll an, bis sie den Platz ganz ausfüllte und über ihn hinausquoll. Torrence war jetzt mitten unter den Menschen. Cambon kam mit seiner Vorstellung von Larousse zu Ende. Torrence beherrschte die französische Sprache nicht, aber es reichte, um die Phrasen zu verstehen: »… wie der mythische Phoenix, der uns aus der Asche führt; die Hoffnung, ja, in der Tat, der Glaube Frankreichs… der Erneuerer der Republik… hier ist Frederic Larousse!«

Enthusiastischer Applaus von den Jubelpersern, die in der Menge postiert waren. Die anderen folgten reflexhaft ihrem Beispiel.

Larousse und Cambon umarmten sich und küßten sich auf beide Wangen, dann trat Cambon zurück, und Larousse begann zu sprechen, und da war es, das kleine, verräterische Zeichen: Als er zum Podium vortrat, schien er unglaublicherweise ein bißchen schärfer zu werden. Als ob Torrence gerade eben eine Brille aufgesetzt hätte, um seine Kurzsichtigkeit zu korrigieren. Eine Veränderung in Larousses Aussehen, etwas, das man nicht bemerkte, wenn man nicht darüber Bescheid wußte. Man dachte vielleicht: Mir ist noch nie aufgefallen, was für eine *Ausstrahlung* der Mann hat.

Die holographische Korrektur von Larousses natürlichem Äußerem hatte gegriffen. Er wurde von den versteckten Projektoren durchbohrt und wie mit der Spritzpistole poliert, als er zum Bild des Arc de Triomphe auf dem riesigen Fernsehschirm zeigte. »Dies«, sagte er auf französisch, »ist ein Relikt der Vergangenheit. Aber es ist auch ein Monument der Zukunft. Der Arc de Triomphe wird sich wieder erheben, stolzer als in seiner ursprünglichen Form – die Kristallisation einer ungebrochenen Verbindung mit der Vergangenheit. Das Symbol einer mit neuem Leben erfüllten Zukunft.«

Die Arbeit am Wiederaufbau des Bogens hatte bereits begonnen. Zuerst hatten die wenigen Stimmen der Opposition murrend von der Verschwendung von Arbeitskraft und Ressourcen gesprochen, die für den Bau von Wohnungen und Krankenhäusern und die Nahrungsmittelversorgung der Legionen von Obdachlosen in der Stadt benötigt würden: Abertausende hausten in Ruinen, in Flüchtlingsherbergen und Zeltstädten sowie draußen auf offener Straße, Treibgut im Gezeitenstrom des Krieges.

Aber Larousses Parti d'Unite, die Nachfolgerin von Le Pens Front National, hatte die Murrenden zum Schweigen gebracht und mit Nachdruck auf dem Wiederaufbau des Arc de Triomphe bestanden. »Der Arc ist ein Symbol«, hatte Steinfeld Torrence erklärt. »Die Fundamente des Nationalismus brauchen ein Symbol, das in der französischen Geschichte begründet liegt.«

Jetzt lag der Bogen weitgehend in Trümmern. Britische Neofaschisten hatten ihn mit ihren Jaegernauts zermalmt, und jeder wußte das. Torrence

fragte sich, wie sie diesen Widerspruch in den Köpfen der armen Trottel ausräumen würden.

Einen Moment später gab ihm Larousse die Antwort darauf. »… die kommunistischen Terroristen der sogenannten NR haben den Bogen zerstört, indem sie Zertrümmerungsgeräte der Second Alliance gekapert haben. Ihre Heimtücke hat jedoch keinen Schatten auf das französische Volk geworfen – die ganze Sache ist von den Sowjets eingefädelt worden; es war ein Komplott, um unsere Entschlossenheit zu unterminieren.«

So simpel wie eine Lüge.

Kommunistische Terroristen. Einige Leute in der NR – Guerillas, die an die wahre französische Republik glaubten – würden vor Wut einen Schlaganfall bekommen, wenn sie hörten, wie sie als Kommunisten bezeichnet wurden. Es gab Kommunisten in der NR; ebenso Anarchisten, Libertäre, Christdemokraten und alle Arten von Konservativen.

Torrence beobachtete Larousse und spürte es selbst, eine subtile Verlockung, ein Zerren an seiner Identität. Etwas an Larousse, an seinem Tonfall, seinen Gesten, seiner visuellen Präsenz war ein Lockruf an ein tiefsitzendes Bedürfnis, *dazuzugehören*. Ihm zu vertrauen, ihm zu folgen und mit ihm zusammen gegen die rassische Ungerechtigkeit anzugehen, die sie alle in Chaos und Armut gestürzt hatte…

Torrence mußte den Blick abwenden. Er hob die Arme mit der Menge, die jetzt von echtem Enthusiasmus, der keine Jubelperser brauchte, mitgerissen wurde, und intonierte zusammen mit den anderen »*Pour France!*«, als Larousse seine Rede mit einer besonders anstachelnden Formulierung schloß.

Aber sein Blick war woandershin gerichtet. Er wartete auf das Zeichen.

Colonel Watson und Cooper gingen durch die kühle, altmodische Eingangshalle des Hôtel de Ville und betraten den Medienraum der Verwaltung. Watson hatte das prunkvolle Innere der anderen Räume ziemlich überwältigend gefunden; dieses nüchterne, nach reinen Nützlichkeitserwägungen eingerichtete Nervenzentrum war eine gewisse Wohltat. Hier war die Geschichte nicht auf so aufdringliche Weise präsent. Die keramikweißen Konsolen, die Fernsehmonitoren mit dem unfehlbar ruhigen Bild und die summenden Großrechner stellten für Watson so etwas wie eine elektronische Kontinuität dar, eine Verbindung zu dem im Werden begriffenen Imperium, das sein Traum und sein Leben war.

Watson, der Leiter der europäischen Operationen der Second Alliance, war ein hochgewachsener, massiger Engländer im späten mittleren Alter, ein Mann mit rosiger Gesichtsfarbe und sich lichtendem Haar, aber energisch; seine Bewegungen waren so flott und schneidig wie seine mattschwarze SA-Uniform. Sein Auftreten war auf herrische Weise freundlich; er strahlte den Optimismus eines selbstbewußten Erfolgsmenschen aus. Der milchhaarige Cooper war ein schlaffer, blasser Kontrast: ein schlanker Albino in den Dreißigern, abwechselnd mißgelaunt und dann wieder fieberhaft munter. Er

trug die graubraune Uniform eines Technikers. Die zerknitterte, fleckige Kleidung mit den kurzen Ärmeln war ihm mindestens eine halbe Nummer zu groß.

Watson war der festen Überzeugung, daß schlechtsitzende Kleidung das Innere eines Menschen zum Ausdruck brachte. Die beiden Männer trugen ihre gegenseitige Abneigung wie ein Joch, als sie nebeneinander herliefen; sie arbeiteten formell zusammen, hatten jedoch ihre Last damit.

Watson taute sichtlich auf, als er sich von Cooper trennte und Klaus, dem Sicherheitschef, sowie den anderen Technikern und Beamten, die an den Konsolen arbeiteten, die Hände schüttelte. Er ließ sich Tee in einer Tasse aus holländischem Porzellan reichen und gab ein paar begeisterte Laute von sich. Sie scherzten herum, klopften sich gegenseitig auf den Rücken und wechselten die ewig gleichbleibenden Sprüche. »Schön, daß Sie wieder da sind, Colonel! Ist Ihnen der italienische Fraß auf den Magen geschlagen, oder haben diese Spaghettifresserinnen Ihnen die letzten Kräfte geraubt?«

»Die hab ich alle schon vor ein paar Wochen fertig gemacht, Chas!«

Cooper beobachtete diese Zurschaustellung unechter Jovialität mit klinischer Distanz, bis Watson schließlich einer Ordonnanz seine leere Teetasse in die Hand drückte und zurückkam. Sein Lächeln erlosch. »Okay, Cooper. Wie sieht's aus?«

Watson war gerade erst aus der gepanzerten Limousine gestiegen, die ihn von Orly hergebracht hatte. Er war mit dem Flugzeug von Sizilien gekommen, wo er ein paar Wochen mit der Beaufsichtigung der neuen Sicherheitsmaßnahmen im Neubau der Kommunikationszentrale und des zentralen europäischen Hauptquartiers der SA verbracht hatte. Er war nicht auf dem laufenden, was sich hier in der Zwischenzeit getan hatte. Klaus, Spengler und die Kommission hatten dem Test der Modifikationen von Larousses öffentlichem Image zugestimmt. Aber Watson war skeptisch.

»Bei Serro in Rom hat es prima funktioniert«, sagte Cooper. Er verschränkte die knochenweißen Finger vor seinem Geschlecht wie ein Fußballer in der Mauer, löste sie und verschränkte sie erneut. »Und wie Sie sehen, bekommen wir eine Massenreaktion auf Larousse in den oberen Siebzigern und höher.«

Watson warf einen Blick auf die Massenreaktionsanzeige. Die Lichtsäule zitterte auf und ab, als die Ablesung schwankte, aber sie fiel nie unter fünfundsiebzig. »Der kurzfristige Erfolg ist sehr ermutigend, aber ihn zu halten, besonders bei der Anfälligkeit für Sabotage…« Watson holte tief Luft, als ob er sich auf eine fast zu schwere Aufgabe vorbereitete.

»Nun, Klaus glaubt, daß er alle für Sabotage anfälligen Punkte absolut geheimhalten konnte«, sagte Cooper und zeigte mit nervösen Handbewegungen auf die Monitoren der Sicherheitskameras. »Und was die langfristigen Reaktionen betrifft, Colonel: Wenn eine Menschenmenge einmal präpariert ist, wird sie stets gleichmäßig reagieren. Die Masse ist ein ganz eigenes Wesen, wissen Sie, besonders eine so große. Sie hat – nun ja – eine

allgemeine Stimmung, eine… ah… kollektive Haltung.« Coopers Blick ging in eine mittlere Ferne. Er wippte auf den Fußballen, während er auf einem seiner Lieblingsthemen herumritt. »Es gibt ansatzweise Abweichungen, aber eine Menschenmasse – ganz besonders eine, die zusammengekommen ist, um jemand aus patriotischen Gründen zu sehen – ist ein formbares Wesen. Verstehen Sie, wir überwachen die Massenreaktionen auf einem nanodigitalen Gitter, und zwar jede einzelne. Uns entgeht buchstäblich nichts. Jedes Zucken eines Muskels in ihren Gesichtern, jedes Blinzeln – und Blinzeln ist sehr bezeichnend, wissen Sie –, jedes Achselzucken, jedes Auge, das sich verschleiert, jede Modulation in der Stimme und beim Räuspern. Wir fassen alles im Empfänglichkeitssignalfaktor zusammen, und das ist einfach ein sehr konsistenter Output – besonders mit ESF-Verstärkung.«

»In der Masse verhalten sich Menschen oft so, wie es von ihnen erwartet wird«, wandte Watson ein, »nicht so, wie sie wirklich empfinden.«

»Ich rede davon, wie sie *wirklich* empfinden«, sagte Cooper und schnipste Staub von einer Konsole. Der Finger, mit dem er das tat, sah aus, als ob er in einem weißen Handschuh stecken würde, wenn man nicht genau hinschaute. »Ich habe ja erst einen winzigen Teil der Signale erwähnt, die wir überwachen. Abstufungen der Körperwärme, Exhalationsrate, Körpersprache in zweiundvierzig Modalitäten, kollektive und individuelle bioelektrische Felder, Schweiß und die Hormonspuren, wenn er verdunstet – das ist einer unserer besten Indikatoren. Wir sind wirklich sehr gründlich.« Eine trockene Prise scharfen Tadels.

»Das Potential rechtfertigt meiner Meinung nach die Kosten nicht«, sagte Watson.

»Auf lange Sicht spart es Geld.« Coopers Stimme wurde ein bißchen schrill. In seinem versteckten Ärger zwinkerte er ziemlich häufig, als ob er persönlich einen Reaktionsfaktor formen wollte. »Es spart Geld, weil es Veränderungen in der öffentlichen Stimmung vorhersagt und uns erlaubt, diese zu unterdrücken oder zu manipulieren, bevor sie im militärischen Bereich hohe Kosten verursachen. Der ESF-Monitor bildet die Gesamtsumme der ESF-Faktoren und erstellt eine achtundneunzigprozentige soziologisch/soziobiologische Projektion.« Er rümpfte die Nase. »Wir nehmen die Stimmungsumschwünge der Masse – und im weiteren auch der Öffentlichkeit – vorweg, bevor sie Früchte tragen.«

Watson kannte das allgemeine Prinzip. Bestimmte ESF-Angaben korrespondierten mit starken latenten Wünschen in einer Menschenmenge. Mit dem Wunsch, der Feindseligkeit gegenüber Ausländern Ausdruck zu geben; dem Wunsch nach einem Ritual rassischer Vereinheitlichung (das so schlicht sein konnte wie ein Fahnengruß in der Gruppe); dem Wunsch nach Gewalt aus der Gruppe heraus; dem Wunsch, durch einen Appell an die Gefühle bestätigt zu werden; dem Wunsch nach väterlicher Bestätigung. Eine unbeständige Bandbreite unterdrückter und psychologisch verschlüsselter Bedürfnisse.

Wenn sie entschlüsselt waren, konnten die ESF-Angaben den Sprecher über Implantate oder verborgene Kopfhörer warnen, wenn er zu weit gegangen war, wenn er nicht energisch genug gewesen war oder etwas Falsches gesagt hatte – noch bevor die Menge überhaupt reagiert zu haben schien. Mit diesen jede Sekunde kommenden Hinweisen war er im Vorteil; er hatte Zeit zum Kompensieren und konnte genau das Richtige sagen, um das Publikum wieder unter Kontrolle zu bringen. Dieses Richtige wurde von einem Computer berechnet, der mit einzelnen menschlichen Hilfsquellen im Interface war, hochrangigen Redenschreibern, die zum Dienst für die SA gepreßt worden waren und in einem halbbewußten Zustand gehalten wurden. In ihren Hirnen arbeiteten Extraktoren, um den menschlichen Kreativitätsfaktor mit dem Computerwissen über charismatisches Sprechen zu verbinden. Die Computer hatten Tausende von Reden analysiert und sie mit den Reaktionen der Menge korreliert.

Larousse war der Brennpunkt des Ganzen, ein Mensch, der an unsichtbaren Fäden tanzte. Seine öffentliche Erscheinung war holographisch verändert worden. Eine dünne Image-Tünche überlagerte den echten Larousse, oder genauer: sein bioelektrisches Feld. Ein Image, das nach Maßgabe der Computermodelle und der soziologischen Studien das Aussehen und die Manierismen des idealisierten französischen Nationalistenführers rekonstruierte. Charisma aus der Tube.

Watson schüttelte den Kopf. »Wenn er sich bewegt, wird er bestimmt aus der Phase geraten.«

Cooper seufzte theatralisch und führte Watson zu einem großen Bildschirm an der Wand gegenüber. Er drückte auf eine Taste, und Larousses Profil erschien blitzartig auf dem Schirm. Larousse beschrieb Frankreich gerade als einen gewaltigen, altehrwürdigen, urzeitlichen Baum, der in den Himmel hineinwuchs. Aber Parasiten, Kletterpflanzen und Insekten raubten dem Baum die Kraft, indem sie den Strom seiner Vitalität an den Wurzeln eindämmten. Und deshalb mußte man dieses Übel auch an den Wurzeln ausreißen.

»Die Signale für seine Bewegungen werden ihm über kleine Metallkontakte gegeben, die unmittelbar unter seiner Haut eingesetzt sind«, sagte Cooper müde. »Sie lenken ihn mit ganz schwachen Impulsen, kurzen spürbaren Stößen, die eine Millisekunde vorher erfolgen. Zuerst waren seine Bewegungen ruckhaft, unnatürlich und unpräzise, aber wir haben ihm klargemacht, daß es für ihn eine Sache von Leben und Tod ist, geschmeidig zu reagieren, und nach ein paar Wochen Training wurde es zu seiner zweiten Natur. Es ist alles im Kopf, wissen Sie, alles eine Frage der Einstellung. Mit unserer Verstärkung bis hin zur Stimmformung ist er absolut unwiderstehlich. Er überwältigt jetzt sogar mich, wenn ich ihm zuhöre, wissen Sie…« Cooper lächelte dünn; seine fast farblosen Lippen verschwanden. »Er genießt es jetzt eigentlich auch. Er bildet sich ein, die Larousse-Persönlichkeit sei ganz und gar seine eigene Erfindung. Und er ist ziemlich desorientiert, wenn wir ihm

keine Signale mehr geben. Das passiert natürlich alles hinter der Bühne. Es ist im wesentlichen eine neue Stufe der Technologie der ›virtuellen Realität‹.«

»Es kommt mir einfacher vor, nur ein Holo auf die Bühne zu projizieren und ihm Leben einzuhauchen…«

»Das sieht einfach nicht echt genug aus. Und er kann nicht immer nur im Fernsehen auftreten, jedenfalls nicht ausschließlich. Die physische Präsenz eines Menschen hat etwas an sich; vielleicht gibt es sogar eine…« Cooper brach stirnrunzelnd ab. Er war kurz davor gewesen, eine seelische Verbindung anzudeuten. Crandall billigte das nicht: Seelische Phänomene waren das Reich der Dämonologie.

Aber Watson wußte, was er meinte. Hitler war in den Wochenschauen sehr wirkungsvoll gewesen und wäre es auch im Fernsehen gewesen. Aber was den Kern ihrer Bewegung anbetraf, so mußten sie mit etwas Animalischem, etwas Urtümlichem und Atavistischem im Herzen des besten Faschismus Fühlung aufnehmen. Und das erforderte von Zeit zu Zeit die physische Präsenz, ganz gleich, wie geglättet und geschniegelt sie sein mochte. »Und die Kameras haben Filter gegen verräterische Holoverschiebungen?«

Cooper hatte die Nase voll. Er drehte sich scharf zu Watson herum und fauchte: »Fragen Sie Ihren Klaus. Er hat jede verfluchte Einzelheit dreimal überprüft. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen…« Er tat sein Bestes, den Raum in mannhafter Empörung mit gemessenen Schritten zu verlassen.

Watson schnaubte, als Klaus schmunzelnd auf ihn zutrat und Cooper nachschaute. Klaus war noch größer als Watson und ein wahres Muskelpaket. Seine Haare waren oben flach geschnitten, und sein kurzer schwarzer Bart war mit der gleichen geometrischen Exaktheit gestutzt. Seine Augen glitzerten wie Onyx. Er trug die pechschwarze Uniform des Sicherheitsstabs mit den Chrominsignien von dessen Chef auf den Schulter: ein Christenkreuz mit einem Auge an der Spitze.

Klaus war effektiv der zweitmächtigste Mann in der europäischen SA. Nicht daß es zu diesem Zeitpunkt einen einzelnen in der Öffentlichkeit akzeptierten Führer gegeben hätte… abgesehen von Crandall. Und der war trotz seiner täglichen Auftritte ziemlich tot.

»Ich fürchte, Cooper hat den Eindruck, daß ich ihm ständig auf die Pelle gerückt bin«, sagte Klaus. »Aber es gibt so viele Möglichkeiten, wie diese… diese falsche Präsentation schiefgehen könnte. Ich sehe das genauso wie…«

Watson hob die Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen, warf einen Blick auf die Techniker an den Kontrollkonsolen und machte dann kehrt, um in den Konferenzraum zu gehen. Klaus folgte ihm. Watson machte die Tür hinter ihnen zu. Der Raum war schalldicht und enthielt so gut wie nichts, was besonders ins Auge fiel, nur einen Tisch, Sessel und ein Regal mit ausgeschalteten Kommunikationsgeräten.

Sie setzten sich so an den Tisch, daß sie die Tür im Auge hatten, und Klaus fuhr fort: »Mir gefällt's auch nicht. Es ist nicht… es kommt mir so plump, so indirekt vor, Menschen auf diese Weise zu manipulieren.«

Watson nickte. »Man sollte denken, es wäre schlauer, jemand mit natürlichem Charisma zu suchen, zu trainieren und einzusetzen. Der hätte sozusagen von vornherein die ganze erforderliche Software…«

»Das Komitee hat eine sehr hohe Meinung von Cooper. Sie wollen diese Sache irgendwann ins Gitter bringen. Und bei Crandall funktioniert es ja auch in gewissem Sinn. Er ist ein Larousse ohne den warmen Körper hinter dem Image.«

»Larousse macht mir Sorgen. Eine holographische, computerisierte Persönlichkeit ist an einem öffentlichen Ort einfach zu fragil.«

Klaus zuckte die Achseln. »Das war der Grund, warum… warum ich Cooper ständig belästigt habe, wie er es nennt. Ich habe versucht, die Löcher zu stopfen. Die Geräte sind doppelt isoliert. Aber ich bin nicht sicher, ob sie wirklich gegen Störungen gefeit sind. Wir könnten es so arrangieren, daß Crandall das bestreitet.«

»Cooper hat Crandall für die Sache begeistert, das weiß jeder.«

»Dann hat er seine Meinung eben geändert.«

»Zu diesem Zeitpunkt, wo die Sache in Belgien und Italien bereits läuft? Nachdem soviel Geld reingesteckt worden ist? Sie werden anfangen, sich Gedanken zu machen. Sie sehen ihn nie persönlich – manche von ihnen machen sich wahrscheinlich jetzt schon Gedanken. Wenn er zu oft derselben Meinung ist wie wir beide, werden sie erkennen, daß er mit uns beiden identisch ist.«

»Hmmm… Wollen Sie sich die Sendung für heute nachmittag ansehen? ›Crandall‹ war recht eindrucksvoll.« Klaus öffnete die Klappe über den Bedienungselementen am Tisch und gab den Code ein. Einer der Konferenzschirme leuchtete auf: Crandall, mitten in seinem ›kleinen Schwätzchen mit meinen Freunden und Nachbarn‹ für diesen Nachmittag.

Crandall lächelte ihnen zu. Seine hageren Züge, die Ähnlichkeit mit denen von Lincoln hatten, glühten schwach in einem inneren Licht. »Ich bin davon überzeugt, daß uns Gott der Herr aus sehr gutem Grund aus Nordamerika weghaben wollte«, sagte er. »Aus dem gleichen Grund, aus dem er die Israeliten aus Ägypten herausführte. Um den Unreinen, den Peinigern zu entkommen. Wir kehren zu den Wurzeln der arischen Rasse zurück, um aus den Quellen unseres genetischen Erbes zu trinken. Es ist ein Exodus der Erneuerung. Wir sind das *wahre* auserwählte Volk, die *wahren* Israeliten – jene, die aus Israel vertrieben und ohne jede Berechtigung von dem Geschmeiß ersetzt wurden, das jetzt das Land besetzt hält, den Juden. Der Unterschied zwischen dem Juden und dem wahren Israeliten muß jedem sofort ins Auge springen, der sich nicht von der zionistischen Verschwörung hat blenden lassen. Wie einige von euch wissen, weisen meine Nachforschungen darauf hin, daß der wahre Israelit in der Tat aus den Bergen Österreichs stammt.«

»Das Programm ist ein bißchen wirr in seiner Logik«, sagte Watson beifällig. »Da hat es eine unheimliche Ähnlichkeit mit Crandall. Wie er fast

etwas Vernünftiges zu sagen schien und dabei seine prachtvoll oberflächlichen Wahnvorstellungen in Logik einwob…«

Klaus warf ihm einen Blick zu. »Sie glauben nicht, daß der Ursprung der Großen Rasse in Österreich liegt? Daß die Juden Betrüger sind?«

Watson unterdrückte ein Lächeln. »Oh, daran zweifle ich nicht. Ich bin nur sehr froh, daß wir so einen lebensechten Crandall erschaffen haben. Die Animation ist makellos, und das Charisma ist ebenfalls vorhanden. Vielleicht bestätigt das Cooper; es zeigt doch, wie künstlich Charisma ist… Wie hat der Stab auf diese kleine Vorstellung reagiert?«

»Begeistert. Es ging ihnen runter wie Honig.«

»Gut.« Watson schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, ein Zeichen, daß er eine Entscheidung getroffen hatte. »Na schön. Wir werden Coopers neuestem Projekt eine kleine Chance geben, und wenn es nicht klappt, hat Crandall jede Rechtfertigung, das Programm zu kippen.« Watson seufzte glücklich. »Es ist eine solche Wohltat, den Geist des kleinen Mistkerls für mich arbeiten zu lassen.« Er bemerkte den Druck von Klaus' Blick, drehte sich zu ihm herum und setzte rasch hinzu: »Und für dich natürlich, Klaus.«

Die Menge war wie ein vor Glück hysterischer Hund, der sein lange vermißtes Herrchen begrüßt, als Larousse schwungvoll auf den Höhepunkt seiner Rede zusteuerte. Der riesige Schirm neben der Bühne zeigte in rascher Folge künstlich fabrizierte Bilder eines wiederaufgebauten Frankreichs, unterbrochen von 0,005 Sekunden langen unterschwelligen Einblendungen von Larousse mit einem in die französische Fahne eingewickelten Baby auf den Armen und Aufnahmen, auf denen er den Zuschauern Nahrung, Geld und Liebe anbot.

»Die Reinigung des französischen Volkes bedeutet das Überleben und den *Triumph* des französischen Volkes!« dröhnte Larousse. Jede Silbe war meisterhaft getimed und intoniert. Torrence mußte erneut mit sich kämpfen, als er fühlte, wie die Begeisterung des in dem faschistischen Phantasiegemälde aufgehenden Mobs wie der Kick einer Droge über ihn wegspülte. Der Mann hatte im wahrsten Sinn des Wortes eine Aurora, einen leichten, fast unsichtbaren göttlichen Schimmer…

Jeder in der Menge reckte Larousse die Hände entgegen, wie bei einem Bittgebet…

Torrence schaute weg, steckte die Hand in seinen linken Ärmel und drückte auf den Aktivierungsknopf, der an seinem Unterarm festgeschnallt war. Er schickte ein Signal an Danco, Cordenne und Pasolini. An vier weit auseinanderliegenden Punkten in der Menge hoben sie ihre Arme, wie um sich an der Lobhudelei zu beteiligen, streckten die Hände flehend der fernen Gestalt von Larousse entgegen, und die Harnische begannen zu senden.

»Und wie sieht's mit unseren anomalen Bewegungen in der Menge aus?« fragte Watson, als er hinter Klaus trat, der an der Sicherheits-Hauptkonsole saß.

Ohne den Blick vom Schirm zu wenden, sagte Klaus: »Sie haben sich nicht bewegt, Colonel. Es sind vier, in fast symmetrischer Anordnung; sie stehen wie angewachsen da, während die Menge um sie herum in Bewegung ist. Sie haben ihre Positionen eingenommen und sind da geblieben. Es ist fast so, als ob jemand Fußabdrücke für sie aufgemalt hätte, wo sie stehen sollen. Der ESFM sagt mit einer Wahrscheinlichkeit von 68 Prozent eine geplante Störung durch diese vier voraus. Mit geringerer Wahrscheinlichkeit einen Mordanschlag.«

»Larousse ist doch gegen Raketenwerfer, Handgranaten, Schwebevögel und solche Sachen geschützt, nicht wahr? Auch gegen Kugeln?«

»Ja. Und die NR weiß das. Ah, jetzt geht's los. Unsere Leute kreisen sie ein.«

Bislang war keine Wirkung auf Larousse' Image zu sehen. Die Harnische würden einen breiten Frequenzbereich abtasten und versuchen, das Bild zu stören, bis es sich kräuselte und sich verzerrte, so daß die Menschen sahen, daß es sich um einen Schwindel handelte. Es war eine Agitprop-Attacke. Bis jetzt hielten die Filter der SA stand. Es konnte noch einige Zeit dauern.

Aber die Zeit war abgelaufen. Torrence sah die Männer in Weiß, die ›Arbeiter der Stadtreinigung‹, auf sich zukommen; sie drängelten sich geschickt durch die Menge, und diesmal hatten sie RU-Knüppel dabei. Und am Rand zogen SA-Bullen in voller Panzerung auf. Andere Gestalten in Weiß arbeiteten sich zu Danco, Cordenne und Pasolini vor.

Es war aus. Sie hatten es verpatzt.

Torrence langte in seinen Ärmel, drückte auf den Knopf und signalisierte den anderen: *Weg hier!*

Er wartete nicht ab, um zu sehen, was aus ihnen wurde. Sie waren auf sich selbst angewiesen. Er drehte sich um, stürzte sich mit rücksichtsloser Gewalt in die Menge und versuchte, hinter sich einen Tumult zu erzeugen, eine Sperre taumelnder Menschen. Er stieß in Rippen, trat auf Füße und brachte Leute zum Stolpern; sie schrien ihn an und schlugen nach ihm, wenn er vorbeikam, aber keiner wandte den Blick lange von Larousse ab. Verdammt schade, daß der NR die Rauchgranaten ausgegangen waren.

Die Männer in Weiß kamen stetig auf ihn zu. Sie wurden langsamer, blieben jedoch nicht im Gewühl stecken – wie Antikörper, die sich auf seine Spur gesetzt hatten. Torrence zog sich den Regenmantel über den Kopf, wobei er einmal stolperte und beinahe hingefallen wäre, dann fing er sich wieder. Er tastete nach den Plastiksauggranaten an seinem Patronengurt, als er den Rand der Menge erreichte, auf die Straße hinausstürzte und zur Metrostation sprintete. Sie war völlig verrammelt, da die Metro außer Betrieb war, aber ein paar Tunnels waren von der NR selektiv freigeräumt worden.

Ein SA-Bulle tauchte auf und kam mit schweren Schritten angerannt, um ihm an der Ecke den Weg abzuschneiden. Sein verspiegelter Helm glänzte mattsilbern im Nachmittagslicht, und seine verstärkte Stimme dröhnte barsch

auf amerikanisch: »HALT, ODER DU BIST TOT!« Das letzte Wort hallte nach, TOT-OT-OT. Torrence ließ die flache Scheibe der Sauggranate wie einen Miniaturdiskus auf den Bullen lossegeln. Sie traf den SA-Mann an der Brust und saugte sich flach an sein gepanzertes Brustbein, und die winzigen Bohrer mit den Iridiumspitzen bohrten sich surrend durch die Panzerung. »VERFLUCHT NOCH MAL, *NEIN!*«, schrie der SA-Bulle gellend, und das Echo wiederholte NEIN-EIN-EEIINNN…

… als die Bohrer durchstießen, die Ladung der Granate mit einem gedämpften WUMPF losging und Bohrerteile in Haut, Fleisch und Knochen getrieben wurden, so daß um die flachen Ränder der Scheibe herum Blut herausspritzte…

Torrence hörte eine weitere Explosion, viel lauter als sie hätte sein sollen. Er warf einen Blick zurück und sah, daß Pasolini ein paar normale Handgranaten in die Menge geworfen hatte – o Gott –, und Menschen schrien…

Zur Hölle mit ihr zur Hölle mit ihr zur Hölle mit ihr!

Er sah Cordenne am Rand der Menge entlanglaufen und hörte Gewehrfeuer spritzen, und Cordennes Bauch platzte auf, und er schlidderte in seiner eigenen Blutlache aus. Torrence hörte, wie er so etwas wie ein schluchzendes Lachen hervorstieß, dann kam nichts mehr durch.

Aus dem Augenwinkel sah Torrence ein silbriges Flattern nicht weit über sich; ein Vogelauge, ein kleines Ding aus federleichtem Metall und Glas, das ihm auf Plastech-Flügeln blitzschnell folgte. Er stellte sich sein Bild vor – eine kleine, verzweifelte, fliehende Gestalt –, das vom Vogelauge zu irgendeinem Fernsehmonitor in der Sicherheitszentrale der SA übertragen wurde. Die mit Brettern vernagelte Metrostation war direkt vor ihm (Kugeln rissen Splitter des Straßenasphalts um seine Knöchel heraus). Dort hinein würde ihm der Vogel nicht folgen, weil er unter der Erde nicht senden konnte.

Kugeln pfiffen an seinem Ohr vorbei, als er die Metro erreichte, und er spürte den sanftwarmen Kuß eines Ziellasers auf seinem Nacken. Er sprang durch die falsche Bretterwand aus Papier, die die NR hier angebracht hatte, als MP-Geschosse die Luft an der Stelle zerrissen, wo er noch eine halbe Sekunde zuvor gewesen war.

Er fiel hin und knallte hart auf die Schulter, fluchte vor Schmerz und stürzte sich überschlagend die Treppe hinunter, ohne es verhindern zu können. Seine Nase blutete, und scharfe Betonkanten rissen ihm die Lippe auf.

Am Müllhaufen am Fuß der Treppe kam er sofort wieder auf die Beine. Er rannte in die Dunkelheit hinein.

»Habt ihr das scharf und deutlich?« fragte Watson. »Wie diese NR-Agentin eine Granate in die Menge wirft?«

»Haben wir«, sagte Klaus.

»Nun sollen sie mal versuchen zu behaupten, sie seien keine Terroristen, wenn wir das unter die Leute bringen!«

»Da ist der vierte. Der kommt mir bekannt vor.«

Klaus tippte auf die Tastatur, und das Bild auf dem Schirm zoomte heran: Danco. Ein kompakter Mann mit dunklen Haaren. Wahrscheinlich ein Spanier, obwohl er nicht dunkel genug war, um in der Menge Aufmerksamkeit zu erregen.

»Das ist dieser Spanier«, sagte Watson. »Wir haben keinen Namen für ihn.«

Sein Name war Danco.

Danco sträubte sich im Griff von vier Männern in weißen Overalls, die ihn zum Eingang des Gebäudes schleiften. Er windet sich wie ein Wurm auf dem heißen Stein, dachte Watson. Danco brüllte etwas. Watson schnappte ein paar Worte auf: »… rückgratlose Feiglinge, wenn ihr mich nicht umbringt… Schwanzlutscher, widerliche!«

Er versuchte sie so zu provozieren, daß sie ihn töteten. Er wußte, daß der Extraktor ihm das Hirn leerräumen würde; daß es einfach keine Möglichkeit gab, einem Extraktor zu widerstehen.

Klaus langte zu einem Kippschalter und sprach in seinen Kopfhörer: »San Simon, geh da runter und sag ihnen, sie sollen ihn durchsuchen, bevor sie…« Und dann fluchte er auf deutsch.

Danco hatte einen Arm losgerissen und war mit der Hand schon am Sprengstoff, den er sich unter seinem Regenmantel umgebunden hatte. »Nein, nein, ihr Idioten«, rief Klaus, »nehmt es ihm ab, lauft nicht weg!«

Aber sie hatten sich instinktiv zur Seite geworfen, als Danco den Zünder am Plastiksprengstoff betätigte. Der Zylinder, nicht größer als eine Parfümflasche, explodierte in einem Feuerball, der Danco und den SA-Bullen, der auf ihn zugerannt kam, sowie zwei nicht gepanzerte Sicherheitsmänner verschlang.

»Verflucht noch mal!« entfuhr es Watson. Danco war Matsch, der zweite Mann würde schon zu lange tot sein, um ihn unter den Extraktor zu setzen, und zwei weitere waren bisher noch nicht gefaßt.

»Wir müssen diese Tunnels verdrahten«, sagte Klaus leise.

»Ja natürlich, das ist doch klar, aber dazu müssen wir erstmal die Mittel von dem verdammten Komitee bekommen – das werden wir über Crandall arrangieren. Mach Platz!«

Klaus stand auf, und Watson setzte sich an die Konsole. Er fühlte sich, als ob er eine Gallone Espresso getrunken hätte. Sein Puls raste vor Wut und Frustration. Er ließ das Bildmaterial über die beiden, die entwischt waren, nochmals durchlaufen. Es gab eine scharfe Aufnahme von der Frau. Aber bei dem Mann war es schwieriger. Aus jedem Blickwinkel war er halb von irgendwem verdeckt, oder er drehte sich gerade in die falsche Richtung. Da – als er über die Schulter zurückschaute, nachdem die Granate in der Menge hochgegangen war. Ein körniges Bild von seinem Gesicht. Die Kamera war fast zu weit weg… Ihm schien ein Ohr zu fehlen… Ja!

Watson befahl dem Computer, das Bild schärfer zu machen und es zu

vergrößern. Das Gesicht nahm nun den ganzen Schirm ein. Ein Männergesicht. Ein starkes, einfaches, scharf geschnittenes Gesicht. Augen mit einer fast psychotischen Intensität. Vielleicht war das bloß die Angst, die Gefahr. Trotzdem erschauerte Watson unter einem leichten *déjà vu*-Gefühl. Er hatte dieses Gesicht schon einmal gesehen… und nicht auf einem Hochglanzfoto in einer CIA-Akte. Sondern so.

Auf einem Fernsehschirm. Wo?

Er gab einen Gesichtsvergleich mit den Aufnahmen in der Videobank ein. Das konnte Stunden dauern. Auf eine vage Ahnung hin präzisierte er den Befehl: 12. Mai. Der Abend des Attentats auf Le Pen.

Versailles. Das Versailler Schloß. Das Phantasiegebilde des Sonnenkönigs. Die Verkörperung absolutistischer königlicher Macht. Das schmucklose, riesige Schloß im Westen von Paris, dessen fanatisch symmetrisch angeordnete Gartenanlagen jetzt überwuchert und von Granattrichtern zernarbt waren. Der Nordflügel war teilweise eingestürzt. Der Südflügel war jedoch größtenteils unversehrt geblieben.

Le Pen hatte die Kritik aus den Reihen der Neofaschisten abgeschmettert, daß er Versailles zu seiner Operationsbasis machte. Es war kein staatliches Gebäude, sondern nur ein riesiges, überdimensionales Museum. Ein Denkmal für die Unnahbarkeit von Louis Quatorze, für seine Verachtung der stinkenden, hungernden Massen in der großen Stadt. Aber Le Pens Absicht war für den Mann auf der Straße sonnenklar. Der Symbolismus war so flammend wie ein Feuerwerk am Himmel: Die Wiederkehr der königlichen Macht. Früher hatte die Thronfolge auf der Vererbung basiert, und Genetik war die Achse der Macht in dem neuen Staat.

Le Pen begann nationalistische Feste im Südflügel zu geben, die im Fernsehen übertragen wurden, und ließ zum letzten Fest tausend weiße Pariser der Mittelschicht per Bus zum ungepflegten Gelände von Versailles herausbringen. Sie warteten in Reihen zu beiden Seiten des formellen Laufgangs auf ihn, der zu den Petites Ecuries führte. Dort, wo Le Pen durchgehen sollte, stand ein Schutzschild zwischen der Menge und dem Laufgang. Das undurchdringliche, transparente Plastikschild war in Form eines Tunnels zwischen dem Eingang und dem Podium in den Gärten errichtet worden, wo Le Pen sprechen sollte. Er wurde immer gründlich geschützt. Und mit der gleichen Gründlichkeit hatte er Anweisung gegeben, daß die Schnitzereien über dem Bogen der Petites Ecuries zu diesem Anlaß restauriert werden sollten: das Meisterstück von François Girardon, *Alexander zähmt sein Schlachtroß Bucephalus.* Alexander der Große (Alexander der Autokrat) mit gespreizten Beinen auf dem wutschnaubenden Pferd, während zwei trainierte Dienstpferde das rebellische Reittier auf der Bahn hielten. Die Schäden durch den Krieg waren relativ geringfügig: Die Brust von Bucephalus hatte einen Sprung bekommen und war teilweise abgebrochen.

Man hatte einen Trupp von Arbeitern aus Paris kommen lassen. Diese

hatten die Brust des Pferdes fugenlos durch ein ordentliches kosmetisches Gipsteil ersetzt, das getönt war, um Alter zu suggerieren. Die Reparatur war beendet, als der Präsident des faschistischen Frankreich, Jean Le Pen, Enkel des Gründungsvaters der Front National, zwischen der jubelnden Menge aus dem Eingang trat. Die Menschen jenseits des transparenten Plastikschilds winkten und riefen. Le Pen machte einen großen Schritt zum Podium, wo er die Gründung der Einheitspartei und deren Bündnis mit der Selbstverwaltungsorganisation der Europäischen Staaten verkünden wollte…

Und die Brust des rebellischen Bucephalus brach auf, als ob sich sein Herz den Weg in die Freiheit erkämpft hätte, um seinem Zorn Ausdruck zu verleihen. Ein Strom teflonbeschichteter Kugeln durchsiebte Le Pen, seine Leibwächter und seinen Verteidigungsminister.

Le Pen war von einer kleinen, ferngesteuerten Maschinenpistole getötet worden, die liebevoll in den verzierten Schnitzereien über dem Bogen des Eingangs zum Rundbau der Petites Ecuries verborgen war. Dort hatten sie NR-Agenten vor zwei Tagen versteckt. Sie hatten den Reparaturtrupp abgefangen und seinen Platz eingenommen. Das Gipsteil über dem Lauf der Waffe war hauchdünn gewesen.

Jetzt ließ Watson das Filmmaterial über das Attentat erneut ablaufen, immer wieder, und zoomte das Bild heran, um Nahaufnahmen von der Menge zu erhalten. Sie glaubten, alle Anwesenden geschnappt und verhört und einen nach dem anderen unter den Extraktor gesetzt zu haben: Sie hatten zwei Juden gefunden, die behaupteten, Christen zu sein, und sie in die ›Abfertigungszentren‹ geschickt. Aber sie hatten nicht einen NR-Agenten gefunden, nicht einen Attentäter. Nun ja, in dem ganzen Durcheinander nach den Schüssen hätte leicht jemand aus der Menge davonschlüpfen können.

Er musterte die Gesichter, ohne recht zu wissen, wonach er suchte. Und dann sah er ihn. Er war halb abgewandt und hatte die Hände in den Taschen; vielleicht aktivierte er gerade die Fernbedienung für die in der Skulptur verborgene Waffe… Wenn man ihm nicht genau in die Augen schaute, hatte der Attentäter ein leeres Gesicht; er lächelte vage und sah auf fröhliche Weise verwirrt aus. Er hatte die Miene eines hungernden Trottels aufgesetzt. Seine Augen paßten aber nicht zum übrigen Gesicht. Sie waren konzentriert, aufmerksam und raubtierhaft. Er schaute zu dem Bogen hinauf. Nur einen Moment lang, aber der Blick war sehr kennzeichnend. Lag Erwartung darin? Es war nur ein blitzartiges Aufflackern. Es war nicht nötig, die subtileren Gesichtsausdrücke des Subjekts aufzulösen und zu analysieren.

Er war es. Das fehlende Ohr. Der Mann gerade eben in der Menge bei Larousse. Derjenige, der in den Metrotunnel entkommen war. (Entkommen? Es waren immer noch Soldaten hinter ihm her, die die Tunnels durchkämmten. Aber er würde seinen Fluchtweg sorgfältig geplant haben. Er war entkommen.)

Ein Vergleich mit den CIA-Akten zeigte Watson, daß der Mann auf der Abschußliste des CIA stand – definitiv und endgültig. Ein Terrorist.

Ein gewisser Daniel Torrence. Hard-Eyes.

»Du dreckiger kleiner Lump«, sagte Watson leise und starrte den Mann auf dem Bildschirm an. »Du versauter Bastard. Du stinkender kleiner Scheißjude. Du häßlicher kleiner Kanaker. Du bist jetzt die Zielperson, mein Lieber. *Du ganz besonders.* Dich kriegen wir!«

## ZWEI

**Los Angeles, Kalifornien:**

Es war neun Uhr morgens, und Jerome-X hatte Bock auf eine Zigarette. Er rauchte eigentlich nicht, aber hier drin war ihm danach, und er konnte verstehen, warum Leute, die als Nichtraucher in den Knast gingen, zwei Schachteln pro Tag wegqualmten, wenn sie rauskamen. Vielleicht mußten sie sich das Hirn neu verdrahten lassen, um wieder damit aufhören zu können. Das war eine fiese Sache; er war einmal neu verdrahtet worden, um von Sink[1] runterzukommen, und er hatte sich noch einen Monat danach wie ein Prozessor mit einer Macke gefühlt.

Er stellte sich vor, seine Gedanken seien ein kleiner Zug, der um die mit Zigaretten eingebrannte Graffiti JETZT BIST DU IM ARSCH und GASMAN WAS HERE und GASMAN IST EIN VOLLIDIOT herumflitzte. Die Worte waren mit braunen Brandflecken in die mattrosa Decke getüpfelt. Jerome fragte sich, wer Gasman war und weshalb sie ihn ins Gefängnis gesteckt hatten.

Er gähnte. Letzte Nacht hatte er nicht viel geschlafen. Es dauerte lange, bis man lernte, im Knast zu schlafen. Er wünschte, er hätte sich ein Upgrade für seinen Chip besorgt, um mit dessen Hilfe seine Schlafendorphine aktivieren zu können. Aber sowas war eine Klasse über dem, was er sich leisten konnte, und es überstieg bei weitem die Sorte von Hirnchips, mit denen er gedealt hatte. Er wünschte, er könnte das Lichtfeld ausschalten, aber es war in die Decke eingelassen. In der Zelle gab es eine Toilette und einen kaputten Wasserspender.

Es gab auch vier Betten, aber er war allein an diesem statischen Ort blaßblauer Lichter und mattrosa Perspektiven. Die Wände waren lachsfarbene Müllblöcke. Die in die Decke gebrannten Worte waren verwischt und ohnmächtig.

Kurz vor Mittag lag Jerome mit knurrendem Magen immer noch auf dem obersten Bett, als der Mülleimer schnarrte: »Eric Wexler, blei-i-ben Sie auf Ihrem Bett li-ie-gen, während der neue Häftling in die Zel-l-le kommt!«

Wexler? Ach ja. Sie glaubten, sein Name sei Wexler. Das gefälschte ID-Programm.

Er hörte, wie die Zellentür aufglitt; er schaute hinüber und sah, wie der Mülleimer einen stämmigen Chicano hereinbrachte. Der Mülleimer war ein plumper Metallzylinder mit vier Kameralinsen, einem einfahrbaren Plastikarm und einem Gewehrlauf, aus dem er eine Taserladung, Gummigeschosse, Tränengasschrot oder 45er-Kugeln abfeuern konnte. Er sollte die 45er nur in extremen Situationen benutzen, aber er war fast schon Schrott; er jaulte, wenn er sich bewegte, und seine Stimme war verzerrt. Wenn die Maschinen diesen

Zustand erreicht hatten, legte man sich besser nicht mit ihnen an. Sie brachten es fertig, die Gummigeschosse mit den 45er-Kugeln zu verwechseln.

Die Tür schloß sich selbsttätig mit einem saugenden Geräusch, und der Mülleimer rollte jaulend über den Flur davon, wobei seine Gummiräder bei jeder Umdrehung einmal quietschten.

Jerome hörte ein blechernes Scheppern, als jemand ein Tablett nach ihm warf. Vielleicht wollte er ihn dazu bringen, auf den Burschen in der nächsten Zelle zu schießen. Dann folgte hallendes Geschrei von einer Zelle zur anderen und eine verzerrte Ermahnung des Mülleimers. Der Chicano lachte.

»Was'n da los?« fragte Jerome und setzte sich auf dem Bett auf. Er war dankbar für die Abwechslung im ewigen Einerlei.

»*Que pasa.* Dir gefällt das obere Bett, hm? Das's gut.«

»Von hier oben kann ich besser lesen, was an der Decke steht. Lesefutter für zehn Sekunden. Ist alles, was ich habe. Du kannst das untere Bett nehmen.«

»Kannst du deinen Arsch drauf wetten, daß ich das kann.« Aber in seiner Stimme lag keine echte Aggressivität. Jerome dachte daran, seinen Chip einzusetzen, um die unterschwelligen Botschaften des Typs zu checken, seine somatischen Signale, und ein Modell des wahrscheinlichen Aggressionsindexes zu erstellen oder vielleicht ein Täuschungsmanöver zu planen. Er konnte ein getarnter Bulle sein. Jerome hatte ihnen nicht gesagt, wer sein Dealer war, hatte sich auf keinen Handel eingelassen.

Aber er entschied sich dagegen. In manchen Gefängnissen gab es Scanner für unerlaubten Chip-Output. Besser, er benutzte ihn erst, wenn es sein mußte. Und sein Bauch sagte ihm, daß der Typ nur dann gefährlich war, wenn er sich bedroht fühlte. Sein Bauch hatte fast genauso oft recht wie sein Hirnchip.

Der Chicano war dick und vielleicht eins achtundsechzig groß, gute zwölf Zentimeter kleiner als Jerome, aber wahrscheinlich fünfzig Pfund schwerer. Er hatte ein indianisches Gesicht und kleine, pechschwarze Augen. Er trug graublaue Printout-Gefängnisklamotten mit der Nummer 6631; sie hatten ihm sein Haarnetz gelassen. Jerome hatte die Sache mit den Chicanos und ihrem Haarnetz nie begriffen, hatte sich aber auch nie getraut, danach zu fragen. Der Chicano stand an der Plexiglas-Durchreiche, die Hände in den Taschen und starrte Jerome an. Er sah aus, als ob er ihn einzuordnen versuchte.

Jerome war angenehm berührt. Es gefiel ihm, erkannt zu werden, wenn es nicht gerade Leute waren, die ihn verhaften konnten.

»Wenn du die Hände in die Taschen von diesen Papierhosen steckst, reißen sie, und in Los Angeles County geben sie dir erst nach drei Tagen 'ne neue«, erklärte ihm Jerome.

»Yeah? Mist.« Der Chicano zog die Hände vorsichtig aus den Taschen. »Ich will nicht, daß meine *huevos* raushängen. Sonst denken die Leute noch, ich mach Reklame für irgendwelchen Scheiß. Du bist doch nicht schwul, oder?«

»Nee.«

»Gut. Wie kommt's, daß ich dich kenne? Obwohl ich dich *nicht* kenne.«

Jerome grinste. »Aus dem Fernsehen. Du hast meine Einblendung gesehen. Jerome-X.«

»Ohhhh ja. Jerome-X. Du hast so'n kleinen Sender, nicht? Unterbrichst die Sendungen mit deinem eigenen Scheiß?«

»Hatte ich. Sie haben ihn konfisziert.«

»Bist du deshalb hier? Wegen Video-Graffiti?«

»Schön wär's; dann käm ich in ein paar Monaten raus. Nein. Illegale Erweiterungen.«

»Hey, Mann! Ich auch!«

»Du?« Jerome konnte seine Überraschung nicht verbergen. Man sah nicht viele Chicanos, die illegale Erweiterungen hatten. Sie hielten im allgemeinen nichts davon, sich im Gehirn rumpfriemeln zu lassen.

»Was, du meinst, 'n Typ aus dem Osten von L.A. kann mit Erweiterungen nichts anfangen?«

»Nein, nein. Ich kenne 'ne Menge Hispanics, die sowas benutzen«, log Jerome.

»Ooooh, *›Hispanics‹* sagt er, das klingt aber *nett*.« Ein gefährlicher Unterton.

Jerome lenkte die Unterhaltung hastig in eine andere Richtung.

»Warst du nie in den großen Knästen, wo sie einem Papierklamotten geben?«

»Nee, nur einmal im Stadtgefängnis. Da hatten sie auch nicht diese Scheiß-Maschinenwärter. Hey, Jerome, ich bin Jessie. Eigentlich heißt es Jesus« – er sprach es *›Hey-soo‹* aus – »aber die Leute, weißt du… hast du was zu rauchen? Nein? Mist. Okay, dann justier ich mich mal eben.«

Er setzte sich neben Jeromes herabhängenden Beinen auf den Bettrand und beugte den Kopf nach vorn. Er griff unter sein Haarnetz, unter ein Haarteil, wie sich herausstellte, und zog einen Chip aus einer Steckvorrichtung, die in seine Schädelbasis eingesetzt war.

Jerome machte große Augen. »Gottverdammich, ihre Sonden sind *wirklich* im Arsch.«

Jessie betrachtete stirnrunzelnd den Chip. Es klebte ein bißchen Blut daran. Die Steckvorrichtung leckte. Billige Installation. »Nee, die sind nicht kaputt. Da ist so'n Typ, der die Dinger bedient; der ist bestochen. Er läßt für ein paar Tage alles durch, weil ein paar Jungs von der Mafia reinkommen. Er weiß nicht, wer die sind.«

»Ich war mir sicher, daß sie mein Gerät finden würden«, sagte Jerome. »Bei der Leibesvisitation haben sie's nicht entdeckt, aber ich dachte, die Knastsonden würden's tun, und dann hätte ich noch 'n Jahr Zuschlag gekriegt. Aber die haben's auch nicht gefunden.« Keiner von ihnen hatte daran gedacht, die Chips wegzuwerfen. Es wäre so gewesen, als ob man sich ein Auge ausgestochen hätte.

»Genauso wie bei mir. Wir haben beide Glück gehabt.«

Jessie steckte sich den Mikroprozessorchip in den Mund wie andere Leute ihre Kontaktlinsen, um ihn zu säubern und zu schmieren.

»Tut das Steckteil weh?« fragte Jerome.

Jessie nahm den Chip heraus und betrachtete ihn einen Moment lang auf seiner Fingerspitze. Er war kleiner als eine Kontaktlinse, ein Splitter aus Silizium und Galliumarsenid, in den wohl an die 800 Millionen Nanotransistoren aus manipulierten Proteinmolekülen eingebaut waren, vielleicht auch mehr. »Nein, noch nicht. Aber wenn das Scheißding leckt, dann *wird's* noch weh tun, Mann.« Er sagte noch etwas auf spanisch und schüttelte dabei den Kopf. Dann schob er den Chip wieder in die Steckvorrichtung und tippte ihn mit dem Daumennagel der rechten Hand an. Dort also war die Aktivierungsmaus: unter dem Daumennagel. Die von Jerome war in einem Fingerknöchel.

Jessie zuckte einmal leicht und richtete sich auf seinem Bett auf, was bedeutete, daß der Chip in Aktion war und er Informationen bekam. Die Dinger hatten die Tendenz, zuerst eine ganz kleine Rückkoppelung im Nervensystem zu erzeugen, so daß man ein- oder zweimal zuckte; wenn sie nicht ordentlich isoliert waren, konnten sie bewirken, daß man sich in die Hose machte.

»Das ist gut«, sagte Jessie und entspannte sich. »Schon besser.« Der Chip veranlaßte sein Gehirn, Vasopressin auszuschütten und die Adern zu verengen, eine Simulation der Wirkung von Nikotin. Es funktionierte eine Weile, bis man an Zigaretten herankam. Hochklassige Chips verfügten auch über eine gewisse Betäubungswirkung, wenn man auf SIM² war und nichts kriegen konnte. Aber das war der echte Horror. Man konnte sich auf diese Weise das Licht ausknipsen. Besser, man nahm's sehr genau mit der Feinjustierung.

Jerome dachte über die hypothetischen Chipscanner nach. Vielleicht sollte er dagegen Einspruch erheben, daß der Kerl seinen Chip hier drin benutzte. Aber was der Chicano tat, würde keinen großen Schaden anrichten.

»Was hast du?« fragte Jerome.

»Ich hab 'nen Apple NanoMind II. 'n Haufen Gigabytes. Und du?«

»Du hast den Mercedes, ich den Toyota. Ich hab einen Seso Picante Mark I. Eins dieser argentinischen Dinger.« (Wie war dieser Typ an einem ANM II rangekommen?)

»Yeah, sind 'n bißchen *basto*, die Dinger, aber sie bringen das meiste von dem, was man braucht. Hey, du heißt Jerome und ich Jessie, das fängt beides mit J an. Und wir sind beide wegen illegaler Erweiterungen hier. Mal sehen, was wir sonst noch gemeinsam haben. Was bist du für'n Sternzeichen?«

»Äh…« Was war es noch gleich? Er vergaß es dauernd. »Fische.«

»Ist ja heiß! Ich passe mit 'nem Fisch zusammen. Ich hab ein Astrologieprogramm laufen lassen und rausgefunden, an wen ich mich ranhängen sollte. Fische sind okay.

Aber Wassermann – also ich bin Skorpion, nicht – Wassermann, *que bueno*.«

Was meinte er eigentlich mit *›ranhängen‹*, fragte sich Jerome.

Fragt mich, ob *ich* ein Schwuler bin; vielleicht war das ja gewissermaßen Selbstschutz.

Aber er meinte etwas anderes. »Weißt du was, Jerome, du hast doch auch ‘n Chip; wir könnten uns koppeln und vielleicht diesen Mülleimer zu fassen kriegen.«

Ausbrechen? Jerome spürte, wie ihn eine eiskalte Erregung überlief. »Eine Koppelung mit diesem Ding? Es kontrollieren? Ich glaub nicht, daß wir beide allein das schaffen würden.«

»Kann sein, daß wir Verstärkung brauchen, aber ich hab Neuigkeiten, Jerome; da kommen noch ‘n paar Typen. Vielleicht fangen ihre Namen alle mit J an.«

Aber das war nicht der Fall. Der Mülleimer brachte ihnen rasch nacheinander einen am Strand lebenden Schnorrer namens Eddie, der in den Vierzigern war, einen ausgemergelten schwarzen Dandy, namens Bones und eine Tunte namens Swish, deren richtiger Name dem Mülleimer zufolge Paul Torino war.

»Hier stinkt’s, als ob gleich alles auseinanderfällt«, sagte Eddie. Er hatte den fettigen blonden Haarschopf eines Surfers und die ganzen üblichen Surf-Punk-Tätowierungen. Das hatte jetzt nichts mehr zu bedeuten, dachte Jerome; die von der Meeresverseuchung herrührende Oxydation der Küstengewässer hatte dem Surfen weitgehend einen Riegel vorgeschoben. Die Anaerobionten hatten die Brandungswellen übernommen; sie gediehen in dem giftigen Wasser wie ein gallertartiger Beerentang. »Hier drin riecht’s wie gestorben und nicht zum Himmel gefahren. Stinkt ja schlimmer als in Malibu.«

»Das sind diese Aufschüttungsblocks.« Bones fehlten vier Schneidezähne. Mit seinem eingesunkenen Gesicht sah er aus, als wäre er aus einem Zombiestreifen entsprungen. Aber er war ein energiegeladener Zombie. »Gepreßter Müll«, erklärte er Eddie. »Organische Stoffe, vermischt mit den Polymeren, dem Plastik und allem, was im Müllhaufen drin war. Sie haben Ziegel draus gemacht, weil’s nichts mehr aufzuschütten gab, aber wenn der Bauunternehmer sie nicht richtig aufeinandergesetzt hat, dann fangen sie nach ‘ner Weile an zu verfaulen. Draußen isses heiß, deshalb stinkt’s jetzt so hier drin. Nimm Müll, um Müll einzusperren, sagen sie. Verdammte Arschlöcher!«

In der Tageshitze wurde die Duftkulisse von ranzigem Müll noch intensiver. Was Jerome den Magen umdrehte, war jedoch nicht so sehr der Gestank selbst als vielmehr das, woran er ihn erinnerte. Er ließ ihn an Abfallbeseitigung denken, und Charlie Chesterton hatte ihm einmal erzählt, daß die Gefängnisse des Jahres 2022 das staatliche Abfallbeseitigungssystem seien… wenn man ins Strafsystem hineingeriet, konnte man beinahe die alles

zermahlenden Klingen spüren…

Der Mülleimer hob einen Stapel von Tabletts zu den Gitterstangen aus Plexiglas hinauf und schob ihnen surrend das Mittagessen hin, ein Tablett nach dem anderen. Er gab ihnen eins zuviel. Er baute Mist.

Sie aßen ihre Hühnerpastetchen – das Huhn war fast fettfrei und ohne Knorpel, was bedeutete, daß es Retortenhuhn war, gentechnisch manipuliertes Zeug –, meckerten zwischen den Bissen über das Essen und ergingen sich in der üblichen paranoiden Spekulation über Chemikalien zur Willenskontrolle im Kaffee. Jerome schaute von einem zum anderen und dachte: Zumindest sind sie keine Schläger. Sie saßen alle hier drin, weil draußen eine großangelegte Jagd nach Leuten mit illegalen Erweiterungen im Gange war, eine politische Kampagne zur Säuberung der Kliniken, die vielleicht auch dafür sorgen sollte, daß die Unternehmen, die legale Erweiterungen herstellten, die Industrie weiterhin im Pitbull-Griff behielten. Also war keiner wegen Mord, Bandenfolter oder sonstwas eingelocht worden. Keine schlechte Zelle.

»Du bist Jerome-X, wirklich?« flötete Swish. Ein leichter Akzent. Sie (für Jerome war eine Tunte aus Respekt gegenüber ihrem anders gelagerten Bewußtsein immer *sie*) war entweder Mexikanerin oder Filipina; schwer zu sagen, weil sie sich in einer billigen Klinik das Gesicht auf Mädchen hatte trimmen lassen. Die Wangen waren herzförmig geworden, die Augen runder und die Lippen voller, und die Glastitten sahen aus, als ob sie zwei Blechtrichter unter der Papierbluse hätte. Ein Teil des Collagens, das sie ihr injiziert hatten, um die Lippen voller zu machen, war verrutscht, so daß ihre Unterlippe schief hing. Ein Wangenknochen war ein wenig höher als der andere. Eine karmische Rache am männlichen Geschlecht, dachte Jerome, weil es die Frauen in Hüftgürtel und Fußbinden gezwängt und zur Magersucht verdammt hatte. Wozu benutzte dieses Geschöpf seinen Chip, außer um high zu werden? »Oooh, Jerome-X! Ich hab neulich deine Einblendung im Fernsehen gesehen. Die, wo du so um den Kopf der Präsidentin rumgeschwebt bist und ‘n paar Worte in Druckbuchstaben aus deinem Mund rausgekommen sind und ihr Gesicht überdeckt haben. Herrgott, sie ist so ‘ne *Fotze!*«

»Mit was für Worten hat er sie verdeckt?« fragte Eddie.

»›Erkennt ihr eine Lügnerin noch, wenn ihr eine hört?‹ Das war’s«, antwortete Swish. »Es war *sooo* geil weil diese Fotze ‘nen neuen Krieg will, ihr *wißt*, daß es so ist. Und sie verbreitet Lügen darüber, *o Gott,* was die lügt.«

»Du hältst sie für ‘ne Fotze, weil du selber gern eine *hättest*«, sagte Eddie und ließ die Hose runter, um die Toilette zu benutzen. Er sprach laut, um die Geräusche zu übertönen. »Du willst eine haben und kannst dir’s nicht leisten. Ich finde, die Präsidentin hat recht, diese beschissene Mexikanische Volksrepublik schickt ihren Abschaum über die Grenze zu uns rüber, die schleusen kommunistische Agenten ein…«

»Ach du Scheiße«, sagte Swish, »der Kerl ist’n Surf-Nazi! Aber *Gott*, ja,

ich will eine… ich will *ihre* Fotze. Dieses Miststück weiß doch sowieso nicht, was sie damit anfangen soll. Aber ich schon, Honey; *ich weiß,* was ich damit anfangen würde…« Swish hielt abrupt inne, erschauerte und schlang die Arme um sich. Mit ihren langen purpurroten Fingernägeln langte sie nach oben, zog einen Hautlappen hinter ihrem Ohr ab und holte den Clip heraus. Sie befeuchtete ihn, stellte seinen Eingabemodus ein, steckte ihn wieder hinein und tippte ihn mit der Aktivierungsmaus unter einem Nagel an. Sie drückte die Klappe zu. Ihre Augen wurden glasig, als sie sich justierte. Sie konnte das vielleicht vierundzwanzig Stunden lang durchhalten, dann würde es sie umbringen. Sie würde einen Turkey kriegen oder sterben. Oder rauskommen. Und vielleicht machte sie das jetzt schon eine Weile.

Keiner von ihnen würde auf Kaution rausgelassen werden. Sie würden alle die obligatorische Minimalstrafe von zwei Jahren bekommen. Beim FBI waren sie der Meinung, daß die illegalen Erweiterungen allmählich außer Kontrolle gerieten. Mit Chipimplantaten vom Schwarzmarkt konnte man bei der staatlichen Datenbank-Lotterie so abräumen, daß kein Auge trocken blieb. Sie wurden von allen Arten von Buchmachern benutzt; man setzte sie dazu ein, Konten dort zu führen, wo das Finanzamt sie nicht finden konnte, oder dazu, Bankcomputer zu überlisten und Auszahlungsgeräte zu zinken; mit ihrer Hilfe wurde der Körper gemolken und das Gehirn dazu gebracht, die Ausschüttung von Beta-Endorphinen und ACTH und Adrenalin und Testosteron und anderem biochemischen Spielzeug anzuordnen; sie wurden benutzt, die Gewinnchancen im Casino auszuchecken oder die Spezifikationen für selbstgemachte Designerdrogen zu berechnen; die Straßenkönige der Mafia planten ihre Strategie und Taktik mit ihnen, die Kinderbanden genauso; und sie wurden für illegale Versammlungen auf dem Plateau benutzt.

Es war das Plateau, dachte Jerome, was den FBI-Leuten wirklich höllische Angst einjagte. Es barg Möglichkeiten.

Der Mülleimer schleifte eine Liege für den überzähligen Mann herein, schob sie gefaltet unter der Tür durch und plärrte: »Licht aus, alle Insassen werden aufgefordert, sich in i-i-ihre Betten zu le-e-gen…« Seine Stimme versagte.

Als der Mülleimer weg und das Licht aus waren, kletterten sie von ihren Betten herunter und hockten sich im Kreis auf den Boden.

Ihre Chips waren aktiv, aber nicht im Übertragungsmodus miteinander gekoppelt. So aufgerüstet, kommunizierten sie in einem mündlichen Stenogrammstil.

»Quatsch«, sagte Bones. »Tür.« Er war eine Stimme in der Dunkelheit, eine Vogelscheuche aus Schatten.

»Zeit«, sagte Jessie.

»Kompatibilität? Klar?« sagte Eddie.

»Also echt, Mann«, sagte Jerome. Prustendes Gelächter von den anderen.

»Koppelungscheck.« Das war wieder Bones.

»Modelle?« fragte Jessie.

Dann leierten sie alle Zahlen herunter, als ob sie eine Zauberformel aufsagten.

Es war eine Unterhaltung von fünfzehn Minuten in weniger als einer Minute.

»Das ist doch Quatsch«, lautete die Übersetzung von Bones' Worten. »Wenn man am Mülleimer vorbeikommt, sind da menschliche Wärter. Die kann man nicht umprogrammieren.«

»Aber zu bestimmten Zeiten hat nur einer Dienst«, erklärte ihm Jessie. »Sie sind's gewöhnt zu sehen, wie der Mülleimer Leute rein und raus bringt. Die werden keinen Verdacht schöpfen, bis sie versuchen, 'ne Bestätigung zu kriegen. Bis dahin haben wir sie schon am Arsch.«

»Kann sein, daß wir nicht kompatibel sind«, betonte Eddie. »Versteht ihr, kompatibel?«

»Oh, hey, Mann, ich glaub schon, daß wir das verstehen«, sagte Jerome, woraufhin die anderen in Gelächter ausbrachen. Eddie war nicht sonderlich beliebt.

»Die einzige Möglichkeit, um festzustellen, ob wir kompatibel sind«, meinte Bones, »ist eine Systemkoppelung. Gut gekoppelt ist halb gewonnen, wie die Bullen sagen. Entweder die Kette, die uns hier drin festhält, oder die Kette, die uns rausbringt.«

Jeromes Kopfhaut spannte sich. Eine Systemkoppelung. Ein Mini-Plateau. Den anderen Zugang zu seinem Innersten gewähren und selbst in die Seelen der anderen eintauchen. Brutale Intimität. Vielleicht ein bißchen Fallout vom Plateau. Darauf war er nicht vorbereitet.

Wenn es schiefging, konnte seine Strafe wegen versuchten Gefängnisausbruchs verlängert werden. Und vielleicht würde jemand ernstlich was abkriegen. Möglicherweise mußten sie einen menschlichen Wärter umbringen. Jerome hatte einem Dealer mal die Nase eingeschlagen, und als das Blut rausspritzte, war ihm übel geworden. Er konnte keinen umbringen. Aber… er hatte Schiß vor den Alternativen. Er wußte, daß er die zwei Jahre eh nicht überstehen würde, wenn sie ihn in den Großen Bau raufschickten. Im Großen Bau würden sie ihn garantiert durch den Wolf drehen. Sie würden seinen Chip finden und echt sauer werden. Sie würden zulassen, daß ihn die Langjährigen vergewaltigten und ihm den NV, den Neuen Virus anhängten; er würde ausflippen, weil er eingesperrt war und keinen Chip hatte, und sie würden ihm zur Rehabilitation eine Aversionstherapie verpassen und ihn ausbrennen.

Jerome kaute mit seinen Schneidezähnen heftig an einem Daumennagel. *In den Großen Bau geschickt.* Er hatte versucht, nicht daran zu denken. Sich dazu zu bringen, es durchzuhalten, immer einen Tag nach dem anderen. Aber jetzt mußte er sich mit den Alternativen befassen. Ihm drehte sich der Magen um, die Strafe dafür, daß er so dumm gewesen war. Daß er angefangen hatte, mit Erweiterungen zu dealen, um einen großen Sender finanzieren zu können.

*Warum?* Ein Sender brachte ihm nichts anderes ein, als daß sein Gesicht auf einer Pirateneinblendung vielleicht zwanzig Sekunden lang im lokalen TV-Programm zu sehen war. Er hatte sein Leben weggeworfen, um einen zu kriegen…

*Warum war das so verflucht wichtig?* wollte sein Magen wissen, während er sich rachsüchtig verdrehte.

»Die Sache ist bloß«, sagte Bones, »daß wir alle in ‘ne Falle laufen könnten. Sowas, wo sie einen ›auf der Flucht‹ umnieten. Vielleicht isses doch ‘n bißchen sehr merkwürdig, daß der Bulle an der Sonde uns alle einfach so durchgelassen hat.«

(Ein Zuhörer hätte ihn sagen hören: »Falle. Komisches Glück.«)

Jessie schnaubte. »Ich hab’s dir doch gesagt, Mann. Der Typ an der Sonde ist bestochen. Die lassen alle durch, weil ‘n paar von der Mafia dabei sind. Ich weiß das, weil ich dazugehöre. Okay?«

(»Sonde geschmiert, laß gut sein.«)

»Bist du bei der Mafia?« fragte Bones.

(»Du?«)

»Du hast’s erfaßt. Bloß ‘n Dealer. Aber ich weiß, wo Stoff für ‘ne halbe Million Neudollar ist, deshalb werden sie mich rausholen. So wie das Ganze organisiert ist, mußte der Typ an der Sonde alle durchlassen. Sein Boß denkt, sie hätten uns die Chips rausgenommen, als sie uns vor Gericht gestellt haben; manchmal machen sie’s so. Diesmal sollte’s der Knastchirurg erledigen. Bis sie den Amtsschimmel auf Trab gebracht haben, sind wir hier raus. Jetzt hört zu – wir können den Mülleimer nicht schaffen, wenn wir nicht alle dabei sind, weil wir sonst nicht genug K haben. Also, wer macht mit?«

Er hatte gesagt: »Unten, halbe Million, Bluff, Chirurg, hierher, alle keiner, *wer* scheißt sich an?«

Etwas in seiner Stimme kratzte wie mit Krallen von hinten über Rauchglas. Er wurde unwirsch; die Chipjustierungen für seine Nikotinsucht und vielleicht auch noch andere Justierungen machten ihn reizbar. Die Nebenwirkungen ausgedehnter zerebraler Selbstregulierung brannten sich durch ein fadenscheiniges Nervenkostüm.

Der Rest der Zusammenkunft in der Übersetzung…

»Ich weiß nicht«, sagte Eddie. »Ich hatte eigentlich vor, meine Zeit abzureißen. Wenn’s nämlich in die Hose geht…«

»Hey Mann«, fiel ihm Jessie ins Wort, »ich kann dir deinen Scheiß-Chip auch *wegnehmen*. Und draußen sein, bevor sie merken, daß sich dein Arsch nicht mehr rührt.«

»Der Mann hat recht«, sagte Swish. Ihr Schmerzstillungssystem zerfaserte Axon für Axon, und sie konnte es nicht mehr viel stärker justieren. »Machen wir’s einfach, okay? Bitte! Okay? Ich muß hier raus. Ich fühl mich, als ob ich am liebsten Hundescheiße wäre, nur damit’s mir ‘n bißchen besser geht.«

»Zwei Jahre im Großen, das steh ich nicht durch, Eddie«, hörte Jerome sich sagen und merkte, daß er Jessie half, Eddie zu bedrohen. Er staunte über

sich selbst. Nicht sein Stil. »Entweder wir alle oder keiner, Eddie«, sagte Bones.

Eddie schwieg eine Weile.

Jerome hatte seinen Chip abgeschaltet, weil dieser unaufhörlich über Jessies Plan nachdachte und dann nur ein unschönes Modell der Risiken vorlegte. Man mußte wissen, wann man seiner Intuition folgen mußte.

Jerome hatte sich entschieden. Und er stand an der Schwelle zur Koppelung. Er ging jetzt los, und Jessie war der erste.

Jessie war der Operator. Er entschied über die Reihenfolge. Zuerst Eddie, um sicherzugehen, daß er nicht absprang. Dann Jerome. Vielleicht weil er in Jerome einen Flüchtling aus der Mittelschicht sah, eine Anomalie hier, und es für möglich hielt, daß Jerome versuchte, ihm und seinem Chip die Bullen auf den Hals zu hetzen, um einen Deal zu machen. Sobald sie ihn eingekoppelt hatten, gab es kein Entrinnen mehr.

Nach Jerome würde erst Bones und dann Swish drankommen.

Sie hielten sich an den Händen, damit das Koppelungssignal, das der Chip mittels des vom Gehirn erzeugten elektrischen Feldes übertrug, mit optimaler Genauigkeit weitergeleitet wurde.

Er hörte, wie sie Frequenzbezeichnungen austauschten – Zahlen, die sich wie Perlen in der Dunkelheit aufreihten –, dann das Zischen von abrupt eingesogenem Atem, als sich Jessie und Eddie verkoppelten. Und er hörte: »Na los, Jerome!«

Jeromes Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt; die Nacht gab etwas von ihrem verborgenen Licht ab. Er konnte gerade eben die groben Umrisse von Jessies Gesicht ausmachen, wie die Kohleradierung einer aztekischen Schnitzerei.

Jerome griff sich an den Hinterkopf, fand die verklebten Haare, die seine Klappe markierten, und zog die Haut von der Steckvorrichtung des Chips zurück. Er tippte den Chip an. Nichts geschah. Er tippte ihn erneut an, und diesmal spürte er die Veränderung in seiner Bioelektrizität, fühlte ein Summen zwischen den Zähnen.

Jeromes Chip kommunizierte mit seinem Gehirn durch ein Interface aus Rhodopsin-Protein; die Ribosomen borgten sich neurohumorale Transmitter aus der Blutversorgung des Gehirns und ordneten sie neu an, so daß sie ein programmiertes Muster freigesetzter Ionen als Übermittler über synaptische Lücken hinweg zu den neuronalen Dendriten des Gehirns beförderten; der Chip arbeitete mit Magnetresonanz-Holographie, um seine Daten mit im Gedächtnis gespeicherten Erinnerungen und psychologischen Trends zu vergleichen. Er betete sich die Mythologie des Gehirns vor, inszenierte auf seiner Siliziumbühne noch einmal die privaten Legenden seiner subjektiven Weltgeschichte.

Jerome schloß die Augen und betrachtete die Rückseite seiner Lider. Die digitalen Angaben waren in leuchtendem Grün über das Schwarz gedruckt. Er

richtete seine Aufmerksamkeit auf den Cursor und konzentrierte sich, damit er zu ZUGRIFF hochstieg. »Frequenz öffnen«, sagte er leise in sich hinein. Der Chip hörte seine geübten stimmlosen Worte, und auf der Rückseite seiner Lider erschienen Zahlen: *63.391.212.70.* Er las sie den anderen laut vor, und sie stellten sich auf seine Frequenz ein. Er erstickte fast an dem Wort, weil er wußte, was es bringen würde, aber dann sprach er es aus und befahl dem Chip: *»Öffnen!«*

Der Chip öffnete sich für die Koppelung. Das hatte Jerome erst ein einziges Mal getan. Es war illegal, und er war insgeheim froh, daß es illegal war, weil es ihm Angst machte. »Sie halten das Plateau zurück«, hatte ihm sein Hirnchip-Großdealer erklärt, »weil sie Angst davor haben, was eine weltweite elektronische Telepathie auf sie herabbeschwören würde. Zum Beispiel wird jeder Informationen prüfen und sie dazu benutzen, das Spiel dieser Mistkerle zu durchschauen und diese Arschgesichter aus dem Amt zu jagen.«

Vielleicht war das der wahre Grund. Es war etwas, das die Makler der Macht nicht kontrollieren konnten. Aber es gab noch weitere Gründe. Gründe wie die voll und ganz berechtigte Angst davor, verrückt zu werden.

Das einzige, was Jerome und die anderen wollten, war eine Vereinigung ihrer Verarbeitungskapazitäten, eine gemeinschaftliche Rechenarbeit. Aber die Chips waren nicht so gebaut, daß sie den irrelevanten Input herausfilterten, bevor er die Wahrnehmungsebene des Anwenders erreichte. Bevor der Chip mit dem Filtern fertig war, würden die beiden Pole der Verbindung – Jerome und Jessie – den wimmelnden Bienenstock des kompletten Bewußtseins des jeweils anderen sehen. Sie würden den anderen so sehen, wie dieser sich selbst wahrnahm, und dann objektiv, so wie er wirklich war. Er sah Jessie als Gitter und als holographische Entität. Er machte sich bereit, und das Hologramm kam, eine abstrakte Tarantel aus Computerfarben und -linien, die sich krabbelnd auf ihn herabsenkte… und einen Moment lang kauerte sie im Sitz seines Bewußtseins. Jessie. Jesus Chaco.

Jessie war ein Familienvater, ein Patriarch, der seine Frau und seine sechs Kinder, die vier Kinder seiner verwitweten Schwester und all die anderen armen Kinder in seinem Barrio beschützte. Er war ein verschwommenes Abbild seines Vaters, der vor dem sozialen Waldbrand der kommunistischen Revolution in Mexiko geflohen war und sein Kapital nach Los Angeles geschafft hatte, wo er es im Schwarzmarkt angelegt hatte. Jessies Vater war getötet worden, als er sein Gebiet gegen die Mafia verteidigte; Jessie schloß einen Kompromiß mit der Mafia, um das Geschäft seines Vaters zu retten, und verabscheute sich deswegen. Er wollte ihre Kapos umbringen und mußte mit ihnen zusammenarbeiten. Er sah seine Frau als funktionelles Hätschelgeschöpf, als Gegenstand der Anbetung, einer Anbetung, die nichts als die Verherrlichung ihrer festgeschriebenen Rolle war. Sich vorzustellen, daß sie etwas anderes tun könnte als Kinder zu gebären und den Haushalt zu führen, war etwa dasselbe, wie sich vorzustellen, daß die Sonne zu einem

Schneeball und der Mond zu einem Affen wurde.

Und Jerome bekam auch flüchtig etwas von Jessies verborgenen Seiten mit; Jesus Chacos Selbstbild mit übermäßig großem Penis und unglaublich breiten Schultern, in einem makellosen, glänzenden, funkelnagelneuen Wagen sitzend, bei dem es sich stets um das neueste und luxuriöseste Modell handelte, den automobilen Thron, von dem aus er sein Königreich überschaute. Jerome sah Gewehre aus dem Kühlergrill des Wagens ausfahren, die Jessies Feinde mit nie versiegender Munition in Stücke schossen… es war ein Cartoon von Robert Williams, der im Innersten von Jessies Unterbewußtsein Kapriolen schlug… Jessie sah sich so, wie Jerome ihn sah; die elektronischen Spiegel warfen wechselseitig ihr Bild zurück. Jessie krümmte sich zusammen.

Dann sah Jerome sich selbst, wie er von Jessie widergespiegelt wurde.

Er sah Jerome-X auf einem Videoschirm mit lausiger vertikaler Stabilität; das Bild wackelte, versuchte seine Pixel fest anzuordnen und bekam sie nicht in den Griff. Eine Figur von schreiender Inkonsequenz; ein kurzer Elektronenfluß, der nach links oder rechts abgelenkt werden konnte, wie Spritzwasser aus einem Wasserschlauch, den man mit dem Daumen zuhielt. Groß geworden in einem Dorf mit schwer gesicherten Eigenheimen, geschützt durch Kameras und Computerleitungen zu den Schlägern privater Sicherheitstrupps; aufgewachsen in einem Mutterleib mit Medienfenstern, mit PCs und Farbfernsehern und tausend verschiedenen Videospielen; geformt von Kabel-TV und ausgeliehenen Fantasy-Videos; sexuell verdreht durch das heimliche Anschauen der Kassex-Videos im schlecht getarnten Versteck seiner Eltern. Und immer ins Gitter eingeklinkt, während auf Sendern aus der ganzen Welt die immergleichen Stargesichter vor seinen Augen auf einem Kanal nach dem anderen auftauchten und sich der Ruhm des Stars wie ein Schmutzfleck über die Frequenzbänder ausbreitete; während er zusah, wie sich das Welt-Ich des Stars herauskristallisierte, wie die Medienfigur vor dem Hintergrund der medialen Konkurrenz an Bildschärfe gewann. In diesem elektronischen kollektiven Unbewußten war er real geworden.

Real geworden einfach dadurch, daß er auf ein paar tausend Fernsehschirmen erschienen war. Er war mit der Auffassung groß geworden, daß Medienereignisse real waren, Ereignisse im eigenen Leben jedoch nicht. Was nicht im Fernsehen passierte, passierte überhaupt nicht. Obwohl er das konventionelle Programmieren haßte, obwohl er es als wiedergekäutes Zeug von Wiederkäuern ansah, definierte es trotzdem das Gefühl, daß er selbst unwirklich war, und bewirkte, daß er unfertig blieb.

Jerome sah Jerome und nahm sich als unwirklich wahr. Jerome, der einen Plan ausgeheckt hatte, um an einen Sender heranzukommen; der sich mittels Video-Graffiti ein wirkliches Ich schuf. Der dachte, er täte es einer radikalen Aussage wegen, und jetzt sah, daß er es tat, um das Gefühl zu haben, wirklich vorhanden zu sein, um sich als Überlagerung auf das Mediengitter zu legen…

Und dann war die Verbindung zu Eddie da, und Eddies Computermodell

sackte wie ein schlammiger Erdrutsch auf Jerome herab. Eddie sah sich als legendären Wanderer, als Rebell, ein Mystiker von eigenen Gnaden. Sein Phantasiebild teilte sich und legte einen analexpulsiven Soziopathen frei, einen Jammerlappen, der fortwährend nach jemandem suchte, dem er die Schuld für sein Pech geben konnte.

Plötzlich schlitterte Bones in die Koppelung; ein komplexes Weltbild, eine Art Soziobiologie aus dem Blickwinkel der Straße; Loyalität seinen Freunden gegenüber und ein mystischer Glaube an Hirnchips und Amphetamine. Seine verborgene Seite: ein masochistischer Zwerg, der Troll des Selbstzweifels, der sich selbst mit seinen Schuldgefühlen zerfleischte.

Und dann Swish, eine Frau von häßlichem Wuchs, mit fehlgeleiteten Drüsen, die wie Tumore in ihr saßen. Zu einem Raubtier geworden, um den Schmerz einer unendlichen Selbstverachtung zu dämpfen, die eine Reflektion der totalen Ablehnung ihres Vaters war. Ein mystischer Glaube an synthetisches Morphium.

… Jerome taumelte innerlich vor Desorientierung. Er sah die anderen als Netz verzerrter Selbstbilder, als Karikaturen grotesker Ambitionen. Jenseits von ihnen erblickte er durch ein Loch in den psychischen Wolken ein weiteres Reich: das Plateau, die wispernde Ebene der auf verbotenen Frequenzen gekoppelten Hirnchips, ein elektronischer Hafen, in dem man seine Deals abwickeln konnte, ohne von Cops gesehen zu werden; ein Plateau, auf dem nur die Skrupellosesten herumschlichen; eine Szenerie voller ungeheurer Herausforderungen und unvorstellbarer Risiken, ein Reich, in dem man stets in Gefahr war, verloren zu gehen oder wahnsinnig zu werden. Ein Ort, den die Wölfe der Wetware durchstreiften.

Von diesem Ort kam ein an- und abschwellender Laut wie der Klang von Sirenen, ein lautloses Geheul, das an ihnen zerrte… sie hineinzerrte…

*»Mm-mm«*, sagte Bones, vielleicht laut, vielleicht auch über die Chips. Übersetzt aus dem Chip-Steno bedeuteten diese beiden Silben: »Bleibt weg vom Plateau, oder wir werden reingesaugt; wir verlieren unseren Brennpunkt. Konzentriert euch auf die parallele Verarbeitungsfunktion.«

Jerome schaute auf die Rückseite seiner Lider und blätterte die Dateien durch. Er bewegte den Cursor nach unten…

Auf einmal war es da. Das Gruppendenkvermögen türmte sich über ihnen auf, ein empfindungsfähiger Wolkenkratzer. Eine Woge megalomanischer Freude bei der Identifizierung damit. Ein hoch aufragendes Geistesgebäude. Fünf Chips, die eins geworden waren.

Sie waren bereit. Jessie sandte den Köder aus.

Von einer illegalen Benutzung implantierter Chips alarmiert, kam der Mülleimer quietschend auf dem Flur angerollt. Er tastete seine Umgebung ab, um die Quelle genau zu lokalisieren, und blieb vor ihrer Zelle stehen. Jessie griff durch die Gitterstangen und berührte seine Inputbuchse.

Die Maschine erstarrte mit einem *Klack* mitten in einer Drehung und summte, während sie die Eingabe verarbeitete. Würde sie anbeißen? Bones

hatte ein Programm für den Kyberwärter Vierzehn von IBM mit dem ganzen Protokoll und einer Auswahl von Zugangscodemustern. Im parallelen Verarbeitungsmodus brauchten sie nicht einmal zwei Sekunden, um mit Hilfe dieser Auswahl den Zugangscode des Mülleimers zu entschlüsseln. Sie waren drin. Der schwierige Teil war die Umprogrammierung.

Jerome fand den richtigen Weg. Er erklärte dem Mülleimer, daß er nicht Eric Wexler sei, weil der DNA-Code ganz falsch sei, wenn man genau genug hinsah; hier handele es sich um einen Fall von Personenverwechslung.

Da diese Information aus der Sicht des Mülleimers von befugten Quellen kam – der entschlüsselte Zugangscode gab ihnen diese Befugnis –, fiel er auf den Trick herein und schloß die Zelle auf.

Dann führte er die fünf Eric Wexlers über den Flur. Das war Jessies Werk; er zeigte ihnen, wie man die Maschine dazu brachte, fünf für einen zu halten. So etwas hatten seine Leute bei den Computern der Einwanderungsbehörde gelernt. Der Mülleimer eskortierte sie durch die Plastiflextür und die Stahltür in den Aufnahmebereich. Der menschliche Wärter schüttete gerade Zucker in seinen uralten Ronald McDonald-Kaffeebecher und sah sich auf seinem Brieftaschenfernseher eine Folge von *Die Verstümmelten* an. Bones und Jessie waren im Zimmer und fast schon bei ihm, ehe er den Blick vom Fernseher löste und die Hand nach dem Knopf ausstreckte. Bones' langer linker Arm stieß vor, seine steifen Finger trafen einen Nervenknoten unter dem linken Ohr des Mannes, und er brach zusammen. Der Zuckerstreuer in seiner Hand zog eine weiße, fächerförmige Spur über den Boden.

Jeromes Chip hatte nach Querverweisen auf Bones' Angriffsstil gesucht und behauptete jetzt, Bones sei von Kommandotruppen ausgebildet worden. Von militärischen Eliteeinheiten. War er ein Spitzel? Bones lächelte ihn an und neigte den Kopf, was Jeromes Chip so interpretierte: *Nein. Ich bin vom Untergrund ausgebildet worden. Von den Radikalen.*

Jessie war an der Konsole und desaktivierte den Mülleimer, legte die Kameras still und öffnete die Außentüren. Jessie und Swish gingen vor; Swish wimmerte leise und biß sich auf die Lippe. Am Tor waren noch zwei Wachleute. Einer von ihnen schlief. Jessie hatte dem Wärter, den Bones erledigt hatte, die Waffe abgenommen, und so war der erste Wachmann am Tor tot, bevor er noch Alarm geben konnte. Der andere Bursche erwachte aus seinem Nickerchen und stieß einen heiseren Entsetzensschrei aus, da schoß Jessie ihm in den Hals.

Jerome sah den Wachmann herumwirbeln und zu Boden stürzen, während das Blut seine eigene Zeitlupenspirale in der Luft beschrieb. Der Anblick, wie dieser Fremde starb, verursachte ihm Übelkeit, und er verspürte Angst und Abscheu vor sich selbst. Der Wachmann war jung; er trug einen billigen Ehering und hatte wahrscheinlich eine junge Familie. Deshalb nahm Jerome eine Justierung vor, als er über den Sterbenden wegstieg; setzte seinen Chip ein, um seine Gefühle mit Adrenalin abzutöten und cool zu werden. Das mußte er tun. Er hatte seine Entscheidung getroffen. Und er wußte mit

absoluter Sicherheit, daß sie nun doch noch auf dem Plateau angelangt waren.

Er würde jetzt auf dem Plateau leben. Dort gehörte er hin, jetzt, wo er einer der Wölfe war.

**Paris:**

Im gebrochenen Herzen von Paris liegt die Ile de la Cité, eine Insel in der Seine. An der östlichsten Spitze der Insel steht ein Denkmal für die jüdischen Opfer der Besetzung durch die Nazis. Die gegenwärtige Regierung erhielt es nicht in gutem Zustand. Die Kathedrale von Notre Dame an einer anderen Spitze der Insel war ebenfalls in schlechtem Zustand, da die Einheitspartei nicht sonderlich viel für den Vatikan übrig hatte und ihm den Zugang zu seinem Tätigkeitsfeld in Frankreich mit tausend bürokratischen Hindernissen versperrte.[3] Nördlich von Notre Dame standen die Ruinen alter Häuser in der Rue Chanoinesse, der Rue Chantres und der Rue des Ursins. In der ehemaligen Rue des Ursins lag eine im Krieg beschädigte Polizeiwache, eine Gendarmerie, die längst nicht mehr besetzt war, obwohl sich keine dreißig Meter entfernt die offizielle SA-Station befand, wo die Rationen verteilt wurden. Dort standen täglich und manchmal tagelang jene Schlangen, denen der Krieg alles genommen hatte, um völlig unzureichende Regierungsrationen von gefriergetrockneten Waren, Lebensmitteln in Dosen und synthetischen Brennstoffen zu ergattern. Da man hier jederzeit mit Menschenansammlungen rechnen konnte, von kleinen Gruppen bis zu großen Aufläufen, war es eine gute Tarnung für die NR. Ein NR-Agent näherte sich dem Verteilungszentrum, als ob er zu der Menge gehörte, die auf ein Almosen wartete, und ging einfach in die Ruine nebenan, als ob er eine Stelle suchte, wo er schnell mal pissen konnte. Er lief durch vier verwahrloste Räume voller Schutt und kam auf eine Gasse hinaus, die an beiden Enden versperrt war. Hier gab es eine mit Brettern vernagelte Hintertür der ehemaligen Polizeiwache. Die Tür schwang beiseite, wenn man auf die richtige Weise daran zog. Und wenn der Agent beim Eintreten das korrekte Handzeichen gab, schoß ihm der Wachtposten auch keine Kugel in den Kopf.

Man sorgte besser dafür, daß man immer auf dem laufenden war, was die aktuellen Handzeichen betraf.

Falls man am Wachtposten vorbeikam, ging man über einen sauberen graublauen Flur zu einer Metalltür, die zu einer Reihe von Zellen führte. Wenn man an der Metalltür die richtigen Worte sagte, verzichtete die Frau, die dort Wache stand, ebenfalls darauf, einem eine Kugel zu verpassen.

Statt dessen öffnete sie einem die Tür, und man ging zu der Zelle, wo die Einsatzbesprechung stattfand.

Steinfeld, Pasolini, Dan Torrence und Levassier saßen in einem kühlen Raum mit Metallwänden, der früher hauptsächlich als große Ausnüchterungszelle gedient hatte, um einen alten Formicatisch herum. In der Ecke stand ein Terminal für den Satellitenempfang, das allmählich Staub

ansetzte, weil es im Augenblick zu gefährlich war, es zu benutzen, und auf dem Tisch stand eine bauchige Plastikkanne mit heißem Kaffee. An der Wand waren Gewehre aufgeschichtet. Es roch nach Staub und Abwässern; die Klospülung funktionierte nicht. Die Abwässer mußten in Eimern rausgeschleppt werden.

Torrence saß auf einer Holzbank, die auf ihren unregelmäßigen Beinen jedesmal hin und her schaukelte, wenn er sich anders hinsetzte. Er hatte die Hände um den blechernen Kaffeebecher gelegt, um sie zu wärmen.

Er fühlte sich beschissen.

»Danco und Cordenne sind tot«, sagte Torrence, »und das ist schlimm. Aber ich sage euch, was noch schlimmer ist. Sechs Zivilisten sind verletzt worden, und drei sind tot.« Er drehte sich um und starrte Lina Pasolini an. »Und die Scheiß-Faschisten können einen großen Propagandasieg für sich verbuchen.«

Lina Pasolini hatte einen dunklen Teint. Ihre schwarzen Haare waren kurzgeschnitten, und ihre dicken Augenbrauen bildeten zwei balkenförmige schwarze Akzente über ihren verschatteten Augen. Ihr Gesicht war eine Skulptur aus tiefen Schatten und kräftigen Flächen, ein hübsches Gesicht, das seine Sinnlichkeit unter einer Bürde stummen Argwohns verbarg. Sie trug eine Khakihose, weiche Schuhe und ein schmutziges Sweatshirt. Im Gürtel ihrer Hose steckte eine 44er. Die brauchte sie hier nicht.

Sie zündete sich eine kurze russische Zigarette an und betrachtete sie. Die Zigarette klemmte wie ein Zeigestock zwischen ihrem Daumen und ihrem Zeigefinger, als sie in ihrem sorgfältigen Schulenglisch sagte: »Schlechte Propaganda kann gute Propaganda sein, wenn man sie ausnutzt und ihr eine andere Richtung gibt.« Sie war in Sardinien aufgewachsen, hatte jedoch auf der Columbia University ihren Magister in internationaler Politik gemacht, und Torrence hatte sie mehr als einmal davon sprechen hören, wie sie sich mit dem brennenden Diplom eine Zigarette angezündet hatte.

Torrence fand, daß sie gefährlich selbstsicher und – noch schlimmer – unerträglich prätentiös war. Und wie um das zu bestätigen, fuhr sie fort: »Terror ist das einzige Statement, das man nie mehr vergißt, wenn man es einmal gehört hat.« Ihre Stimme war tief, aber nahezu tonlos. Ihr italienischer Akzent war so gut wie gar nicht zu hören. In Torrences Augen waren Italiener laut und aggressiv. Aber die Pasolini wirkte immer gelassen, so ruhig und methodisch, daß es einen rasend machte. Als ob sie absolut sicher sei, daß alles, was sie sagte, eine unbestreitbare Tatsache war. Ihm fiel ein Ausdruck ein, den er in einem Psychologiekurs auf dem College gehört hatte: *›passiv-aggressiv‹*. Solche Leute gaben ihre Passivität auf, wenn sie aggressiv wurden.

»Willst du damit sagen, daß du's mit Absicht getan hast?« fragte Torrence. »Du wolltest Zivilisten umbringen?«

»Nein. Ich wollte die SA-Leute treffen. Aber wenn es sich so ergibt, wird es zu einem Bestandteil unseres Statements. Zu einem Ausdruck unseres

Engagements, verstehst du.« Sie warf ihm einen verschleierten Blick zu, der tief aus ihrem Innern kam. »Es gibt keine Zivilisten, Hard-Eyes.« Ein leiser Spott in der Benutzung seines Pseudonyms. »Aus diesem Krieg kann sich keiner heraushalten, weder Kinder noch Erwachsene, weder Frauen noch Männer, und wenn ich wüßte, wie ich ihre Hunde und Katzen hineinziehen könnte, würde ich auch das tun.«

Torrence sah Steinfeld an, der sich mit den kurzen, dicken Fingern einer von der Arbeit schmutzigen Hand geistesabwesend den ergrauenden Bart kämmte und mit seinem schweren Körper auf dem Stuhl herumrutschte. Sein lockiges schwarzes Haar war so lang geworden, daß es außer Fasson geraten war; er hatte weiße Strähnen. Seine schwarzen Augen lagen tief in den Höhlen. Sein Gesicht war rund gewesen, aber jetzt erschlaffte es, und er bekam Hängebacken. Er hatte den Nachmittag über in einem durchgescheuerten, ölverschmierten Overall und einem vergilbten T-Shirt an einem ihrer alten FRG-Armeelaster gearbeitet. Sein Damazi-Maschinengewehr, das er vom Mossad bekommen hatte, lehnte an der Wand.

»Ich verstehe, was du meinst, Lina«, sagte Steinfeld schließlich. »Der Krieg ist kein Zuckerschlecken. Aber die Neue Resistance vertritt eine bestimmte Politik.« Er benutzte den Ausdruck ›Neue Resistance‹ so gut wie nie; normalerweise sagte er ›wir‹. Daß er es jetzt tat, bedeutete, daß dies gewissermaßen eine offizielle Klarstellung war. »Diese Politik macht einen strikten Unterschied zwischen Zivilisten und unserem Feind.«

»Was war Le Pen? Ihr habt ihn doch getötet – oder habe ich das geträumt?«

»Er war Oberbefehlshaber«, fauchte Torrence.

»Es gibt bessere Beispiele«, sagte Steinfeld. »Ihr Mengele, sozusagen, dieser Doktor Cooper – der ist Zivilist. Ich würde ihn mit Freuden umbringen, wenn ich könnte. Wir haben versucht, Crandall umzubringen. Auch ein Zivilist. Aber das sind falsche Zivilisten. Sie sind schlimmer als Kollaborateure. Meistens erkennen wir den Unterschied. Aber aufs Geratewohl Menschen in einer Menge zu töten…« Er stockte; sein Blick schweifte über eine innere Landschaft der Unschlüssigkeit. Seine Hände preßten sich auf der Suche nach einer Zuflucht hart gegen seinen Bauch.

Torrence wußte, daß auf dem, was sie taten, ein moralisches Gewicht lastete, und Steinfeld fühlte es. Torrence fühlte es auch.

Es war leicht, wie Lina Pasolini zu werden und niemals Unsicherheit zu verspüren. Es wäre eine Wohltat.

»Ich denke, wir sollten Pasolini vom Dienst mit der Waffe abziehen«, sagte Torrence im Ton eines Führers, der mit einem anderen spricht, und sah Steinfeld an.

Sie versteifte sich, nur ein kleines bißchen. Es war gut, eine Reaktion von ihr zu bekommen. »Ich habe euch wieder nach Paris gebracht«, sagte sie leise. »Ich war das.«

»Der Mossad hat uns reingebracht«, schoß Torrence zurück.

»Quatsch. Ich war in der Stadt, ich habe den Trupp geführt, der die Tunnels freigeräumt hat, ich habe alles organisiert. Die waren nur die Meldegänger, als es soweit war. Und ihr braucht Soldaten, keine Leute, die Uniformen nähen.« Sie lächelte Torrence vage an. »Du bist ein sehr müder Mann. Du kämpfst aus einem Vakuum heraus. Du hast es getan, weil du etwas zu tun haben mußtest und weil du gern kämpfst, und vielleicht gehörst du zu den Leuten, die einfach das Gefühl mögen, das man beim Kämpfen bekommt. Und du bist hier, um einen Grund dafür zu finden. Eine… Rechtfertigung. Ich bin nicht müde. Ich kämpfe, weil ich wütend bin. Diese Wut schläft nie.«

Torrence merkte, wie er rot anlief. »Du…« Er konnte nicht weitersprechen. Er wandte sich an Steinfeld, schluckte den kalten Stein hinunter, der in seiner Kehle nach oben gestiegen war, und sagte: »Sie kennen Ihre Leute. Wenn ich nicht motiviert bin, wenn ich nicht an diese Sache glaube, dann besorgen Sie mir verdammt noch mal ein Ticket, damit ich nach Hause kann. Schicken Sie mich über Israel zurück. Also, was ist?«

Steinfeld machte eine Handbewegung, als wolle er eine Fliege verscheuchen. »Ich habe nicht die geringsten Zweifel an dir.« Er zögerte, dann nickte er langsam. »In einem Punkt hat sie recht. Ich kann sie nicht von der Front abziehen. Wir haben zu wenig Leute.«

Er wandte sich an Pasolini. »Aber Captain Torrence hat ebenfalls recht. Wir arbeiten auf eine bestimmte Art. Wir unterscheiden zwischen Zivilisten und dem Feind, und wenn es Ausnahmen gibt, dann mache *ich* sie. Nicht du.«

Sie stand so abrupt auf, daß Torrence auf seinem Stuhl ein bißchen zusammenzuckte. Darüber lächelte sie. »Ich habe Wache.«

»Noch nicht«, sagte Steinfeld. »Iß etwas.«

»Unsere Mägen sind hier zu empfindlich, um zu essen. Ich fange früher an.«

Sie verließ den Raum und machte die Tür sehr leise hinter sich zu.

»Steinfeld, haben Sie schon mal drüber nachgedacht, was für Leute so ein Guerillakrieg anzieht?« meinte Torrence.

Steinfeld hob die Schultern. »Dasselbe hat sie über *dich* gesagt.«

**Abfertigungszentrum 12, ein paar Meilen nördlich der Stadtgrenze von Paris:**

»Ist nicht so viel anders hier als vor dem Krieg«, sagte Gabrielle. Sie war eine schwarze Französin mit einem schmutzigen blauen Tuch um den kahlen Kopf. Die SA rasierte sie alle, um mit den Läusen fertigzuwerden – oder um sie zu menschlichen Nummern zu machen. Sie trug die pyjamaähnliche Uniform der Internierten in mattem Orange, die sie alle trugen, und Sandalen aus Reifengummi. Bargeman hatte das gleiche an.

Bargeman war ein amerikanischer Jude, der in einem Kibbuz in Israel gearbeitet und als Freiwilliger geholfen hatte, jüdische Flüchtlinge in Frankreich per Flugzeug mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Das Flugzeug

war abgeschossen worden, und er war einer der beiden Überlebenden. Die andere Überlebende, eine Frau namens Luda, war von den SA-Schergen ermordet worden, weil sie unaufhörlich schrie, als diese sie wegschleppen wollten; die Knochensplitter machten sie wahnsinnig vor Schmerzen. Deshalb erschossen sie sie und ließen sie im Wrack liegen.

Und Abe Bargeman, ein blasser, schlaksiger Junge von einundzwanzig Jahren mit schmalen Händen und Füßen und einem Gesicht, in dem leise, müde Verwunderung stand, hatte den Mund gehalten und überlebt und saß nun hier auf dem ›Exerzierplatz‹ von Abfertigungszentrum 12. In den Staaten hatte Bargeman als Performance-Kritiker gearbeitet, ein Leben, das ihm jetzt so fern vorkam wie der Planet Pluto. In politischer Hinsicht war er ein Zyniker gewesen, im Grunde ein unpolitischer Mensch, der sich jedoch für seine kulturellen Wurzeln interessierte und ein brennendes Verlangen verspürte, in Judäa herumzuwandern. Das hatte ihn in den Kibbuz geführt, von dort ins Flugzeug und dann hierher, wo er auf den Philips-Mikrowellenzaun LHD11377 hinausschaute. Im Nieselregen bildete die Feuchtigkeit Perlen an den grauen Metallpfosten. An den schachtelförmigen Sender-Empfängern entstanden vibrierende, sonderbar symmetrische Muster, als sich Wasserperlen zu elektrischen Feldern ordneten. Ein paar winzige Tropfen führten ein kleines Tänzchen auf, als sie den Mikrowellenzaun passierten, als ob sie über verformtes Fensterglas rinnen würden. Man konnte den Zaun *beinahe* summen hören. Die Metallpfosten waren erst kürzlich in die Straße einzementiert worden, und Bargeman fragte sich, ob sie bei all der Feuchtigkeit vielleicht nicht richtig festsaßen. Ob man sie vielleicht umstoßen konnte, wenn man…

Nein, das hatte keinen Zweck. Wenn man sich an den Pfosten zu schaffen machte, gingen die Schußwaffen oben los; eine bestrich unterschiedslos den ganzen Bereich, die andere zielte computergesteuert. Er hatte sie schon mal in Aktion gesehen.

Ein Teil von Bargemans Verstand beschäftigte sich damit. Der Rest dachte an etwas zu essen und bemühte sich, nicht an etwas zu essen zu denken. Die Rationen waren schon wieder reduziert worden.

Denk nicht an das Proteinpaket in dem alten Sofa.

Er preßte in der Kälte die Arme an den Körper, rieb sich die Oberarme und rückte auf der Treppe ein bißchen näher an Gabrielle heran. Die Kälte machte ihm in letzter Zeit mehr zu schaffen. Vielleicht war es Anämie.

Der Exerzierplatz war eine Art Hof zwischen zwei Hochhäusern, die vor dem Krieg vor allem algerischen, arabischen und persischen Einwanderern billige Unterkünfte geboten hatten. Da ihre Bausubstanz schlecht war, die Wartung zu wünschen übrig ließ und sie sowohl von Vandalen verwüstet als auch von den Bewohnern aus Enttäuschung und Verzweiflung sabotiert wurden, waren sie zu bröckelnden Schandflecken voller Risse und Roststreifen geworden, die mit Graffiti vollgeschmiert waren. Die SA hatte die Betonklötze nicht gereinigt, bevor sie sie zu den Abfertigungszentren 12

und 13 umfunktioniert hatte. Draußen lagen haufenweise Müll und Schutt, aus den ausgeräumten Wohnungen geworfene Möbel und alle Arten von Abfall um die Fundamente herum: »Wie das dreckige Höschen ‘ner Hure, was ihr um die Knöchel hängt«, hatte einer der britischen SA-Wachtposten gesagt. »Und diese Kanacker sind die Filzläuse, die sich da drin pudelwohl fühlen.«

Oben hausten zweitausend Internierte dichtgedrängt in den fensterlosen Zimmern. Einige Wände zwischen den Wohnungen waren eingerissen worden, aber der Platz reichte nicht, daß sich alle hinlegen konnten. Das mußte schichtweise geschehen. Neuerdings durften sie nicht mehr baden, und die offenen Abwasserbehälter wurden nur selten geleert, so daß ein unsäglicher Gestank herrschte; in letzter Zeit hatte es ein paar Cholerafälle gegeben. Ärztliche Behandlung gab es nicht, und manchmal lagen die Toten tagelang zusammen mit den Lebenden in den Zimmern, bevor man ihnen erlaubte, sie hinauszutragen. Bargemans Magen hob sich, als er daran dachte, wie die Wachen einem Internierten den Kopf in die Jauche getaucht hatten; sie hatten ihn immer wieder hineingedrückt, zur Strafe dafür, daß er ein Atemloch in die verrammelten Fenster gebohrt hatte.

Bargeman atmete die frische Luft mit tiefen, dankbaren Zügen ein. Nur jeweils vierzig Internierte durften zweimal pro Woche nach draußen. Im Moment waren Gabrielle und Bargeman zusammen mit achtunddreißig anderen ›abzufertigenden Internierten‹ an der Reihe, die auf der Treppe am Eingang saßen oder lustlos auf dem 25 Meter breiten Platz herumstapften.

Er schaute über den Hof zu AZ 13 hinüber, dem fast identischen Hochhaus mit einer zweiten, fast identischen Gruppe von Internierten, die innerhalb der Umgrenzungslinie ihres eigenen Mikrowellenzauns auf der Treppe kauerten.

(Wie bemerkenswert ähnlich sie alle auszusehen begannen, wenn sie eine Weile hier waren, dachte Bargeman. Die gleichen Mienen und die gleichen von Hunger und Krankheit gezeichneten Gesichter. Und jetzt begann er sie selbst schon allesamt als weiße Mäuse oder Kakerlaken zu sehen. Das war der Triumph derjenigen, die sie hierhergebracht hatten: Sie formten sogar die Art und Weise, wie er sich selbst und die anderen wahrnahm.)

Bargeman fröstelte und hustete. Er warf wieder einen Blick auf den Mikrowellenzaun.

Die Mikrowellenstrahlen selbst waren nicht stark genug, um jemanden zu verletzen, der den Zaun durchbrach. Sie waren Auslöser und Orientierungsvorrichtungen für das duale System der Chubb CCTV-Überwachungskameras, die an den beiden Wänden der Hochhäuser angebracht waren, und für das damit verbundene Datasaab-Mikroprozessorsystem von Saab-Scania, das die Zielerfassung und die Feuerstöße der vier FN-7,62-mm-Scharfschützen-MGs kontrollierte, die auf um 180 Grad schwenkbaren Türmen angebracht waren, zwei Stück pro Gebäude…

Außerdem gab es auch noch die SA-Wachen, drei Mann in einem Büro im ersten Stock, die normalerweise Karten spielten oder über den schlechten

Empfang auf ihrem kleinen Satellitenfernseher fluchten. Sie trugen nur ihre gepanzerten Uniformen, nicht aber ihre verspiegelten Helme. Manchmal holten sie sich eine der Frauen und vögelten sie abwechselnd. Wer jammerte, bekam Prügel, ebenso wie die Gefangenen, die protestierten.

Zwei weitere Wachtposten sollten im Instabunker auf der anderen Straßenseite sein, aber die waren häufig auf Raubzügen unterwegs, wo sie Wein und Käse requirierten, um die Rationen der Offiziere zu ergänzen, die in der alten Pension unten an der Straße wohnten. Die Hälfte der Zeit war der Bunker leer.

Aber die Philips/Chubb/Saab-Scania-Sicherheitstroika wurde nie abgeschaltet, machte nie eine Pause und wandte nie den Blick ab. Sie machte auch nie Fehler, soweit Bargeman wußte. Sie war klug genug, um zwischen SA-Leuten und Gefangenen zu unterscheiden. Ein Iraner, dessen Namen Bargeman nicht kannte, hatte versucht, die Stromkabel zu kappen, die zu dem Turm mit der Kamera und den MGs führten. Aber die Kamera hatte Energie gespeichert und arbeitete weiter, und das vom Mikrochip kontrollierte MG auf der anderen Straßenseite fuhr herum, durchlöcherte den Iraner mit fünfzig Kugeln und erschoß noch dazu eine Frau, die ihren Kopf zu weit aus der Tür hinter ihm gesteckt hatte.

»Glaubst du, daß heute noch ein Transport rausgeht?« fragte Gabrielle. Vor dem Krieg hatte sie an der Université de Lyon Englisch gelernt und war in Amerika herumgereist. Ihre Familie hatte eine Kette von Patisserien besessen, die von Le Pens Leuten als ›gestohlenes Eigentum‹ konfisziert worden war: Ihre Familie hätte ›echten Franzosen geschäftliche Möglichkeiten geraubt‹. Sie hatte zugesehen, wie ihr Vater und ihre Mutter in den eisenbahnähnlichen Sattelschleppern weggebracht wurden; eine riesige Zugmaschine zog sechs Anhänger, die alle von ihrer mikroprozessorgelenkten Steuerung auf einer vom Computer erdachten Gleisspur gehalten wurden.

»Ja«, sagte Bargeman, »die werden wiederkommen und noch mehr abholen. Nächstesmal nehmen sie mich mit, glaub ich.«

»Bringen sie die Leute in Gaskammern?« Die Frage kam leblos, als würde sie sich erkundigen, ob es an einer Brücke weiter vorn ein Zollhäuschen gäbe. Nachdem die Wachen sie benutzt hatten, war jeder Klang aus ihrer Stimme gewichen.

»Nein«, sagte er. »Ich glaub nicht, daß es diesmal Gaskammern gibt. Ich glaube, sie bringen einen zum Arbeiten.« Da sie ihre Eltern abgeholt hatten, verschwieg er ihr den Rest: daß sie die Leute bis zum Verrecken arbeiten ließen. Buchstäblich bis zum Verrecken, wie ein Stück Seife (diese unvermeidliche Ironie), mit dem man so lange schrubbte – was? ein preisgekröntes Schwein? –, bis es sich in Nichts auflöste, weggespült wurde und verschwunden war. Und er verschwieg ihr, daß manche für medizinische Experimente benutzt wurden; daß alle schließlich starben, auf die eine oder andere Art. Daß ihre Eltern inzwischen mit Sicherheit tot waren.

»Vielleicht ist es da besser als hier.« Es hörte sich nicht so an, als ob es sie

kümmerte, ob es besser war oder nicht.

Er dachte darüber nach. Vielleicht sollte er ihr vormachen, daß es dort besser war. Damit sie ein gutes Gefühl hatte, was ihre Eltern betraf. Aber vielleicht auch nicht: Sonst würde sie versuchen, auf die Laster zu gelangen und wegzukommen, und dann würde sie bald tot sein.

»Es kann nicht besser sein«, sagte er. »Um die Wahrheit zu sagen, ich glaube, es bedeutet den Tod.«

*»Mon maman et papa*, die sind tot, das weiß ich. Aber vielleicht ist das besser, als hier zu sein.«

Er haßte die Leblosigkeit in ihrer Stimme. Sie klang wie eine dieser Computerspielzeuge, die mit einem sprachen, wenn man auf ihre Knöpfe drückte.

Er schluckte. Draußen war es naß und feuchtkalt, aber seine Kehle war so trocken.

Als Teenager hatte er vom Holocaust gelesen. Das war so entsetzlich gewesen, daß er es kaum ertragen konnte; deshalb hatte er sich nicht sehr eingehend mit dem Thema befaßt und auch nicht versucht, sich die Einzelheiten zu merken. Es reichte, das Geschehen in seiner historischen Gesamtheit im Gedächtnis zu behalten. So etwas würde nicht in Vergessenheit geraten.

Aber später hatte er etwas anderes gelesen: daß es Leute gab, die behaupteten, der Holocaust sei pure Erfindung; es habe weder eine Ausrottung von Menschen noch die ungeheure Brutalität gegeben. Und es gab Leute, die so dumm – oder solche politischen Opportunisten – waren, das zu glauben. Und er hatte gelesen, daß die Jugend in den meisten Ländern, selbst in jenen, die am Zweiten Weltkrieg beteiligt gewesen waren, nichts aus dem Holocaust lernte, ja nicht einmal glaubte, daß er überhaupt stattgefunden hatte…

Das ungeheuerliche Ausmaß dieser Dummheit, die unerträgliche Amoralität, mit der sie sich der Verantwortung entzogen, hatten dem jungen Abe Bargeman den Atem geraubt und ihn echt fertig gemacht. Er war wieder in die Bücherei gegangen und hatte sich in die Einzelheiten des Holocausts vertieft, damit wenigstens er sich erinnern würde.

Er hatte von den Konzentrationslagern gelesen und sich die gleiche Frage gestellt, wie so viele andere auch: Warum hatte es so wenig Rebellionen gegeben?

Wegen der Waffen der Nazis? Ja. Aber so relativ wenig Waffen und so viele Gefangene. Warum war man nicht massenhaft auf sie losgegangen, als man herausfand, daß man ohnehin sterben mußte.

Jetzt kannte er die Antwort. Hunger. Hunger wurde zu Schwäche, und Schwäche war Passivität. Es war schwer, Dinge zu Ende zu denken, und schwer, gemeinsame Aktivitäten zu starten, wenn man nicht denken konnte. Schwer, eine Entscheidung zu treffen und die Kraft zu finden, sie auszuführen. Hunger war besser als tausend Wachtposten.

Und dazu die Erniedrigung – die Rasur und die Uniformen und die

willkürlichen Strafen, und daß sie hier wie Vieh zusammengepfercht waren. Techniken, die bei Männern und Frauen wie Entkernungsgeräte bei Äpfeln wirkten. Die einem das Mark herausschnitten und einem nichts mehr ließen, bestenfalls noch eine geisterhafte Hoffnung, daß irgendwas zusammenbrechen würde, daß die Amerikaner Wind von der Sache bekommen würden, daß Israel oder die NR kommen würde oder daß die SA erkennen würde, daß sie zu weit gegangen war, und daß sie Schluß damit machte, oder vielleicht konnte man mit Tricks irgendwo einen Dienerjob ergattern, wenn man noch einen Tag wartete, nur noch einen Tag… Besser, man wartete… besser, als in ihre Maschinengewehre zu laufen…

Es war nicht besser.

Er sagte es laut. »Es ist nicht besser.«

Er stand auf und sagte es erneut. »Es ist nicht besser.« Und er sagte noch etwas anderes. »Diesmal nicht. Nicht noch einmal.«

Gabrielle blickte nicht einmal zu ihm hoch.

(Wie viele Monate war er nun schon hier und versuchte sich einzureden, daß es nicht so war, wie es aussah? Daß es nicht noch einmal geschah? Aber er wußte es, ein Teil von ihm hatte es vom ersten Tag an gewußt. Das Leugnen hatte etwa zur gleichen Zeit aufgehört, als in ihm die Kraft und der Wille zur Rebellion erloschen waren. Erkenntnis und Resignation waren gleichzeitig gekommen. Was also hatte ihn jetzt, nach all dieser Zeit, so plötzlich herausgerissen? War es Gabrielle? Ja.)

Nach der ersten Aufwallung von Zorn hatte Bargeman weiche Knie. Ihm war schwindlig, und seine Beine waren wacklig. Er hatte ein Päckchen Proteinpaste aufgespart, weil er dachte, falls jemals die Chance zur Flucht käme, würde er Kraft brauchen. Er hatte es damals selbstsüchtig versteckt, als die Kinder bei ihnen gewesen waren; hatte zugesehen, wie die Kinder zu hungern begannen, und sich selbst gehaßt, das Päckchen aber in seinem Versteck gelassen. Jetzt traf er eine Entscheidung. Er würde die Nahrung jetzt brauchen, um Kraft zum Reden zu haben. Die Tagesration war bald fällig, wenn sie überhaupt kam, und er mußte vorher noch reden. Er mußte mit allen reden.

Er ging zu dem Müllhaufen rechts von der Treppe, wo ein umgestürztes Sofa lag, dessen synthetisches Material vom sauren Regen aufgeschäumt worden und zu einer gummiartigen, formlosen, kackbraunen Masse zusammengeschrumpelt war. Er ging dahinter auf die Knie, griff in den Plastikrahmen und tastete nach dem Päckchen. Panik. Es war weg. Geklaut! Er bückte sich, steckte den Kopf in die schimmelige, durchnäßte Füllung und riß sie vor seinen Augen weg… sah das Schimmern einer glänzenden Plastikverpackung. Da! Er zog den kleinen, rechteckigen, durchsichtigen Plastikbehälter heraus und drückte mit zitternden Fingern auf den Öffner. Das Oberteil schälte sich ganz selbsttätig ab, und er schaufelte sich das Zeug mit den Fingern in den Mund. Es schmeckte nach Retortenhuhn und Moder.

Vielleicht war seine tolle Entscheidung ein Schwindel, nur ein Vorwand,

um das Zeug essen zu können, dachte er.

Er fühlte, wie ihn die Wärme und die belebende Wirkung des Zuckers und der Proteine durchströmten und seine Stimmung wie ein sommerlicher Aufwind hoben, und er leckte sich das Zeug von den Fingern und dachte: *Jetzt!*

Er drehte sich um und machte Anstalten, zu Gabrielle zu laufen, um den Rest der Paste mit ihr zu teilen. Dann sagte er sich: nicht laufen. Spar dir deine Energie. Er schlenderte zu ihr und warf dabei einen Blick zu der Kamera am Haus gegenüber; er wußte, daß ihn die Wachen möglicherweise beobachteten. Versteckte Nahrung war Konterbande. Er sah, daß ihn Dindon mit seinem Fuchsgesicht scharf musterte und die Plastikschachtel beäugte. »Gib mir was ab, oder ich erzähl's den Wachen«, sagte Dindon.

»Verpiß dich!« sagte Bargeman. »Wenn du auch nur einen Piep sagst, bring ich dich im Schlaf um. Nein, das nehm ich zurück. Ich weck dich vorher auf.« Er fühlte sich jetzt ausgesprochen eloquent.

Er hockte sich neben Gabrielle und bot ihr das Essen an. Sie starrte nur darauf. Er nahm ihre schmutzige Hand, tunkte ihre Finger ein und führte sie an ihren Mund. Nach einem Moment leckte sie die Paste ab und lutschte geistesabwesend an ihren Fingern. Er zog ihr die Hand aus dem Mund und fütterte sie mit dem Rest, bis auf eine dünne Schicht an den Rändern der Dose. Er warf Dindon das Päckchen zu, weil er spürte, daß sich Dindon und der bläßliche Libanese neben ihm sonst auf ihn stürzen würden, und ging dann ins Haus. »Wenn du reingehst«, sagte jemand, »lassen dich die Wachen nicht wieder raus.«

Ohne zu antworten, nahm er Gabrielles Arm und zog sie hinter sich her, ging in den alles ausfüllenden Gestank des Hauses hinein und würgte einen Moment. Man roch ihn stärker, wenn man Kraft hatte. Dann stieg er die Treppe hinauf und betrat ein Zimmer, und alle schauten auf. Er blieb stehen und sah sie an, übermannt von einem unerwarteten Staunen: Es war, als ob er sie zum erstenmal sähe. Eingefallene Gesichter, trübe Augen, Blässe, Köpfe wie Billardkugeln, ein Bild des Elends von lähmender Einförmigkeit. Er wußte, daß er kein bißchen anders aussah. Und er begann zu reden. Nach einer Weile fiel Gabrielle auf Bargemans Drängen hin im Rhythmus der Übersetzerin ein. Die Eindringlichkeit, die Stimmung, die Beharrlichkeit entnahmen sie seinem Ton, den Inhalt Gabrielles teilnahmsloser Übersetzung.

Zuerst hörte niemand richtig zu. Es waren Gesichter ohne jede Willenskraft, wie ein Raum voller krebszerfressener Kinder, die sich Zeichentrickfilme anschauten – von der Chemotherapie kahle und von der Krankheit ausgemergelte Kinder – und sich bar jeder Neugier kurz umdrehten, um zu sehen, wer an der Tür ihrer letzten Station stand. Aber ungefähr eine Stunde später, kurz bevor es dunkel wurde, kamen die Wachen mit dem Rationseimer, und danach hatten sie ein bißchen Kraft. Sie waren für kurze Zeit wieder Erwachsene, und es reichte, um zuzuhören, aufzustehen und zu beratschlagen, als Bargeman weiterredete, sobald die Wachen gegangen

waren. Angespornt von der Wut darüber, seit sechs Monaten eingesperrt zu sein und erniedrigt zu werden, getrieben vom Gedenken an den Holocaust redete er weiter. Er sprach für sie aus, was sie fühlten, machte ihre Gefühle mit seinen Worten wieder lebendig, wie man einen Ertrunkenen mit Mund-zu-Mund-Beatmung aus dem Reich der Toten zurückholt. Er redete und ging weiter, selbst als er fühlte, wie seine Kraft verebbte; das Adrenalin trieb ihn weiter, von Zimmer zu Zimmer.

Ein paar von ihnen folgten ihm nach oben zu einem anderen Raum, dann zum nächsten, und er redete weiter. Die SA hatte sich nicht die Mühe gemacht, die Zimmer abzuhören; sie konnten soviel reden, wie sie wollten, wenn sie die Kraft dazu hatten, und er nutzte diesen Luxus, nutzte ihn weidlich, redete weiter, redete, bis er heiser war und schließlich nicht mehr sprechen konnte…

Aber da redeten bereits die anderen; sie sagten Dinge, die schon früher gesagt, aber nie befolgt worden waren. Nur daß Bargeman jetzt der Zündfunke war, und sie fühlten, wie sich eine Feuersbrunst unter ihnen ausbreitete, eine brennende Kraft, die in der Gemeinsamkeit ihrer Entscheidung und ihrer Überzeugung beruhte. Sie fühlten es überall um sich herum, eine Aufladung der Luft, die immer stärker wurde, bis es soweit war.

Es war soweit, als zwei SA-Wachen ins erste Zimmer unten kamen und riefen: »Was, zum Teufel, ist das für ‘n Krach hier? Ruhe jetzt! Licht aus!«

Da erhob sich die Losung von Korridor zu Korridor, von Treppe zu Treppe, von Zimmer zu Zimmer: *»Maintenant!* Jetzt!«

Und dann kam die Flut, eine Eruption menschlicher Lava aus den vulkanischen Tiefen des Hochhauses. Die ersten beiden Wachen wurden von ihr nach unten geschwemmt und entwaffnet, sie zerrte an ihren Rüstungen, bis diese sich lösten, und sie lebten gerade noch lange genug, um jeweils zweimal zu töten und einmal gellend aufzuschreien. Währenddessen strömten die anderen an ihnen vorbei die Treppe hinunter und zu den Türen hinaus, und als sie sich aus dem Gebäude ergossen, skandierten sie unter Bargemans Führung einen Ruf, der unaufhörlich und rauh aus zweitausend ausgedörrten Kehlen drang: *»Jamais plus! Jamais plus! Jamais plus! Jamais plus!«*

Nie wieder!

Einige von ihnen bewarfen die Kameras mit Abfall und versuchten, die Objektive zu verkleistern. Sie hatten teilweise Erfolg, aber die MGs fanden trotzdem ihr Ziel, geführt von den Sensoren in den Mikrowellenzäunen.

Die Masse der ausgehungerten Internierten flutete durch die Mikrowellenbarrieren und löste die Sirenen aus; die Kameras schwenkten herum, die MGs bellten wie aufgescheuchte Hunde, Menschen schrien, andere erinnerten sich daran, was Bargeman ihnen eingehämmert hatte: *Nicht umkehren, wenn Schüsse fallen, denn sie werden uns sowieso alle töten. Was auch passiert, nicht stehenbleiben!*

Deine Schwester fällt neben dir, in den Rücken geschossen: Nicht stehenbleiben!

Dein Mann stolpert und fällt: Nicht stehenbleiben!

Dein bester Freund spuckt Blut und schreit um Hilfe: Nicht stehenbleiben!

»Nicht stehenbleiben!« brüllte Bargeman mitten unter ihnen, während er Gabrielle mitzerrte, *»Jamais plus!* Nie wieder!«

*Jamais plus jamais plus jamais…*

Worte, die hundert, zweihundert, dreihundert Menschen auf den Lippen erstarben, als sie von den knatternden Maschinengewehren niedergemäht wurden, die mit Hunderttausenden von Kugeln ausgerüstet waren… von Maschinen gelenkte Maschinengewehre, die unablässig gefüttert wurden, die selbsttätig zielen und feuern konnten, tagelang, wenn nötig…

Bargeman nahm entfernt wahr, daß Internierte im zweiten Gebäude auf der anderen Seite des Grundstücks durch Spalten in den abgedichteten Fenstern und von der Haustreppe aus zusahen; ein paar kamen zögernd heraus, als ob sie sich der Rebellion anschließen wollten – bis sie die Blutlache sahen, die sich um die Gefallenen herum ausbreitete.

Bargeman rannte weiter, an dem leeren Bunker vorbei, zerrte Gabrielle hinter sich her und hörte Kugeln an seinem Kopf vorbeipfeifen. Dann hörte er sie laut schreien.

Er drehte sich um und sah, wie ihr das Gehirn zum Mund herausquoll.

Er ließ sie los. Der Kummer schnürte ihm den Hals zu – aber *nicht stehenbleiben!*

Die Maschinengewehre feuerten unaufhörlich und mähten die Menschen methodisch nieder; fast jeder Schuß ein Treffer. Ganze Reihen von Männern und Frauen fielen wie Getreide bei der Ernte. Das Sicherheitssystem hatte einen Fehler: Die Maschinengewehre waren darauf programmiert, ihr Feuer auf die Umgrenzung des Grundstücks zu konzentrieren. Wenn sie statt dessen die Hauseingänge unter Feuer genommen hätten, wäre so gut wie niemand entkommen. So jedoch schafften es rund vierhundert der fünfzehnhundert Fliehenden, an den MGs vorbeizukommen. Elfhundert Tote und Sterbende blieben zurück, ein Feld voller Leichen, Leiden und Blut. Und die Gebäude erbebten unter dem Jaulen der Sirenen und dem Hämmern der MGs, ein Lärm, der das Geschrei und die Sprechchöre beinahe übertönte. *Jamais plus.*

Auf einmal waren die IS-Fahrzeuge da, Fahrzeuge der Inneren Sicherheit, drei Roland-Mowags zur Aufstandsbekämpfung: sechsrädrige Panzerwagen in mattem Olivgrau, die wie dicke Axtkeile geformt waren. Ihre Frontpartien waren mit Planierschilden und Türmen ausgestattet, die Gaspatronen, Granaten oder Kugeln abfeuerten. Die Bedienung saß drinnen und beobachtete alles auf Fernsehschirmen. Um das ganze Fahrzeug herum waren angewinkelte Ablenkungsschürzen gegen explodierende Minen angebracht. Die Außenflächen waren elektrisch geladen.

Die ISFs kamen plötzlich um die Ecken geschossen, pflügten in die vierhundert Überlebenden hinein und zermalmten sie unter sich, trieben sie zurück und schoben sie wie menschlichen Schlamm zusammen. Kommandos dröhnten in einer so enorm verstärkten Stimme, daß es denjenigen, die sich in

der Nähe befanden, die Trommelfelle zerriß: BEWEGT EUCH NICHT, DANN GESCHIEHT EUCH NICHTS. WENN IHR WEGLAUFT, STERBT IHR. BEWEGT EUCH NICHT, DANN GESCHIEHT EUCH NICHTS…

*Nicht stehenbleiben! Jamais plus!*

Bargeman rannte weiter. Er rannte durch eine Wolke von Auspuffgasen, als ein IS-Fahrzeug an ihm vorbeiraste und ein Dutzend Männer und Frauen unter seinem Planierschild zu einer blutigen Masse zermanschte, während ein anderes hinter ihm ein Sperrfeuer aus Explosivgeschossen legte…

Als er drei Blocks weiter war, spürte er, wie der Boden erbebte. Er blieb stehen, schaute zurück und sah, wie der Gargantua aus gehärtetem Stahl seine Metallsicheln über den Horizont krümmte: ein Jaegernaut, diesmal zehn Stockwerke hoch, ein Speichenrad ohne Rand, ein riesiges stählernes Hakenkreuz, eine Bodenfräse von der Größe eines Wolkenkratzers, der alles zermalmte, was ihm in die Quere kam. Er bahnte sich seinen Weg hierher durch die Ruinen in der Nähe der Hochhäuser, näherte sich Bargemans Hochhaus und krachte auf Abfertigungszentrum 12 herab. Die Fünfhundert, die dringeblieben waren, wurden zwischen den Stockwerken zerquetscht, als sich das Gebäude wie ein Akkordeon zusammenfaltete… er konnte ihre Schreie noch von hier aus hören…

Sie statuierten ein Exempel für die Menschen auf der anderen Straßenseite, im AZ 13. Und für jene in anderen Teilen der Stadt, die später davon hören würden.

Ein gewaltiger Geysir aus Staub stieg auf, wo das Hochhaus gewesen war, und strudelte um die riesigen Sensen aus Metall herum, die durch den Nachthimmel schnitten.

Es war eine Tat, die mehr war als Mord. Mord war ein zu schwaches Wort dafür.

*Ich hätte mit ihnen sterben sollen.*

Aber als er die ISFs auf der Suche nach ihm die Straße entlangrumpeln hörte, begann er wieder zu laufen.

Er rannte blindlings weiter. Oder vielleicht traf etwas in ihm die Entscheidungen, wohin er rannte. Vielleicht war es auch nur schieres Glück.

Aber dreißig Minuten später, als ihm die Kräfte schwanden, brach er im hohen Unkraut eines leeren Grundstücks zusammen und ließ sich von einem frischen Regen durchnässen, der einen Teil von Gabrielles Blut wegspülte.

Er stellte fest, daß er noch lebte. Er war allein. Unversehrt.

Es dauerte fast fünf Stunden, bis Bargeman wieder soweit bei Kräften war, daß er sich bewegen konnte. Ab und zu hörte er IS-Fahrzeuge, die dröhnend vorbeifuhren, ohne ihn zu bemerken.

Er setzte sich auf und würgte. Die Welt drehte sich.

Als das Kreiseln aufhörte, sah er, daß die Wolken aufgebrochen waren. Sterne standen am Himmel. Er saß reglos, frierend und schmutzig im gelben Gras, das ihm bis zum Kinn reichte. Der Geruch des nassen Grases war

überwältigend.

War er der einzige, der es geschafft hatte?

O nein, bitte nicht. Wenn doch, wollte er sterben. Jemand mußte ihn töten, wenn das stimmte.

Dann ein anderer Gedanke. Zuerst nicht in Worten. Nur ein Bild, ein verschwommenes, peripheres Bild von Menschen, die überall um ihn herum von Schüssen zerfetzt wurden. Nach einer Weile kamen Worte dazu: *Ich habe tausend und mehr Menschen in den Tod geführt. Ich habe sie ins Schlachthaus geführt.*

Er wartete auf das Schuldgefühl. Gabrielle war nur eine von über tausend Toten. Es war seine Schuld; er hatte sie und die anderen in den Tod geführt. Das Schuldgefühl würde auf ihn herabkommen wie ein Hammer vom Himmel.

Er wartete, reglos.

Nichts.

*Fühle es!* Stell dich der Schuld! Vielleicht hätten sie noch abwarten sollen. Vielleicht wäre jemand gekommen und hätte sie gerettet. Vielleicht…

Nein. Es war besser so.

Er verspürte eine andere Art von Reue. Er hatte überlebt; er hätte zusammen mit Gabrielle und den anderen sterben sollen. Nicht weil er sie in einen Kugelhagel geführt hatte, sondern weil…

Einfach deshalb, weil er einer von ihnen war. Es gab keinen fairen Grund, warum er überleben sollte und sie nicht. Es war nicht gerecht.

Er saß völlig untätig da, balancierte schwankend auf seinem Steiß und dachte, daß er nach vorn oder nach hinten fallen würde, wenn er sich zu bewegen versuchte. *Aber die Flucht. Das Sterben, all dieses Sterben. Die meisten sind tot.*

Es war trotzdem besser.

Er versank in trübe Gedanken. Hörte ganz auf zu denken.

Wenig später lief ihm etwas übers Bein.

Er bewegte nur seine Augen. Ein Instinkt spannte seine Finger. Er wartete…

Da, schon wieder. Eine Bewegung. Etwas kam auf ihn zu. Untersuchte ihn. Dachte, er sei Nahrung. Eine Ratte.

Sie lief an seinem Bein hoch.

Seine Hand bewegte sich ganz von selbst. Er beobachtete sie verblüfft, als sie wie eine Klapperschlange zuschlug und die Ratte packte, sie zerquetschte und aufriß. Er schloß die Augen und ließ seine Hände und seinen Mund ihre Arbeit tun.

Nach einer Weile konnte er sich wieder bewegen. Er rappelte sich auf und taumelte nach Süden, zur Stadt.

Kurz nach der Morgendämmerung, als er irgendwo in Paris in einem Hauseingang kauerte, sah er eine Frau, die eine Wand mit einer Kleisterdose einsprühte und dann ein Plakat anklebte. Der Text lautete in der Übersetzung:

SIE BELÜGEN EUCH. LÜGEN MACHEN EUCH ZU SKLAVEN. WARTET AUF DIE RESISTANCE. Über den Worten war das Bild einer himmelblauen Fahne.

Mit raschen Bewegungen klebte die Frau zwei weitere Plakate an und entfernte sich dann eilig.

Er trabte hinter ihr her. *»Hey! Hey!«*

Sie blieb wie erstarrt an der Ecke stehen. Er sah, daß sie drauf und dran war, wegzulaufen. Sie hielt ihn für einen Polizisten. Er rief heiser: »Bitte! Ich brauche… ich bin aus dem Abfertigungszentrum abgehauen!«

In dem Moment, als er *›bitte‹* sagte, war sie losgerannt. Aber jetzt blieb sie stehen. Er konnte an ihrer Körpersprache – ihre Silhouette vor dem dämmerhellen Hintergrund des blauen Morgennebels – erkennen, daß sie das Gefühl hatte, ein Risiko einzugehen, als sie sich langsam umdrehte und ihn ansah. Sie machte ein paar Schritte auf ihn zu. Dann lief sie zu ihm hin und packte sein Handgelenk. Ein schwacher Ausdruck von Abscheu auf ihrem Gesicht, als sie ihn musterte.

Sie führte ihn in eine Gasse, zu einer anderen Straße und in den von Schutt verstopften Eingang einer Metrostation. Nachdem sie lange durch die Dunkelheit gelaufen, sich etliche Male irgendwo durchgezwängt und über alles mögliche weggeklettert waren (wobei Bargeman ständig das Gefühl hatte, er würde sterben, wenn er nur noch einen einzigen Schritt täte, aber irgendwie tat er immer noch einen Schritt), kamen sie in einer Ruine nach oben, und sie schleuste ihn durch ein paar Türen. An den Türen gab es einige Wortwechsel auf französisch, aber man ließ sie durch.

Sie wurden zu einem gedrungenen Mann gebracht, dem ein Ohr fehlte. Bargeman erkannte sofort, daß er Amerikaner war. Er wußte es, ohne zu wissen, warum.

»*C'est* Hard-Eyes«, stellte die Frau den Fremden vor.

»Mein Name ist Abraham Bargeman«, sagte Bargeman. »Gebt mir ‘ne Knarre. Gebt mir ‘ne Knarre, verdammt noch mal!«

Dann brach er zusammen.

**Merino, eine Insel in der Karibik:**

Jack Smoke, ein hochgewachsener Mann mit einer Adlernase und scharfen schwarzen Augen, schlenderte mit seinen langen Beinen in schleppendem Gang über die Rollbahn zu dem Transportflugzeug. Er ging langsamer, als ihm lieb war, damit das kleine Mädchen, das die Krähe trug, mit ihm Schritt halten konnte. Sie hieß Alouette und war etwa zehn Jahre alt. Ihre Haut hatte die Farbe einer polierten Kokosnußschale, und ihre welligen schwarzen Haare waren mit einem himmelblauen Tuch zusammengebunden. Smoke trug das gleiche Tuch um den Hals. Beide hatten kurzärmelige weiße Hemden, Shorts und Sandalen an.

»Du hast gesagt, wir könnten noch mal schwimmen gehen, bevor wir das

Flugzeug nehmen«, sagte Alouette. Es gab ihm einen Stich, weil sie es so nüchtern sagte. Sie hatte zu viele Tricks der Erwachsenen drauf, dachte Smoke. Es hatte seine Vorteile und seine Nachteile, ein begabtes Kind zu haben. Aber er hatte es nie bereut, daß er Alouette adoptiert hatte.

»Wir gehen noch mal schwimmen, bevor wir die Insel verlassen«, versprach er und warf einen Blick zum Himmel. Es war ein warmer Tag, aber über der subtropischen Insel lag eine dünne Wolkendecke, und es wehte ein frischer Wind. Dem Wetterbericht zufolge zog ein Sturm auf; er hoffte, daß er sich Zeit lassen und ihn nicht zum Lügner stempeln würde. »Wir gehen zu dem Flugzeug, um den Reporter von MediaSat zu treffen.«

»Oh. Das hättest du mir eher sagen können.«

»Du warst zu sehr damit beschäftigt, mit deiner Chipzugriffsebene anzugeben.«

»Hab gar nicht angegeben.«

»Doch, hast du.«

»Hab ich nicht.« Sie nahm seine Hand und küßte sie. Die Krähe, die sich in die Beuge ihres anderes Arms gekuschelt hatte, ließ ein quengeliges Krächzen hören. »Pst, Richard«, befahl sie der Krähe. »Wir treffen uns mit einem Mann vom Fernsehen.«

Hand, der Mann vom Fernsehen. Smoke hatte Witchers Akte über ihn gesehen. Hands richtiger Name war Ngyen Hinh. Ein aufstrebender junger Skandalreporter des relativ neuen MediaSat, eines Indies, der vom großen Worldtalk-Desaster profitiert und sich eine Sendenische erobert hatte. Hinh war seinem Publikum als Norman Hand bekannt.

Ngyen Hinh. US-Bürger. Vater Vietnamese, Mutter Amerikanerin. Zweiunddreißig Jahre alt. Hatte seinen Abschluß im Fachbereich Medien an der Universität von New York gemacht, war Mitglied der Demokraten und hatte immer für die Gemäßigten in der Partei gestimmt. Hübsches volles Haar mit den Farbsträhnen seines Berufs, damit man ihn auf der Straße als das erkannte, was er war. Fast runde Augen, ziemlich helle Haut, jungenhaft, angeblich schwul, aber kein bißchen effeminiert, zumindest nicht vor der Kamera. Seine Anzüge waren Printouts, aber ohne Schablonenmuster. Designerprints von hoher Qualität, Sachen, die der Kleiderprinter nur ausspuckte, wenn man Besitzer einer Platinkarte war. Hinh war elegant, aber nicht versnobt genug, um echten Stoff zu tragen.

Und sehr ehrgeizig. Die NR-Story interessierte ihn wohl kaum deshalb, weil er die Partisanen unterstützen wollte.

Hand hatte sich im Schatten der vorstehenden dickbäuchigen, blauweißen Triebwerksgondel mit dem Ansauggebläse in Positur gestellt und sprach konzentriert in die kleine, faustgroße Kamera, die auf einem dünnen, zusammenlegbaren Stativ stand. Sein schwarzer Technicki bückte sich über den Sucher und nahm mit der Camcontrol-Maus feine Justierungen vor.

Hinter Hand luden Insulaner unter der Leitung eines NR-Manns Plastikkisten von einem Gepäckwagen auf ein tragbares Förderband, das sie

in die Maschine transportierte. Ein Robotarm schwenkte surrend aus dem Flugzeug, packte die Kisten mit seiner riesigen, dreifingrigen Metallhand und hievte sie an ihren Platz. Die Kisten schwangen im Griff des Roboters bedenklich hin und her, wurden jedoch irgendwie genau in der optimalen Packanordnung abgesetzt. Die menschlichen Arbeiter mit ihren muskulösen, schweißglänzenden Rücken arbeiteten mit dem kybernetischen Arbeiter so hervorragend zusammen wie Reisbauern mit einem Wasserbüffel.

Smoke gab Alouette ein Zeichen, still zu sein, und die beiden warteten hinter dem Kameramann, bis Hand mit seiner Aufzeichnung fertig war.

»Was Sie hier sehen«, sagte Hand, »ist ein kleines Stück von einem Exodus; die letzten Vorbereitungen für einen Exodus von einer Insel – einer Insel, die ungenannt bleiben muß und die ein Hafen für diese faszinierende Schar von Guerillas gewesen ist, die jetzt auf der Flucht vor einer illegalen internationalen Streitmacht von Kryptofaschisten sind, wie sie behaupten. Ihr geheimes Ziel liegt irgendwo in weiter Ferne, und sie starten noch heute.« Seine Stimme war tief, klangvoll und absolut selbstsicher.

Er machte eine Pause und sagte dann zu dem Technicki im grauen Overall: »Geh zum Tonbite-Segment.«

»Glah«, gab der Technicki zurück. *Geht klar.* Er drehte die Maus aus Metall und Plastik ganz leicht und sagte: »Läuft.«

»NR-Guerillas auf der Flucht, so überstürzt wie Moses und sein Volk, aber diesmal spielen die angeblichen Faschisten die Rolle des Pharaonenheeres. Wohin brechen die Rebellen auf? Wir wissen es nicht, aber wir wissen, *wann*. Jetzt. Und sie haben es höllisch eilig.«

Er machte eine Pause und nickte dann dem Technicki zu, der auf die Maus drückte. »Im Kasten«, nickte dieser.

Smoke kannte die Prozedur. Eine Aufzeichnung für das Oberschichtsegment des staatlichen Fernsehens, jenes mit dem kleinsten demographischen Anteil, das man als C-Zuschauer bezeichnete; dann das Tonbite für das ungeduldige, hungrige Amerika der Mittelschicht, die A-Zuschauer, die die große Mehrheit ausmachten. Zuletzt das für die Halbgebildeten, die Technickis, die B-Zuschauer. Andere Fassungen würden per Computer Kantonesisch, Japanisch, Spanisch, Deutsch, Farsi und Arabisch synchronisiert werden.

»NeRillas«, sagte Hand auf Technicki. »Auflucht, nix-weg, ngebfaschgriff – weißnichin abwann. Jezz.«

Hand hielt inne und nickte dann dem Technicki zu. »Das wär's.« Er drehte sich um, lächelte Smoke zu und vertiefte das Lächeln für Alouette. Die Lademaschinerie hinter ihm machte *surr, klick, klack*. »Mr. Smoke. Freut mich, Sie persönlich kennenzulernen.« Seine Stimme war höher und sanfter, wenn er nicht in die Kamera sprach.

»Gleichfalls. Ist das aufgezeichnet worden? Sie haben keine Direktschaltung, hoffe ich.«

»Richtig. Da würden uns Ihre Leute eh einen Strich durch die Rechnung

machen.« Er zwinkerte.

Smoke lächelte. »Wir würden's garantiert versuchen. Sie können es senden, wenn wir heil angekommen sind.«

»Sind Sie zu diesem Interview bereit?«

»Wir könnten hier eine Einleitung aufnehmen, aber ich würde den Hauptteil gern in unserem Medienzentrum machen, damit Sie sehen können, was wir da haben.«

Hand schien es sich zu überlegen. Dann berührte er einen Winkel seines Kiefers und sprach in sein Implantat. »Habt ihr das mit? Ja. Ja. Okay, nein, wir passen schon auf, daß sie keine radikalen Statements… In Ordnung. Nein, wir haben keine BRs.« Sein Blick zuckte zu Smoke; Smoke wußte, was BRs waren. Bearbeitungsrechte. Er würde nehmen müssen, was sie ihm auftischten, und hoffen, daß es gut aussah. So lautete die Abmachung. MediaSat war der einzige Sender im Obergitter, der daran interessiert war, die Story zu bringen. Zu niederziehend, zu wenig Beweise und zu viel Gerede, hatten die anderen gesagt. Die Linken vom Untergitter berichteten über sie, aber wen interessierte das? Sie fanden nur bei einem winzigen Teil der breiten Öffentlichkeit Gehör. »Okay, macht einfach dieses Vergleichssegment fertig, damit wir… – ja.« Er tippte sich wieder an sein Kiefergelenk und ging mit ausgestreckter Hand auf Smoke zu. Sein Lächeln war wie eine kühle Brise, als er sich an Alouette wandte. »Geh voran, junge Dame!«

Sie schüttelte den Kopf und starrte ihn an. »Deine Stimme hat sich verändert«, sagte sie.

»Als ich fünfzehn war«, erwiderte er augenzwinkernd.

Im Kommunikationsraum des NR-Hauptquartiers auf Merino standen nur noch vier Monitore und der Zentralrechner. Hands Technicki hatte seine Bandmaschine ans NR-System angeschlossen, so daß sie NR-Material mitschneiden konnten, wenn nötig. Aber die Kamera lief noch nicht. Smoke saß Hand gegenüber; dieser bemühte sich, die frostige Stimmung zu mildern, die sich in dem Raum ausgebreitet hatte, nachdem ihm herausgerutscht war, daß dies nur ein fünfzehnminütiges Segment sein würde und nicht das von ihm angedeutete einstündige Special.

»Man kann den Leuten nicht in fünfzehn Minuten klar machen, daß sie einen Kontinent an die Nazis verloren haben, als sie mal eben nicht aufgepaßt haben«, sagte Smoke. »Das ist zuviel, als daß man es ohne Beweise begreifen und glauben könnte. Wir brauchen mindestens eine Stunde, um es auch nur annähernd zu belegen. Zum Teufel, allein schon um die Grundlagen zu schaffen!«

»Sie kriegen damit zunächst mal eine Basis«, sagte Hand. »Ein Sprungbrett. Es wird größeres Interesse bei den Medien auslösen…«

»Blödsinn«, sagte Smoke. »Die Präsidentin hat sich aus der Anklage wegen Amtsmißbrauchs rausgewunden. Sie hat das Land durch den Krieg gebracht, und da wollen die Leute nichts von ihren Verbindungen zu einer

Horde von Rechtsextremisten hören. Okay, sagen sie, ist sie halt ein bißchen in Panik geraten und zu weit gegangen. Das war der Dritte Weltkrieg, da hätte das jedem passieren können. Also hören wir mit diesem häßlichen Gerede von Faschisten auf und wenden wir uns der sonnigen Zukunft zu und… – das ganze Geseire. Ich hab das schon zweihundertmal gehört.«

»Vielleicht haben sie ja recht?« Wie ein Psychotherapeut, als sanfte Frage formuliert.

»Blödsinn hoch zwei. Sie leugnen einfach die Tatsachen, Hand. Die amerikanischen Medien und die amerikanische Außenpolitik verschließen die Augen vor der Wahrheit, weil sie die Konflikte satt haben, und vielleicht auch in der Hoffnung, daß die Mistkerle das durch den Dritten Weltkrieg geschaffene Emigrantenproblem für sie lösen.«

»Das klingt ziemlich paranoid. Die SA-Leute sind ins Gefängnis gewandert oder deportiert worden, oder sie mußten fluchtartig aus dem Land verschwinden, Smoke. Es ist schwer zu glauben, daß sie eine solche Gefahr darstellen sollen. Ich gestehe Ihnen zu, daß ich mich irren kann, und wir werden aus Ihrer Perspektive berichten, aber…«

»Eine solche Gefahr. Sie herrschen in Frankreich. In Deutschland jetzt auch. In Italien. Bald auch in England.«

»In England? Da war ich gerade. Die Reisewege werden allmählich wieder geöffnet. Ich habe kein Militär gesehen.«

»In England geht's gerade erst los. Was glauben Sie, warum in Frankreich und Italien keine Leute von außerhalb herumreisen dürfen?«

»Sie sagen, daß es an den Nachwirkungen des Krieges liegt. Es gibt noch keine funktionierenden Flughäfen, dafür Cholera, verschiedene andere Krankheiten, Banden hungriger Desperados…«

»Wann haben solche Einschränkungen schon je die Berichterstattung der Medien verhindert? Was ist denn aus den ›furchtlosen Kriegsberichterstattern‹ geworden?«

»Hören Sie, wir verschwenden hier einen Haufen gutes Material. Wir sollten das aufnehmen. Sehen wir mal, wohin es uns bringt, okay?« Hands offenstes, gewinnendstes Lächeln prallte wie eine Seifenblase von Smoke ab, und Hand ließ es erlöschen. Sein Gesicht wurde ausdruckslos. »Ja oder nein?«

Smoke schnaubte. »Na gut. Vielleicht sehen Sie dann…«

Hand nickte dem Kamera-Technicki zu und hob die Hand, um eine Pause zu machen. Er holte einen Handspiegel heraus, prüfte sein Press Flesh und sein Makeup, legte den Spiegel weg und zeigte dann auf die Kamera.

»Läuft«, sagte der Technicki.

Hand führte das Interview mit einer glatten Kombination von Redewendungen für A- und C-Zuschauer. »Mr. Smoke, die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit Ihrer Organisation behauptet« – er warf einen Blick auf ein Printout in seinem Schoß –, »daß es ›überall in Westeuropa eine fortdauernde Apartheid gibt, die sich in Windeseile zu einem holocaustähnlichen Völkermord entwickelt‹.« Er hob den Blick und sah

Smoke an. »Eine Neuauflage des Zweiten Weltkriegs?«

»Offensichtlich ist es keine Wiederholung des Zweiten Weltkriegs, außer hinsichtlich des Völkermords, und selbst da liegen die Dinge anders. Sein ideologisches Fundament ist diesmal eher eine Verzerrung der Soziobiologie als ein faschistischer Rassismus alten Stils, wie wir ihn kennen. Andererseits wurzelt er wiederum in gewissem Ausmaß im christlichen Fundamentalismus. Und was seine Ausführung betrifft, so ist er diesmal viel, viel breiter angelegt. Er richtet sich gegen große Zahlen arabischer, persischer und pakistanischer Immigranten, gegen Hindus und Moslems aus Indien, gegen Schwarze, Homosexuelle und Juden. Natürlich sind im Zweiten Weltkrieg nicht nur die Juden von den Nazis verfolgt worden, aber der Maßstab…«

»Ojojoi, nun nehmen Sie mal ein bißchen Gas weg und erklären Sie uns, wie so etwas unter den Augen der Regierungen und der Presse von Westeuropa, der amerikanischen Truppen – die immer noch an den Kriegsfronten stationiert sind – und vor allem Israels stattfinden konnte, ohne daß darüber berichtet wurde.«

»Es ist darüber berichtet worden. Wir haben Aussagen von Hunderten von Soldaten, darunter zweiundfünfzig Offizieren, die sich über die ›Apartheidsmethoden‹ der Second Alliance beklagen. SA-Sympathisanten im Oberkommando der NATO haben die Berichte unterdrückt und dafür gesorgt, daß sie weder den Kongreß noch die UN erreicht haben. Nach dem Krieg existiert in diesen Ländern noch nicht viel, was einer funktionierenden Presse gleichkäme. Es ist immer noch Kriegsgebiet, auch wenn nicht mehr gekämpft wird. Dort gibt es eine Menge Banditen und verschiedene Rebellengruppen, darunter auch kommunistische Guerillas, die die Situation auszunutzen versuchen. Unter diesen Umständen läßt sich die Zensur leicht rechtfertigen.«

»Ein Presseembargo, das sich über einen ganzen Kontinent erstreckt? Das ist ein bißchen schwer zu schlucken.«

»Nicht unbedingt über den ganzen Kontinent. Aber wann haben Sie das letzte Kommunique aus Frankreich gesehen, das nicht vom amerikanischen Militär oder, sagen wir, von der Larousse-Regierung stammt? Die meisten Nachrichtenverbindungen sind unterbrochen. Nicht genehmigte Satellitensender sind zerstört worden, Kabel und Telefonleitungen hat man gekappt. Es gibt immer noch Reisebeschränkungen, ›bis die Ordnung wiederhergestellt ist‹. Und die Frage ist, *was* für eine Ordnung da wiederhergestellt werden soll.«

»Und Israel steht einfach daneben und sieht zu, wie Juden zusammengetrieben werden?«

»Israel hat wiederholt Untersuchungen der Geschichten über neue Todeslager und diese sogenannten ›Flüchtlings-Abfertigungszentren‹ gefordert. Es ist schwer für sie, allein da hinzugehen und die Wahrheit herauszufinden, ohne internationales Recht zu verletzen. Sie unterstützen uns auf einer gewissen Ebene…«

»Wir haben einen neuen Senator in den USA«, warf Hand ein und bezog

sich wieder auf das Printout, »Senator Jaeger, der sagte, ich zitiere: ›… diese NR-Leute versuchen eine gefährliche Nachkriegshysterie zu schüren, und wenn Sie mich fragen, geht es bei der ganzen Sache nur darum, Geldspenden zusammenzukriegen.‹ Was sagen Sie dazu? Ich meine, liegt es nicht in Ihrem Interesse, die Leute zwecks Geldspenden davon zu überzeugen, daß ein neuer Holocaust stattfindet, Jack?«

Smoke hielt seine Wut im Zaum, bis sie aufhörte, sich zu winden, um aus seinem Mund zu kommen. Schließlich sagte er: »Unser Interesse liegt darin, den Holocaust zu stoppen, *Norman*. Senator Jaegers Unternehmen stellt die Jaegernauts her, die von der SA dazu benutzt werden, Haus und Leben Tausender Unschuldiger zu vernichten. Seine Meinung ist wohl kaum objektiv. Warum hat die UN die Verfassung von SVOES nicht zu sehen bekommen?«

»Und SVOES ist…?«

»Die Selbstverwaltungsorganisation der Europäischen Staaten.«

»Ah, richtig. Das ist mehr oder weniger so etwas ähnliches wie Interpol früher, glaube ich.«

»Nein. Es ist ein militärisches Bündnis, das meiner Ansicht nach den Bauplan für einen einheitlichen faschistischen Staat darstellt, der ganz Westeuropa umfaßt.«

»Wenn ich mich recht erinnere, heißt es in ihrer ›Verfassung‹, daß sie Terroristen und kollaborierende Saboteure ausfindig machen wollen…«

Smoke knirschte vor Frustration mit den Zähnen. »Diese alte Kamelle mit den ›kollaborierenden Saboteuren‹ ist ein Rauchvorhang, eine Allzweckphrase, die sie immer benutzen, wenn sie irgendwen loswerden wollen. Die ›Saboteure‹, die den Sowjets angeblich bei ihrer Invasion geholfen haben, sind – rein zufällig natürlich – immer Juden, Moslems, Sozialisten, Anarchisten oder die falsche Sorte von Intellektuellen. Die SA verhaftet damit jeden, den sie will.«

»Noch einmal, ojojoi – Sie reden dauernd von der SA, als ob es dieselbe Organisation sei, die vor ein paar Monaten die Polizeigewalt in den Kriegsgebieten ausübte – und es stimmt, in diesem Unternehmen gab es Rassisten, die anscheinend in den amerikanischen Medien tätig waren. Aber diese Leute sind alle entweder in Amerika angeklagt oder des Landes verwiesen worden, und jene, die in Übersee leitende Positionen innehatten, sind ausgewechselt worden. Nach unseren besten Informationen ist die SA jetzt nur noch ein ganz normales Privatpolizei-Unternehmen.«

Smoke sah ihn erstaunt an. »Das glauben Sie allen Ernstes?«

»Unsere Informationen besagen…«

»Dann will ich Ihnen das Szenario mal in den einfachsten Begriffen schildern«, fauchte Smoke. »Westeuropa ist durch die Hölle gegangen, und die Menschen dort hungern nach der Art von Ordnung, die ihnen SVOEs verspricht. Aber die europäischen Länder, die zur SVOES gehören, haben Marionettenregierungen, die genau von den Leuten gelenkt werden, die früher

die SA geführt haben. Die SA ist der polizeiliche Vollstreckungsarm von SVOES geworden. Sie sprechen davon, ihre NATO-Bindungen zugunsten der SVOES-Verfassung zu lösen. Nun, alle Streitkräfte von SVOEs werden an der Oberfläche von Einwohnern der jeweiligen Länder befehligt, und die meisten Soldaten sind ebenfalls Einheimische – abgesehen von der SA, die mehr oder weniger so funktioniert wie die SS für Hitlers Leute – aber die Befehle kommen von außerhalb des Landes. Jedes Land glaubt, daß in seinem Innern ein neuer Nationalismus keimt, aber in Wirklichkeit verkauft es seine Seele an einen größeren westeuropäischen Faschistenstaat. Es gibt auch abweichende Stimmen, aber…«

»Können Sie *irgend etwas* davon beweisen? Dieses Gerede von Marionettenregierungen…«

»Wir haben Zeugenaussagen auf Video und eidesstattliche Erklärungen, und Sie können mit einigen unserer Agenten sprechen. Aber ich würde gern zum dringlichsten Thema kommen, nämlich unserem Filmmaterial über die fortdauernde Apartheid und den Völkermord…« Smoke drehte sich um und drückte auf eine Taste an der Monitorbank. Der Technicki nahm das Material auf, um es später dazwischenzuschneiden. Hand drehte sich um und schaute auf den Monitor.

Das Bild war manchmal scharf, manchmal auch nicht; es war anscheinend aus Hüfthöhe aufgenommen, und manchmal wackelte es. Aber sie konnten einen Raum voller ›Internierter‹ erkennen – ausgemergelte Menschen mit kahlgeschorenen Köpfen und schmutzigen Uniformen. Einer von ihnen war eindeutig tot. Plötzlich trat ein SA-Bulle ins Bild, packte ein junges Mädchen am Hals und schleifte es beiseite. Einer, der aufstand, um dagegen zu protestieren, wurde mit einem RU-Knüppel niedergeschlagen, den ein zweiter Wachtposten schwang; sein Rücken versperrte der Kamera die Sicht. »Dieser Film ist von einem unserer Leute aufgenommen worden, der in ein Abfertigungszentrum eingedrungen ist… Diese Szene zeigt, wie die SA ›Internierte‹ zusammentreibt, wie man sie nennt, und in ein Transportfahrzeug verfrachtet. Wie Sie sehen, gibt es hier ganze Familien, alte Leute, die kaum laufen können, Kinder, Menschen, die wie Tiere zusammengepfercht sind. Dabei handelt es sich wohl kaum um eine Razzia auf ein Terroristennest.«

»Nun ja, dieses Material wirkt sehr überzeugend, und es könnte tatsächlich das sein, wonach es aussieht. Es hätte aber auch inszeniert worden sein können«, sagte Hand. »Sie müssen zugeben, daß Sie über die erforderlichen Mittel verfügen. Und wir haben Filmmaterial aus diesen Abfertigungszentren, die dazu in krassem Widerspruch stehen.« Hand gab dem Technicki ein Zeichen. Dieser ließ das Band über einen anderen Monitor ablaufen. »Das hat uns der französische Außenminister zukommen lassen…«

Ein Abfertigungszentrum ganz anderer Art. Fröhliche, gut genährte Menschen in ihren eigenen Kleidern in einem gemütlichen Schlafsaal, die in die Kamera winkten. Ein Wachmann, der einem kleinen Mädchen eine Puppe gab; das Mädchen umarmte ihn und gab der Puppe dann einen Kuß…

Interviews mit den ›Flüchtlingen‹ auf Französisch, Englisch übersprochen. Ein Mann, der einen Yamulkah trug: »Ich war beunruhigt, als sie uns baten, ins Abfertigungszentrum zu ziehen, aber wenn man hierherkommt, dann versteht man das. Wir haben hier zu essen, wir haben Sicherheit und Wärme – zu Hause hatten wir nichts davon. Sie haben es getan, um uns vor den Terroristen zu retten. Gott segne sie.«

Smoke starrte auf den Bildschirm. »Diesen offenkundigen Schwindel wollen Sie der amerikanischen Öffentlichkeit zeigen?«

»Wir müssen beide Seiten zeigen.«

Smoke drehte sich um und zeigte mit einem zitternden Finger auf ihn. »Wenn Sie's sich nicht selbst ansehen, dann sind Sie selber ein Schwindel. Gehen Sie hin und machen Sie sich selbst ein Bild, oder Sie sind kein Reporter. Ich kann Sie nach Europa bringen. *Unsere* Transportwege sind offen. Es ist gefährlich, aber ich kann Sie reinschleusen. Ich fordere Sie auf, es sich mit eigenen Augen anzusehen.«

Hand warf einen Blick zu dem Technicki, der ihn voller Neugier beobachtete, was er antworten würde.

»Sie können das rausschneiden, Sie können alles bearbeiten. Niemand braucht zu erfahren, daß ich Sie aufgefordert habe, sich einen eigenen Eindruck zu verschaffen. Aber Sie werden es wissen, Hand. Ngyen Hinh wird es wissen.«

Die beiden Männer sahen sich an. Hand schluckte. »Gut. Leiten Sie alles in die Wege. Ich gehe rüber.«

Ein großer, schwarzer NR-Wachtposten in Arbeitskleidung und Stiefeln, die Pistole an die Hüfte geschnallt, platzte durch die Tür zum angrenzenden Raum herein. »Das hier haben wir vor vielleicht dreißig Sekunden abgefangen.« Er gab Smoke ein Printout. Smoke las:

PD 5
REPORT TYPUS 0370
!FDC 8/2621 FDC TEIL 1 VON 2 KARIBISCHER FLUGWARNDIENST … INFOLGE AUFSTAND AUF PUERTO RICO GEFÄHRLICHE UMGEBUNG IN KLEINEN ANTILLEN/PUERTORIKANISCHER KARIBIKZONE … SCHIFFE UND FLUGZEUGE DER US NAVY, DIE ZWISCHEN 15 UND 20 GRAD NÖRDLICHER BREITE OPERIEREN, SIND DARAUF VORBEREITET, ENTSPRECHENDE MASSNAHMEN ZU ERGREIFEN. ALLEN FLUGMASCHINEN / STARRFLÜGLERN UND HELIKOPTERN / WIRD DRINGEND GERATEN, FUNKWACHE AUF 121,5 MHZ VHF ODER 243,0 MHZ UHF ZU HALTEN, WENN SIE IN DIESEM BEREICH OPERIEREN. BESONDERE SICHERHEITSEMPFEHLUNG: LUFTRAUM INSEL MERINO.
PD 5
REPORT TYPUS 0370
!FDC 8/2621 FDC TEIL 2 VON 2 FLUGWARNDIENST MITTLERER

OSTEN … MILITÄRISCHE UND ZIVILE FLUGMASCHINEN UNTER ATC CONTROL SOLLTEN ATC SOFORT VON JEDER ÄNDERUNG IHRES ZIELS UNTERRICHTEN UND GEGEBENENFALLS FLUGNOTFALL ERKLÄREN. WEIGERUNG, SICH AUF AUFFORDERUNG ZU IDENTIFIZIEREN UND ZIEL ANZUGEBEN, WEIGERUNG, EMPFOHLENE ZIELORTE ANZUFLIEGEN, WEIGERUNG, AUF WARNUNGEN ZU REAGIEREN, ODER FORTSETZUNG DER FLUGOPERATION IN BEDROHLICHER ART UND WEISE SETZT FLUGMASCHIEN / STARRFLÜGLER UND HELIKOPTER / DER GEFAHR VON AMERIKANISCHEN AUFSTANDSBEKÄMPFUNGS- UND/ODER VERTEIDIGUNGSMASSNAHMEN AUS…
ENDE VON TEIL 2 VON 2 TEILEN

Smoke reichte Hand den Printout. Dieser überflog ihn und gab ihn seinem Technicki. »Mach eine Aufnahme davon.« Er sah Smoke an. »Wenn das okay ist.«

Smoke nickte. »Ist Ihnen klar, was das bedeutet?«

»Es bedeutet, daß auf Puerto Rico irgendeine Guerillaaktion stattfindet, bei der auch Flugzeuge im Einsatz sind.«

»Die Revolutionäre auf Puerto Rico haben überhaupt keine Flugzeuge«, unterbrach ihn Smoke müde. »Diese ›Maßnahmen zur Aufstandsbekämpfung‹ sind Teil einer CIA-Operation, die mit Unterstützung der NSA durchgeführt wird. Sie werden behaupten, die kommunistischen Guerillas von Puerto Rico würden eine Militärbasis auf Merino einrichten und von dort aus einen Luftangriff starten. Mit Flugzeugen, die es gar nicht gibt. *Sie wissen, daß wir hier sind* – deshalb ziehen wir ja ab. Und sie wissen, daß wir abziehen. Sie haben nicht vor, uns entwischen zu lassen. Ich fürchte, Sie sind zu einem sehr unglücklichen Zeitpunkt auf die Insel gekommen, Norman.«

## DREI

»ST. ZOROS«, SAGTE PATER LESPERE, während er ein Magazin in das Sturmgewehr einlegte, »ist ein dominantes Bauwerk des Flamboyantstils in Paris.« Er hatte einen starken Akzent, obwohl seine Grammatik fehlerlos war. Bargeman und Torrence mußten genau hinhören, um die Worte zu verstehen. Worte wie ›Flamboyant‹ und ›dominant‹, die im Französischen und im Englischen gleich geschrieben werden, sprach Lespere französisch aus. Bargeman lauschte hingerissen, als Pater Lespere auf dem Schießstand auf die Zielscheibe anlegte. »Die Südseite von St. Zoros, auf dem Friedhof – die Verzierungen sind phantastisch.« Das sprach er etwa so aus: *»fongtas-tiek.«*

»Das Maßwerk an den Giebeln, die mit Zinnen versehenen Strebepfeiler, die besten Heiligen als Skulpturen und ein paar sehr schöne Wasserspeier. Diese Wasserspeier sind Geschöpfe, die wirklich Charakter haben, versteht ihr? Nicht diese banalen, ausdruckslosen Wasserspeier, die man manchmal sieht…« Er schaltete das Laservisier ab, das er beim Scheibenschießen als unsportlich und in einem Feuergefecht als nicht sonderlich brauchbar ansah (da irrte er sich, behauptete Torrence), und eröffnete das Feuer auf die Zielscheibe, eine durchlöcherte und splittrige Silhouette eines Mannes. Obendrauf steckte ein Motorradhelm mit verspiegelter Sichtscheibe, damit sie einem SA-Wachmann ähnelte. Der Helm war noch ziemlich heil, bis er aus zwanzig Meter Entfernung das Feuer eröffnete; bei dem Lärm, den die Waffe in der engen Steinkammer mit der niedrigen Decke machte, fuhr Bargeman ein wenig zusammen, und der Helm wirbelte auf dem Halsstumpf herum. Als er aufhörte, sich zu drehen, zeigte die Rückseite zu ihnen: durchschossen und zerschmettert.

Bargeman hatte drei Tage in der kühlen, schlecht ausgerüsteten Krankenstube der NR gelegen und sich erholt. Nach dem Abfertigungszentrum war die schäbige Krankenstube jedoch eine Zweigstelle des Himmels. Er hatte zweimal am Tag zu essen bekommen, hatte gebadet und sich rasiert, und sie hatten ihm nachgemachte Blue Jeans, Stiefel und eine weiche blaue Plastikjacke gegeben. Jetzt waren sie ein paar hundert Meter von der aufgegebenen Polizeiwache entfernt – dem regionalen Hauptquartier der NR –, und befanden sich ungefähr zwölf Meter unter dem Mittelschiff der Kirche von St. Zoros im ehemaligen Weinkeller des Anwesens, das hier vor der Kirche gestanden hatte. Die Weinregale waren längst verschwunden; es gab nur Steinplatten, Steinblöcke, eine Chemolampe und zwei batteriebetriebene Scheinwerfer für den Stollen. Die Zielscheibe am anderen Ende des Raums stand wie eine vom Krieg entstellte Vogelscheuche vor einem dicken Hintergrund von Kugeln zerfetzter Spanplatten und Matratzen.

Lespere war ein Mann mit blasser Haut und sehr dunklen Haaren und Augenbrauen. Er hatte eine lange Nase und Hände, die sich ebenso akkurat bewegten, wie sie manikürt waren. Er trug die traditionelle schwarze Soutane und hatte eine Tonsur, aber das kam nur davon, daß er in den mittleren Jahren

war und allmählich kahl wurde. »Und der Turm von Elisabeth de Bathory«, fuhr Pater Lespere fort, während er auf den Bauch der Schießscheibe zielte. »Den werde ich euch selbst zeigen. Es ist die Kunst des späten Mittelalters – wunderschön. Der Krieg hat überhaupt nichts zerstört. Das Innere der Kirche ist prachtvoll; bemerkenswerte Gewölbe…« Er feuerte und stickte eine Reihe von Kugellöchern über den Bauch der Zielscheibe. In seiner Beschreibung klang überschwengliche Begeisterung mit, als er erneut zielte: »Die Gewölbe der Seitenschiffe und Wandelgänge, fein gearbeitete Säulen, die bis zu den gewölbten Dächern hinaufsteigen und oben in fächerförmige Rippen auslaufen – Joris-Karl Huysmans hat sie mit einem Palmenwald verglichen.« Er seufzte. »Ich hätte mein Architekturstudium nicht aufgeben sollen.« Er gab Torrence das Gewehr und drehte sich zu Bargeman um. »Du mußt mir meine Schwärmerei vergeben. Ich habe nicht sehr lange zu St. Zoros gehört. Als Priester war ich im Grunde nur so etwas wie ein Touristenführer in Notre-Dame, und als es niemanden mehr zu führen gab, eigentlich nicht mehr als ein Küster. Gefällt dir dieser Ort für unsere Schießübungen?«

»Ich bin kein Kenner, was diese Sachen angeht, Pater. Draußen auf der Straße kann man's doch nicht hören, oder?«

»Nein.« Lespere sah kritisch zu, wie Torrence eine Salve in den Helm feuerte, der wieder auf dem Stumpf rotierte. »Du reißt zu heftig am Abzug, Daniel.«

»Ich hab getroffen, oder nicht?« sagte Torrence mit einem etwas zu flotten Achselzucken. Bargeman hatte schon bemerkt, daß er manchmal defensiv reagieren konnte.

»Einige Kugeln ja, andere nein«, gab Pater Lespere zurück. »Das reicht fürs erste. Kommt!« Seine Soutane wischte leise über den Steinboden, als er die Scheinwerfer ausschaltete und die von Kugeln gekreuzigte Schießscheibe im Dunkeln versinken ließ. Er nahm eine Chemolampe und führte sie hinaus.

Torrence warf Bargeman das Gewehr zu. Der fing es ungeschickt auf und folgte ihnen durch einen feuchten, dunklen Gang aus unregelmäßigen Steinquadern mit hoher Decke. Es roch schwach nach Abwässern und sich auflösenden Mineralien. Und nach Schießpulver.

Lespere neigte sich zu Torrence und sprach leise, wahrscheinlich damit Bargeman ihn nicht verstand; aber das Flüstern wurde mit unheimlicher Klarheit durch den hallenden Steinschacht getragen. »Ich habe keine guten Neuigkeiten für dich. Anscheinend bist du identifiziert worden. Sie haben keine Ahnung, wo du steckst, aber sie wissen, wer du bist. Und wie du aussiehst. Sie haben dich mit dem Attentat auf Le Pen in Verbindung gebracht. Vielleicht ist es an der Zeit, daß du…« Er zögerte.

»Ich kann nicht weg«, sagte Torrence. »Wenn ich gehe, werden Leute wie Pasolini…« Er sprach nicht zu Ende. Schüttelte nur den Kopf.

»Ich meinte nicht, daß du weggehen sollst. Wir können nicht auf dich verzichten. Statt dessen schlage ich vor, daß du dein Gesicht veränderst.«

»Solche Chirurgen sind dünn gesät.«

»Die Entscheidung liegt bei dir, aber… du brauchst keinen solchen Chirurgen.«

Bargeman spürte, wie sich ihm bei dem Vorschlag die Kehle zuschnürte. Dieser Pater Lespere war ja eisenhart. Mein lieber Mann! Im Grunde erklärte er Torrence, daß Verstümmelung eine realistische Möglichkeit sei…

»Wenn's sein muß«, sagte Torrence. Seine Stimme war klanglos.

Lespere zuckte die Achseln. »Glaubst du wirklich, es ist wichtig, wie schön du bist? In einem Jahr wird wahrscheinlich keiner von uns mehr am Leben sein.«

In diesem Augenblick machte es Bargeman überhaupt nichts aus, das zu hören. Er fand es völlig angemessen. (Eine aufblitzende Erinnerung: der Jaegernaut, der sich über dem Abfertigungszentrum auftürmte…)

»Du mußt dir klarmachen«, fuhr Lespere fort, »daß Klaus *Den Durst* auf dich angesetzt hat. Er wird etwas unternehmen. Der Mann ist ein Deutscher, der in Argentinien und Guatemala aufgewachsen ist – sein Großvater war SS-Offizier. Sein Vater war in der Hitlerjugend. Sein Name ist Giessen, aber sie nennen ihn ›Den Durst‹, und er wird etwas *tun*…«

Um sie herum wichen die Wände zurück. Sie waren in einem riesigen, matt erleuchteten Raum. Ihre Schritte bekamen hier einen anderen Klang. Der Raum war groß, sehr lang und zwei Stockwerke hoch; die Decke war voller Rohre. Er lag unter der Erde, war jedoch keine Höhle. Die Wände waren unter Streifen bloßliegenden Isoliermaterials verborgen und von einem Adernetz aus Leitungen überzogen. Am Fuß der Wände stapelten sich alte Plastikkisten und geheimnisvolle Geräte wie altmodische Dynamos und Druckerpressen. Die Oberflächen der Isolierung und des Metalls sowie die Kisten waren schlampig mit Sonneneruptionen in Rot und Gelb bekleckert. Farbspritzer, die durch einen ziemlich heftigen Aufprall entstanden waren. »Was ist das alles?« fragte Bargeman.

Torrence machte eine vage Handbewegung; er war mit den Gedanken ganz woanders. Er dachte wohl über den Mann nach, vermutete Bargeman, der sich einen Spitznamen wie ›Der Durst‹ verdienen konnte. »Ein unterirdisches Lager, das zum innerstädtischen System von Fallout-Schutzräumen gehört«, antwortete Torrence. »Sie haben alles rausgeholt, was sie brauchen konnten – in den Kisten sind größtenteils einzelne Installationsteile. Den Raum hier haben sie gar nicht mehr auf der Rechnung.«

»Bitte lauf ein bißchen herum und schau dir alles an«, forderte Lespere Bargeman sanft auf.

Warum? fragte sich Bargeman. Aber er trat ein paar Schritte weiter in den kühlen, schattigen Raum hinein und sah sich um. Er schlenderte in das Schrottlabyrinth hinein und spähte in das verschattete Dämmerlicht. In gewisser Weise erinnerte ihn der Raum an einen großen Bahnhof. »Was wollen wir daraus machen?« fragte Bargeman. »Sowas wie ein… ähm… ein Versteck oder…«

Überall um ihn herum sprangen Männer in sein Blickfeld. Gewehre

klickten scharf. Sie waren auf seine Brust und seinen Kopf gerichtet. Die Männer waren keine zwei Meter von ihm entfernt hinter Kisten und Maschinen versteckt gewesen.

Bargeman war wie gelähmt. Ohnmächtig umklammerte er das Gewehr.

»Um deine Frage zu beantworten«, sagte Torrence, während er von hinten auf ihn zukam, »wir benutzen den Raum für die Ausbildung.« Er nickte den Guerillas zu. Sie senkten ihre Waffen. »Du wirst mit diesen Leuten trainieren.«

**Merino, in der Karibik:**

»Da hat jemand im State Department Mist gebaut«, sagte Witcher. Smoke hatte Schwierigkeiten, ihn über dem Heulen des Strahltriebwerks zu verstehen. »Sie konnten nicht wissen, daß Hand bei Ihnen ist. Denen muß doch klar sein, daß es einen ziemlich schlechten Eindruck machen wird, wenn sie eine Einrichtung bombardieren, in der sich gerade ein amerikanischer Star-Fernsehjournalist befindet.«

»Nicht unbedingt«, sagte Smoke. Er saß neben einem sehr nervösen Norman Hand im kleinen Passagierabteil des Frachtflugzeugs und sprach über Vidfon mit Witcher. Er ließ den Schirm des Vidfons in der Rückwand der vorderen Sitzreihe dunkel, damit Hand nicht sehen konnte, mit wem er redete. »Sie werden ein paar Fäden ziehen und die Sache beschönigen, indem sie sagen, daß Hand über diesen imaginären ›Luftangriff der kommunistischen puertorikanischen Guerilla‹ berichten wollte. Immer der gleiche Stuß. Das wird's ihnen wert sein, wenn sie uns dafür erwischen.«

Es gab eine von statischem Rauschen erfüllte Pause, bevor Witcher antwortete. Er saß einen Kontinent und einen Ozean entfernt sicher in seinem Anwesen auf Maui und sprach über Satellit. »Da haben Sie wohl recht. Wir werden versuchen, uns in dieser Angelegenheit mit denen in Verbindung zu setzen… Aber es wird zu spät sein, um… Wow. Ein Spurleser. Ich muß Schluß machen.« Die Verbindung wurde unterbrochen.

Hands Knöchel an den Armlehnen seines Sitzes waren weiß. Er spähte aus dem verkratzten Fenster. Der Flugplatz war nah beim Strand, und draußen auf dem Meer war die Postenkette der amerikanischen Zerstörer zu sehen. Kerben im Horizont. »Warum starten wir nicht? Ich hätte diesen verdammten Chopper zurückrufen sollen!«

»Er wäre nicht gekommen«, erklärte ihm Smoke nicht zum erstenmal. »Es sind Zivilisten. Die werden die Flugwarnung nicht ignorieren.«

Er dachte an Alouette und war froh, daß er sie vor den anderen hier herausgebracht hatte. Er machte sich Sorgen um die Inselbewohner. Sie hatten sich in Hurrican-Schutzräume begeben, die weit von der NR-Basis entfernt waren, aber die Artillerie der amerikanischen Navy war berüchtigt für ihre mangelnde Präzision.

»Warum *starten* die denn nicht?« fragte Hand erneut. Seine Stimme war

ein bißchen schrill. Jenseits des Gangs lächelte sein Technicki in stiller Befriedigung.

Wie zur Antwort setzte sich das Flugzeug schlingernd in Bewegung.

Die Stimme des Piloten kam knisternd aus dem Vidfon. »Wir kriegen eine Warnung rein, daß wir am Boden bleiben sollen, Jack. Sie behaupten, wenn wir uns ergeben, würde uns nichts passieren.«

»Nehmen Sie an!« platzte Hand heraus.

Smoke schüttelte den Kopf. »Es ist eine Lüge. Das ist keine militärische Operation; hier haben wir's mit der CIA zu tun. Vielleicht nehmen sie uns lebend fest, vielleicht auch nicht, aber schließlich würden wir alle in ihren Händen sterben.«

Dich würden sie vielleicht bloß unter einen Extraktor setzen und deine Erinnerungen an die ganze Sache löschen, dachte Smoke. Aber das würde er Hand nicht sagen. Es wäre eine akzeptable Alternative für ihn. Für Smoke jedoch nicht.

»Sieh zu, ob du sie hinhalten kannst. Sag ihnen, wir überlegen es uns!« befahl Smoke dem Piloten. Er fühlte, wie der Schweiß seinen Rücken an die Lehne klebte, und hörte, wie ihm das Herz in den Ohren hämmerte.

Außer ihnen waren noch siebzig andere im Passagierabteil. Ein paar von ihnen unterhielten sich leise. Niemand weinte; keiner geriet in Panik. Jeder von ihnen war Mitglied der NR, und sie waren alle bereit zu sterben.

Ihr Schweigen berührte Smoke; eine jähe Gefühlsaufwallung schnürte ihm die Kehle zu.

Das Flugzeug hob ab. Zwei weitere Maschinen starteten fast gleichzeitig von anderen Bereichen des Flugplatzes. Sie transportierten die gesamte NR-Basis. Die Insel war der NR ohnehin nicht mehr von Nutzen, überlegte Smoke. Ihr Arbeitsfeld lag jetzt größtenteils in Europa. Und auf FirStep. Sie würden ihre Operationen zwischen der Raumbasis und wahrscheinlich Israel aufteilen. Ein Sprungbrett nach Europa.

Auf einer gewissen Ebene war er sich bewußt, daß er über diese Dinge nachdachte und diese geistigen Vorbereitungen traf, um die Tatsache zu verdecken, daß er höllische Angst hatte. Er versuchte sich davon zu überzeugen, daß er eine Zukunft hatte, für die es Pläne zu machen galt.

Die von der CIA belogene U.S. Navy würde versuchen, sie vom Himmel zu schießen.

Natürlich hatte Smoke versucht, über Funk mit den Schiffen zu reden, aber sie sahen in ihm einen Sympathisanten der amerikanischen Radikalen, der log, um seine kommunistischen Genossen auf Puerto Rico zu schützen.

Das Flugzeug stieg so steil in den Himmel, wie der Pilot es wagte. »Wir sind erledigt«, sagte Hand. »Die werden sicher Jäger-Sucher-Raketen einsetzen. Exocets, was auch immer. Und uns vom Himmel putzen, verdammt.«

»Durchaus möglich«, meinte Smoke. Er überlegte, ob Alouette sich um seine Krähe kümmern würde.

Smoke sah Hand an und fragte sich, ob er hysterisch werden würde. Hand saß steif da und starrte aus dem Fenster. Er hielt Ausschau nach einer Rakete. Offensichtlich war er als Reporter nicht gerade der Typ des Kriegsberichterstatters.

Da versucht er, seinen Lebenslauf mit ein paar neuen Daten auszuschmücken, dachte Smoke, und schau dir an, was es ihm eingebracht hat.

Schließlich holte Hand tief Luft und entspannte sich. »Was immer geschieht, das geschieht eben«, sagte er achselzuckend.

Smoke nickte und hielt sich dann an seinem Sitz fest, als sich das Flugzeug scharf in die Kurve legte. Die Triebwerke dröhnten jetzt. »Wenn's Ihnen ein Trost ist, diese Maschine ist für Verteidigungsmaßnahmen ausgerüstet.« Er fühlte, wie die Massenträgheit sein Rückgrat in die eine Richtung und seinen Brustkorb in die andere zu ziehen versuchte. »Könnte eine Überraschung für sie sein.«

»Oshit, sgetlos«, sagte der Technicki, der aus dem Fenster sah. Seine Stimme schnappte über.

Smoke schaute hinüber. Das Flugzeug lag so schräg, daß die Backbordtragfläche fast senkrecht zur Insel hinunter zeigte. Längs einer Brandungslinie von der blauweißen Zartheit eines Schmetterlingsflügels blähte sich eine Reihe von Feuerbällen auf und schleuderte Tonnen von Sand in den Himmel. Das Geräusch und die gedämpfte Schockwelle rollten über das Flugzeug weg, das erzitterte und klapperte. Smoke sah, wie die nächste Welle von Artilleriegranaten den kleinen Flughafentower der NR trafen, die Spitze absprengten und ihn auf ganzer Länge aufrissen.

»Keimada?« fragte der Technicki.

Smoke schüttelte den Kopf. »Nein, keiner mehr da. Sie sind längst weg oder in den Flugzeugen.«

»Was, zum Teufel, ist das?« entfuhr es Hand. »Sieht wie fliegende Untertassen aus…«

Smoke brauchte nicht hinzuschauen. »Sind sie auch, gewissermaßen. Untertassen mit einem Durchmesser von sechzig Zentimetern. Sie fliegen oder schweben hinter uns nach unten. Wir haben gerade eine Wolke davon abgeworfen.«

»Impulstarnung«, sagte der Technicki auf Standard-Englisch.

Smoke nickte. »Gehört zu unserer Abwehrausrüstung. Sie geben einen elektromagnetischen Impuls ab, der die Raketen ablenkt.«

»Wir sind an zwei davon vorbei«, sagte der Pilot.

»Zwei was?« fragte Smoke.

»Patriot Tens, würde ich sagen. Ganz nette Raketen mit Mehrfachzielansteuerung. Das Beste, was die Rüstungsindustrie zu bieten hat.«

Seine Stimme klang ironisch. Jeder versucht auf seine Weise damit fertigzuwerden, dachte Smoke.

»Haben wir sie mit den Impulstarnern abgehängt?«

»Sieht so aus. Aber wir haben noch RPVs an den Hacken, mindestens vier Stück…«

»Hört mit den gottverdammten Akronymen auf!« fauchte Hand in die Bordsprechanlage.

»Remote Piloted Vehicles«, übersetzte Smoke. »Ferngesteuerte Maschinen. Die haben Sachen drauf, die kein menschlicher Pilot bringt. Manchmal machen sie auch Fehler, die kein menschlicher Pilot machen würde.«

»Sie drehen zu den Tarnern ab«, sagte der Pilot. »Moment. Da kommt noch eine, und die schluckt den Köder nicht. O Scheiße!«

Smoke schloß die Augen. Er nahm an, daß der Pilot eine Rakete gesehen hatte, die zu ihnen durchkam. Er wartete auf den Einschlag, das Krachen, Knirschen, Reißen und Schreien. Auf den Schmerz.

Ein dumpfes, fernes *wumpf*. »Nummer Zwei hat's erwischt.« Die Stimme des Piloten war so leise, daß sie kaum zu hören war.

Smoke machte die Augen auf. Erleichterung und Entsetzen veranstalteten ein Bockspringen in seinen Eingeweiden. Durchs Fenster sah er den Feuerball. Stücke des Passagierflugzeugs, das sich in seine Bestandteile auflöste, zogen Kondensstreifen hinter sich her und verwandelten ihn in eine exotische feuerrote und rauchschwarze Blume am Himmel. Vierundsechzig NR-Leute, von einer Sekunde zur anderen tot. Vom Himmel geschossen. Für die amerikanischen Medien würden es vierundsechzig puertorikanische Kommunisten sein, die auf dem Weg zu einem Bombenangriff auf San Juan abgeschossen worden waren.

»Heilige Scheiße«, flüsterte Hand, das Gesicht an die Glasscheibe gepreßt. »Verflucht. Wir sind die nächsten.«

Smoke schüttelte den Kopf. Spürte Tränen auf seinen Wangen. »Nein. Bis sie ihre RPVs neu ausgerichtet haben, sind wir wahrscheinlich außer Reichweite. Sie haben keine von menschlichen Piloten gesteuerten Maschinen.« Er hörte sich reden und kam sich vor, als ob er in ein fliegendes Gefängnis aus Stahl eingesperrt sei, während ein falscher Smoke draußen vor der Zelle stand und mit dem Wärter schwatzte.

»Werden wir's wirklich schaffen?« fragte Hand. »Kommen wir ungeschoren davon?«

Smoke zuckte zusammen. Ungeschoren. Dutzende seiner Brüder und Schwestern waren zu Fleischfetzen zerrissen worden. *Ungeschoren.*

Er hatte das Gefühl, er hätte dort hinten ebenfalls sterben sollen. Er war froh, daß es nicht so war; gleichzeitig widerte es ihn an.

»Die Chancen stehen gut, daß wir ihnen durch die Lappen gegangen sind«, sagte er und räusperte sich. »Wir… wenn wir ihnen nicht zuvorgekommen wären, wären wir jetzt tot.«

»Und wohin jetzt?« fragte Hand. »Was wird aus mir?«

»Wir fliegen zu einem Ort in Mexiko«, sagte Smoke kühl. Er hatte immer

noch die Chrysantheme aus Feuer und Rauch vor Augen, als ob sie auf den leeren Schirm vor ihm projiziert würde. Sie sah wie das zentrale Element des Blumengebindes bei einer Beerdigung aus. »Sie können tun, wozu Sie Lust haben, oder Sie können mit uns kommen und sich ein paar Sachen anschauen«, sagte er dumpf. Er sollte versuchen, ihn zum Mitkommen zu überreden. Aber er brachte es einfach nicht fertig, auch nur ein Wort mehr zu sagen, als er unbedingt mußte.

Er fühlte, wie der alte Schmerz wiederkam, die Unsicherheit, was real war, wer wichtig war und wer er selbst war. Er sah die Schwelle, nicht so weit entfernt: Dahinter lag der Wahnsinn, der ihn am Anfang des Krieges in den Klauen gehabt hatte. Er war zerbrochen worden, als die SA-Häscher ihn geschnappt und gefoltert hatten; noch tiefer zerbrochen, als er die neuen Nazis wie Schakale am sterbenden Körper der europäischen Zivilisation zerren sah. Steinfeld und Hard-Eyes hatten ihn gerettet, hatten ihn wieder zusammengesetzt. Aber die Bruchstellen waren noch da, wie der schlecht verschweißte Sprung in einem Stahlpfosten. Vielleicht lastete zu starker Druck auf dem Pfosten. Vielleicht würde er erneut brechen.

Mehrere andere schluchzten. Einige hatten Freunde, Geliebte oder vielleicht Partner in dem gesprengten Jet verloren. Manche weinten einfach deshalb, weil sie gesehen hatten, wie vierundsechzig Menschen wie Fliegen in einer Wolke von Insektiziden ausgelöscht worden waren. Von einer Sekunde zur anderen vernichtet, wie Ungeziefer.

Smoke stand auf. Zwei Reihen hinter ihm saß eine NR-Ärztin, eine stämmige Filipina mit einer Brille, einem weißen Kleid und einer Flakjacke, die überhaupt nicht dazu paßte. Sie war gerade damit fertig, in eine Spucktüte zu kotzen, als Smoke sich im Gang zu ihr vorarbeitete. Er stemmte sich gegen die Trägheit des beschleunigenden Jets, lehnte sich an eine Rücklehne und sagte: »Geben Sie mir was.«

(Steinfeld würde nicht um ein Beruhigungsmittel bitten, dachte Smoke. Steinfeld würde seinen Schmerz nicht zeigen, jedenfalls nicht so. Er würde herumlaufen, die Leute trösten und ihnen helfen, darüber hinwegzukommen. Er wäre härter und würde sich mehr um die anderen kümmern; er wäre das, was wir jetzt brauchen. Ich bin nicht Steinfeld.)

Die Ärztin nickte, faltete die Tüte zusammen, tupfte sich den Mund ab und wischte sich die Tränen aus den Augen. Sie holte ein Pillenfläschchen aus ihrer Jackentasche, nahm sich selbst eine Tablette und gab Smoke auch eine. »Nehmen Sie sie nicht, wenn Sie irgendwas tun müssen, wozu Sie Ihre Vernunft brauchen.«

»Wer, zum Teufel, weiß schon, was vernünftig ist?« murmelte Smoke, schluckte die Pille und setzte sich.

Aus dem psychologischen Beurteilungsbogen der Second Alliance über Patrick Barrabas, 21 Jahre, Bürger des Vereinigten Königreichs:

*Barrabas hat die bei Briten üblichen Schwierigkeiten in bezug auf*

*Klassenfragen, ist dabei jedoch besessener als die meisten. Klassenschranken machen ihn wütend – hat sich positiv über die Wirkung des Versprechens der Nazipartei geäußert, die Gesellschaft in eine einzige Klasse von bodenständigen Weißen zu überführen. Ist ein Heuchler, was seine Klassenzugehörigkeit angeht: Scheint Cockney gewesen zu sein, hat hart daran gearbeitet, den Unterschicht-Akzent auszumerzen, und schafft es die meiste Zeit, wie ein Angehöriger der oberen Mittelschicht zu klingen. Klar umrissene und lenkbare Ansichten über die minderwertigen Rassen, behauptet jedoch: ›Nicht daß ich an Völkermord glaube, ganz und gar nicht. Rückführung, das wäre mein Vorschlag.‹ Wahrscheinlich verwertbare Aggressionskurve… Wuchs in armem Viertel von London auf, wo sich mehrere Ghettos überschnitten, und wurde von einer Bande Schwarzer schikaniert: Gute Grundlage für Vorurteile… war zwei Jahre bei den ›Skinheads‹ der National Front, zuerst, um auf der Straße Schutz zu haben, vollzog dann jedoch auch einen kräftigen politischen Schwenk nach rechts… Verließ die Berufsschule für Videotechnik nach zwei Semestern, weil er den Unterricht nicht bezahlen konnte. Geringe Berufserfahrung als Videocutter bei FilmEx, bevor die Firma dem Krieg zum Opfer fiel: Möglichkeit, ihn als Videojournalist auf dem Schlachtfeld zu verwenden, aber seine starke Motivation spricht sehr für einen Einsatz bei der Aufstandsbekämpfung. Keine Neurosen, die nicht nutzbringend zu verwerten sind. Empfehlung: Rekrut für die Durchsetzung von SVOES, in vorderster Linie.*

(Notiz in Witchers Akte: Der amerikanische Psychologe, der das Gespräch führte und den obigen Bericht verfaßte, wurde kürzlich wegen seiner rassistischen Artikel über die von ihm so bezeichnete ›Soziobiologische Grundlage der Überlegenheit der weißen Rasse‹ von seinen Kollegen aus seinem Berufsstand ausgeschlossen.)

**Swinshot, England:**

Patrick Barrabas marschierte zusammen mit zwölf anderen Männern durch eine Nebelbank am Boden. Sie liefen im Gleichschritt hinter ihrem amerikanischen Ausbilder her. Barrabas war ein kleiner, muskulöser junger Mann. Mit seinen einsvierundsechzig war er ein bißchen empfindlich, was seine Körpergröße betraf. Er sah gut aus: strahlend blaue Augen, wellige rotbraune Haare, hübsche, aber maskuline Züge. »Du hättest Filmstar werden sollen«, hatte ihm seine letzte Freundin erklärt. Das war Balsam für sein Ego gewesen. Er trug die mattschwarze SA-Uniform eines Rekruten, dazu die grünen Plastikstiefel eines Infanteristen, und hatte ein SA/Jaeger Mark 3 Sturmgewehr dabei, eins der neuen ›intelligenten‹ Gewehre mit einer

Abschußvorrichtung für Spezialmunition und Mikroprozessoren mit Ziel- und Wärmesuchfunktionen, die einen außerdem warnten, wenn die Waffe überhitzt oder verschmutzt war. Leider war bis jetzt aber weder eine Batterie noch Munition drin.

Barrabas begann sich in Swinshot heimisch zu fühlen, so verfallen der Ort auch war. Swinshot war das abgenagte Gerippe eines Dorfes auf dem Land nördlich von Southampton. Die Sowjets waren nur zaghaft nach England vorgedrungen; sie hatten es bei Tiefflugangriffen mit konventionellen Bomben auf Militäranlagen bewenden lassen. Dabei war entweder bei ihrem militärischen Nachrichtendienst etwas durcheinandergeraten, oder sie waren einfach lausige Schützen; jedenfalls wurde das harmlose, idyllische Swinshot auf einmal zum Ziel eines Luftangriffs und verschwand unter einem Bombenteppich. Wie durch eine weitere feinsinnige Ironie der Synchronizität waren die wenigen Gebäude, die den Angriff heil überstanden, ausgerechnet jene, die eine gewisse Autorität verkörperten: Das Postamt war stehengeblieben, ebenso das Rathaus und die Polizeiwache. Die Schule, das Krankenhaus, das Altersheim und die meisten anderen Häuser in Swinshot lagen in Trümmern. Eine Kapelle stand noch; sie war nur teilweise eingestürzt. Die Überlebenden von Swinshot waren von der Regierung umgesiedelt worden.

Die übriggebliebenen Gebäude standen leer, bis auf die Kapelle und das Rathaus. Diese hatte man dem Unternehmen übereignet, dem man das Gebiet von Swinshot inoffiziell und dennoch offiziell zur Benutzung überlassen hatte: der Second Alliance International Security Corporation.

Und Patrick Barrabas, der für sie arbeitete, trainierte hier… wie lange schon? Er zählte es im Kopf zusammen, als er scharf kehrtmachte und dabei den Nebel zum Wogen brachte. Seit ungefähr acht Wochen. Arbeit? Es war eher wie im Ausbildungslager, dachte er. Aber mittlerweile gefiel es ihm hier.

Es waren komische Leute, für die er da arbeitete. Clevere Leute – wie sie das alles miteinander verbunden hatten: ein Sicherheitsunternehmen, eine politische Bewegung, eine Religion. In den Staaten war die SAISC in Schwierigkeiten, hieß es, aber in England pries das Unternehmen seine Dienste in der BBC an, wie jedes andere Unternehmen auch.

Als Sparky ihm den Job angeboten hatte, war er der Meinung gewesen, er würde irgendwo als Wachmann arbeiten. Irgend sowas Langweiliges. Aber dann hatte er allmählich rausgefunden, daß es bei der SAISC ziemlich kompliziert zuging…

Man konnte sich nicht einfach bei ihnen bewerben wie bei irgendwelchen anderen Firmen. Das war auch schon komisch, weil es nach dem Krieg zu wenig arbeitsfähige Männer im Vereinigten Königreich gab und die meisten Firmen Leute hatten, die einen auf der Straße anhielten, um einem ein Bewerbungsformular in die Hand zu drücken. Die SAISC aber nicht. Die SAISC hatte auch kein Personalbüro. Man mußte jemanden kennen, der dazugehörte und einen empfahl. Und dann redeten sie mit einem, bis man

dachte, man würde vor Erschöpfung vom Stuhl kippen. Und sie setzten einen unter dieses Extraktor-Dingsda, und vielleicht sagten sie dann ja, und wenn sie das taten, tja, das hatte man dann davon.

Man marschierte in einer verfluchten Privatarmee durch die Ruinen.

Mit seiner hohen Losnummer war er vom NATO-Militärdienst freigestellt worden, aber sie hätten ihn schließlich doch noch eingezogen, wenn der Krieg nicht zu Ende gewesen wäre. Aber als er zu Ende war, hatte er einen Stich irrationaler Enttäuschung verspürt. In so einem Krieg kam man aller Wahrscheinlichkeit nach ums Leben, und Zehntausende waren ja auch gefallen. Aber wenn man nicht dabeigewesen war, fühlte man sich hinterher, als ob man kein richtiger Mann sei, so blöd und banal das auch war. Es war ein Gefühl, das man nicht ganz abschütteln konnte.

Jetzt aber, wo er mit den anderen SA-Rekruten durch den Morgennebel marschierte, fühlte er sich besser. Die Sonne, die im Osten aufging, brannte den Tau vom eingefallenen Dach der alten Kapelle weg. Ein von Misteln erstickter Eichenwald jenseits des brachliegenden Roggenfelds im Süden sah so aus, als ob es in seinem altersgrauen Innern immer noch Nacht sei.

»Verdammt, Barrabas!« schnauzte ihn McDonnel an. »Augen geradeaus! Hab ich Ihnen befohlen, in die Scheiß-Landschaft zu glotzen?« Der rotgesichtige amerikanische Ausbilder mit den Schweinsäuglein, den wie mit der Kreissäge geschnittenen Haaren und dem fast lippenlosen Mund stapfte jetzt neben Barrabas her. Er war perfekt, selbst sein häßliches Gesicht. Wie ein Ausbilder der Marines im Film. Barrabas genoß es.

Er richtete die Augen nach vorn und unterdrückte ein Grinsen. Es gefiel ihm; es machte ihm richtig Spaß.

»Sie sind ein Rädchen in einer fein abgestimmten Maschine, Barrabas! Sie können Ihr Teil nicht dazu beitragen, wenn Sie nicht aufpassen, Sie Schlafmütze! Was glauben Sie, was wir hier sind, hm? Ein Haufen von Individuen? Wie beschissene Bohemiens? Wie verfluchte Anarchisten? Sie sind nur ein Teil von einem Ganzen! Wir sind alle eine Einheit, oder Sie enden irgendwann mit ‘ner Guerillakugel im Rücken!«

»Wir sind hier nie so ganz eine Einheit«, erklärte ihnen Torrence. »Wir arbeiten zusammen, aber wir müssen auch so autonom wie möglich sein, weil es meistens drauf hinausläuft, daß wir getrennt werden. Wir sind nicht sehr viele. Es muß aus was Persönlichem in eurem Innern kommen, versteht ihr?«

Bargeman nickte vor sich hin. Sein Gefühl sagte ihm, daß Torrence recht hatte. Bargeman und die anderen, die zu Guerillakämpfern ausgebildet wurden – größtenteils französische Juden, einige algerische Einwanderer, ein paar Amerikaner, ein Israeli, der hier hängengeblieben war, und eine Holländerin –, saßen im Lichtkreis der Lampe auf dem kalten Fußboden in einem Halbkreis um Hard-Eyes herum. Ihre Gewehre lehnten an den staubigen Kisten hinter ihnen. Die Waffen, die sie stückweise hier und dort ergattert hatten, waren so mannigfaltig wie die Nationalitäten der

Auszubildenden.

»Gewisse Grundsätze unserer umfassenden Strategie wird man euch verschweigen«, fuhr Torrence fort. »Ebenso Informationen über die Lage mancher Schlupfwinkel, Waffenlager und Beobachtungsposten sowie über Leute, die mit uns zusammenarbeiten – das heißt, ihr erfahrt nur von denen, über die ihr Bescheid wissen müßt. Wegen dem Extraktor. Ein Extraktor zapft auf elektrochemischem Weg Informationen direkt aus eurem Gehirn ab, ob's euch paßt oder nicht. Und wegen der Folter, falls sie gerade keinen Extraktor zur Verfügung haben oder falls die chemische Zusammensetzung eures Gehirns extraktorresistent ist. Bei manchen Leuten scheint das so zu sein. Aber gegen die Folter ist keiner gefeit. Unter der Folter plaudert jeder irgendwann aus, was er weiß. Macht euch da nichts vor.« Er hielt inne, um einen Schluck dünnen Kaffee aus einem blauen Plastikbecher zu trinken. »Wir verschweigen euch so viel wie möglich, aber ihr wißt jetzt schon eine Menge Dinge, die uns schaden können. Ihr wißt über Lespere Bescheid. Er ist ein wertvoller Mann. Er hat die Faschos davon überzeugt, daß er ein begeisterter Kollaborateur ist. Ein Rassist, ein leidenschaftlicher Anhänger der Front National und der Parti d'Unite. Larousse persönlich vertraut ihm. Und trotzdem wißt ihr über ihn Bescheid, ihr wißt, was er in Wirklichkeit ist, weil er an eurer Ausbildung teilnimmt. Außerhalb dieses Kreises dürft ihr nicht über ihn sprechen. Nicht jeder in der NR weiß über Lespere Bescheid – ihr schon, weil ihr der Spitzenkader seid. Lespere wird euch für spezielle Aktionen einsetzen und euch leiten – Lespere und ich, wir beide. Ihr seid wegen eurer starken Motivation ausgewählt worden…«

Bargeman fragte sich, warum Lespere an ihrer Ausbildung teilnehmen mußte. Wenn er so wichtig war, hätten sie jemand anders damit betrauen und seine Komplizenschaft geheimhalten sollen.

Aber als er über Lespere nachdachte, glaubte er zu wissen, warum. Bei allem, was Lespere mit den Guerillas machte, war ein Gefühl der *Erleichterung* zu spüren. Als ob sich eine Spannung lösen würde. Es war, als ob er aus sich herausginge und etwas ausagierte, was er loswerden mußte.

Bargeman nahm an, daß Lespere auf seiner Teilnahme *bestand*. Auf diese Weise verhinderte er, daß er durchdrehte, wenn er sich mit Nazis anfreunden und vielleicht sogar irgendwie bei ihrem Völkermord mitmachen mußte. Lespere war ein zutiefst humaner Mensch. Sein Gewissen trieb ihn zur verdeckten Arbeit für die NR; seinem Gewissen folgend war er im Begriff, ein Ungeheuer zu werden.

Der *Druck*, unter dem diese Leute arbeiten! dachte Bargeman voller Respekt.

In ihrer Aufopferung und ihrer widersprüchlichen Gemeinsamkeit lag eine schreckliche Schönheit. Bargeman war ein amerikanischer Jude. Lespere war ein französischer katholischer Priester. Andere hier waren Moslems; der historische Konflikt zwischen den Moslems und den Juden im Mittleren Osten war im Gedächtnis ihrer jeweiligen Rassen noch virulent. Aber diese

Moslems, diese Katholiken und diese Juden waren vollkommen von der *seelischen* Notwendigkeit ihrer Zusammenarbeit überzeugt. Sie waren Brüder in einem moralischen Imperativ, der eine Menschlichkeit auslotete, die tiefer saß als all ihre Differenzen.

Bargeman fühlte einen heftigen Schmerz, als er darüber nachdachte. Er war bewegt und trauerte um sie alle, denn was sie zusammengeführt hatte, waren Entsetzen und Verlust. Er schloß die Augen und sah, wie Blut und Hirnmasse aus Gabrielles hübschem Mund schossen…

Er zwang sich, Torrence aufmerksamer zuzuhören. »Das alles bedeutet«, sagte Hard-Eyes gerade, »daß ihr in vieler Hinsicht auf euch selbst angewiesen seid. Wenn man euch erwischt, werden wir euch wahrscheinlich nicht helfen können. Wenn es euch gelingt zu fliehen, werdet ihr uns vielleicht nicht wiederfinden können, denn wenn jemand geschnappt wird, der weiß, wo unsere Operationsbasis ist, ziehen wir zu einer anderen um. Und da ihr über Lespere Bescheid wißt, müßten wir ihn ebenfalls abziehen. Wir würden ihn als Informationsquelle verlieren. Und es läßt sich nicht vermeiden, daß ihr andere Dinge wißt, von denen die Nazis nichts erfahren sollen. Deshalb… ich kann euch nicht befehlen, es zu tun, aber…« Er hielt einen Herzschlag lang inne und sah ihnen in die Augen; seine eigenen Augen glühten vor Emotionen. »Danco… Danco war das Herz und die Seele des Spitzenkaders. Und…«

Bargeman wußte, daß Danco bei seiner Festnahme Selbstmord begangen hatte. Torrence wollte ihnen zu verstehen geben…

Langsam knöpfte Torrence seine Jacke auf. Er öffnete sie, und sie sahen den Sprengstoff, der an seine Brust geklebt war. »Ihr habt eine Wahl. Jeder von euch bekommt dieses Zeug. Wir tragen es nicht ständig. Es hängt davon ab, wie hoch das Risiko ist, festgenommen zu werden. Wenn sie mich erwischen, werde ich meins benutzen. Ob ihr eures benutzt…« Er hob die Schultern. »Wir gehören nicht zu den Leuten, die euch derart indoktrinieren, daß ihr keine selbständigen Entscheidungen mehr treffen könnt. In der NR werdet ihr immer imstande sein, selber über alles nachzudenken…«

**Swinshot:**

»Am besten ist es, wenn ihr gar nicht mehr nachdenken müßt«, erklärte ihnen der Amerikaner. McDonnell brüllte die Worte, hämmerte die Verben mit einer Autorität heraus, die Fensterscheiben erzittern ließ. »Entscheidungen solltet ihr nur im Ausnahmefall treffen müssen. Ansonsten wird das euer Training für euch tun. Ihr werdet so gründlich ausgebildet sein, daß ihr in jeder Lage wißt, was ihr tun oder wem ihr gehorchen müßt.«

Das Rathaus war sehr alt. Es besaß einen Kamin aus geschwärztem Stein und einen verzogenen Holzfußboden. Alle Fenster bis auf eins waren von den Schockwellen der Bomben herausgedrückt worden; jetzt waren sie mit Brettern vernagelt. Buttergelbes Sonnenlicht, das verführerisch an duftende

Sommerfelder und von Blumen gesäumte Straßen erinnerte, fiel durch das übriggebliebene Fenster herein, aber Barrabas achtete sorgfältig darauf, nicht dorthin zu schauen. Er saß leicht vom Fenster abgewandt an seinem hölzernen Pult in der dritten Reihe vor dem tragbaren Instruktionsschirm, den McDonnell aufgestellt hatte. Der Schirm sah wie eine jener alten fahrbaren Tafeln aus, die einen Holzrahmen und Räder hatten. Aber hier war der Rahmen aus Aluminium, und die Tafel wurde von einem waferdünnen Fernsehschirm ersetzt. McDonnel fuhr mit einer Maus über den Bildschirm, und die videoanimierten Umrisse von Männern bewegten sich gehorsam. McDonnels schmetternde Tirade sank allmählich zum Geleier eines Instruktors ab. »Angenommen, die Guerillas sind ausgeschwärmt und haben sich in diesen baufälligen Gebäuden um uns herum eingenistet. Zwanzig Mann, gut verteilt. Vielleicht stehen sie über Kopfhörer miteinander in Verbindung, vielleicht auch nicht. Unsere Patrouille kommt in einer ordentlichen Kolonne hier herein. Die Guerillas eröffnen das Feuer. Der Captain eurer Patrouille gibt euch den Hinterhalt-Vier-Befehl, und ihr teilt euch in vier Einheiten zu jeweils fünf Mann auf, zwei Einheiten auf beiden Seiten der Straße. Ihr habt eure Helmfilter auf; der Gas-Experte hat den Rauch-und-Gas-Vorhang gelegt, und ihr stürmt die Gebäude; der Bomben-Experte eurer Einheit führt eine Suche nach Splitterminen und Stolperdrähten durch, während die übrigen das hochgelegene Gelände unter Störfeuer nehmen. Ihr betretet das Gebäude hinter dem dazu ernannten Spitzenmann. Falls dieser verletzt und nicht verfügbar sein sollte, wird der dazu ernannte *Ersatz*-Spitzenmann seinen Platz einnehmen.« Die Zeichentrickfiguren der SA-Soldaten rückten auf dem Schirm in das von oben betrachtete Häusergewirr vor. »Ihr haltet auf eurer festgelegten Helmfrequenz miteinander Verbindung, indem ihr den ausgegebenen Tagescode benutzt, falls der Feind mithört, so daß ihr euch in Übereinstimmung mit den anderen drei Einheiten bewegt. Aus strategischen Gründen – und um sich nicht gegenseitig unter Feuer zu nehmen – ist es wichtig, daß jede Einheit so genau wie möglich weiß, wo die anderen Einheiten zu jedem gegebenen Zeitpunkt sind. Wenn wir das Gebäude hier betreten, sehen wir ein Szenario, das es erforderlich macht, daß der zweite und vierte Mann nach rechts und links gehen, während Eins und Drei mitten in den Raum vorrücken und dabei fortwährend feuern…«

**Paris:**

Bargeman hatte Angst, von einem Schuß getroffen zu werden, und kam sich deswegen töricht vor. Er war an diesem Nachmittag bereits einmal getroffen worden, mitten ins Herz. Und es hatte auch weh getan. Es war jedoch bloß ein kleiner blauer Fleck zurückgeblieben – die Kugel war nur ein Wachsbällchen mit roter Seifenflüssigkeit im Innern gewesen, das von einem Luftgewehr abgefeuert worden war. Nur um einen zu zeichnen, damit man auch ganz

genau wußte, daß man ›tot‹ war.

Aber er hatte dagestanden, als ›tot‹ gezeichnet, und in die Gewehrmündung des grinsenden Arabers geschaut, über den er gestolpert war; dann hatte er den Blick zu dem schmierigen roten Naß auf seinem Herzen gesenkt. Und gespürt, wie seine Beine zu Gummi wurden. Er hatte sich an der Wand festhalten müssen, um nicht hinzufallen. Von einem Araber ins Herz geschossen.

Der Araber hatte ihm auf die Schulter geklopft und gesagt: »Du lernst es schon noch. Bist ‘n schlauer Bursche, das seh ich!« Und er hatte ihm eine Zigarette angeboten. Aber seitdem hatte Bargeman Angst.

Jetzt schlich er allein, mit seinem eigenen Luftgewehr in der Hand – sie besaßen ungefähr ein Dutzend davon, die sie aus einem ausgebombten Sportartikelgeschäft geholt hatten –, den Gang zwischen den staubigen Kisten entlang und spähte mit zusammengekniffenen Augen in den dichten Schatten. Er blieb stehen, um sich den Schweißbeschlag von der Innenseite seiner Brillengläser zu wischen, dann ging er weiter. Blieb wie erstarrt stehen, als er ein Schlurfen hörte; Farbkugeln klatschten rund fünfzig Meter entfernt an eine Plastikfläche. Jemand fluchte, jemand anders lachte.

Es sind bloß Farbkugeln, sagte er sich.

Aber sein Mund war knochentrocken, als er halb gebückt weiterschlich. Das Luftgewehr rutschte ihm durch die schweißnassen Finger.

Sie lieferten sich jetzt seit Tagen solche Scharmützel, und allmählich gingen ihnen die Farbkugeln aus. Bargeman fragte sich mehr als einmal, ob es wirklich etwas brachte, wenn es hart auf hart ging. Die Burschen mit den weißen Armbinden spielten die SA, aber sie hatten keine SA-Panzerung. Viele SA-Leute waren gepanzert. Viele auch nicht. Es gab reguläre SA-Soldaten ohne viel Schutz. Das Zeug war teuer. Sie sparten es für ihre Search-and-Destroy-›Elite‹ und für Wachtposten auf, die Heckenschützen ansonsten ungeschützt ausgeliefert waren. Aber was tat man, wenn man auf eine gepanzerte SA-Truppe stieß und die Kugeln von ihnen abprallten? Blöde lachen und sich zurückziehen?

Es gab Möglichkeiten, die Panzerung zu durchdringen, behauptete Torrence. Dazu würden sie noch kommen. Aber die Chancen standen trotzdem gut für den gepanzerten Soldaten…

Bargeman bog um eine weitere Ecke. Und sprang zurück. Da war jemand.

Sein Verstand schloß zu seinen Augen auf. Eine rote Binde am Arm. Das hieß, der Bursche gehörte zu Bargemans Team.

Bargeman schaute um die Ecke. Es war Jiddah, der kleine Araber. Sein Gesicht war ständig entweder zu einem Grinsen oder zu einer Grimasse verzogen. Auf einer Kiste über ihm stand Musa, ein älterer Mudjaheddin, ein Afghane, der nach Paris gekommen war, nachdem die khomeinitreuen Fundamentalisten in Afghanistan die Macht übernommen hatten. Jiddah teilte Bargeman mit ein paar Gesten mit: *Sie kommen. Wir nehmen sie von dieser Seite. Kommst du mit mir?*

In der Geste lag ein leiser Hauch von Zweifel. *Ist bloß ein Vorschlag. Einverstanden?*

Bargeman nickte und folgte ihm.

Er bog um die Ecke und ließ sich von Jiddah unter einen alten Stahltisch ziehen, der zur Hälfte mit Isoliermaterial verhängt war. Er sah zwei Männer mit weißen Armbinden auf Musa zulaufen, während zwei andere sich getrennt hatten, um seine Stellung von beiden Seiten anzugreifen.

Es war ein unheimlich symmetrisches Manöver. Sie gingen genauso vor, wie es Torrence zufolge die SA in einer Situation wie dieser tat – zwei rannten feuernd mitten drauflos, die anderen kamen in einer zeitlich genau berechneten Zangenbewegung von beiden Seiten. Da sie damit gerechnet hatten und sich das Terrain improvisierend zunutze machten, überfielen Bargeman und Jiddah denjenigen, der sich auf ihrer Seite näherte, aus dem Hinterhalt, stürmten dann auf die beiden los, die schnurstracks angerannt kamen, erwischten sie unerwarteterweise von der Flanke… und schalteten sie problemlos aus.

Ein fünfter, der eine ›deckende Scharfschützenstellung‹ der SA repräsentierte, schoß Bargeman seitlich in den Hals. Es schmerzte wie ein Wespenstich. Und als er den Fleck berührte und die Finger wieder wegzog, waren sie rot verschmiert. Die anderen orteten den Scharfschützen und erledigten ihn, während Bargeman dastand, die glitschige, seifige, kalte rote Schmiere an seinen Fingern anstarrte und zwangsläufig dachte: Nächstesmal echte Gewehre. Nächstesmal die SA. Nächstesmal wird’s kein klebriges Seifenzeug sein. Es wird warm und rot sein – und viel mehr.

**Swinshot:**

Der junge Redner sei etwas ganz Besonderes, wurde ihnen gesagt. Eine Inspiration. Aber er ging Barrabas auf die Nerven. Vielleicht war es eine Nachwirkung der Droge.

Sie hatten Barrabas erklärt, daß die SA ihre Soldaten nicht mit Zapfhähnen ausrüstete, wie es einige NATO-Truppen taten. Sie brachte sie nicht mit Drogen in einen Mordrausch. Barrabas hatte mit so etwas auch absolut nichts am Hut. In einem Pub hatte er erlebt, wie irgendein Kerl – ein ehemaliger Infanterist, der aus dem Krieg kam – einen Barkeeper bis zur Bewußtlosigkeit würgte, weil dieser gesagt hatte, daß er zumachen wollte. Er hatte die glasigen Augen des Infanteristen gesehen, und wie er an die Stelle an seinem Schenkel griff, wo der Zapfhahn gewesen war…

Nichts für Barrabas, besten Dank. Aber jetzt gaben sie ihm ›eine harmlose Variante von Vasopressin, nur um das Gedächtnis in Schwung zu bringen‹, damit er ›sich die taktischen Reflexe reinziehen‹ konnte. So hatte es McDonnel in wegwerfendem Ton formuliert – als ob er ihm eine Tasse Kaffee anbieten würde.

Nur daß der Stoff in dem Inhalator Barrabas nervös machte und daß er

vage Kopfschmerzen davon bekam; seine Augen juckten, und seine Nase trocknete aus. Das Zeug wirkte sich auch auf seine Wahrnehmungen aus.

Vielleicht lag es daran, daß die Kapelle wie etwas aus einem bösen Traum aussah. Oder vielleicht lag es an dem Bengel mit den glitzernden blauen Augen.

Jeden Vormittag vor dem Lunch wurde ein Gottesdienst abgehalten. Ein Stück der alten Kapelle der Kirche von England fehlte; in einer Ecke rechts hinter dem Altar war ein Teil der Wand und der Decke eingestürzt. Man saß auf der Kirchenbank, und am Ende der Predigt, wenn die Sonne ein bißchen über den Himmel gewandert war, blinzelte man ins Sonnenlicht, das durch das Loch in der Wand hereinfiel. Irgendwie war es angemessen; die ramponierte Kirche symbolisierte ihren heiligen Kampf, so erklärte man ihnen, ihren standhaften Glauben, der trotz einer zerfallenden Welt nicht ins Wanken geriet.

Sie hatten die alten Buntglasfenster dringelassen, soweit sie heil geblieben waren, hatten jedoch ein Second Circle-Kreuz auf den Altar gestellt. Ein großes, stählernes Christenkreuz mit dem Hologrammzusatz am Fuß.

Der kleine Jebediah stand mit den beiden gepanzerten SA-Bullen – seinen Leibwächtern – neben dem Kreuz und sprach leise in den mit Rekruten gefüllten Raum. Seine Stimme war leise, aber Barrabas kam es irgendwie so vor, als ob ihm der Junge fast direkt ins Ohr flüsterte. In seiner verkleinerten, makellos geschnittenen SA-Galauniform sah der Junge wie eine Spielzeugfigur aus. Die Uniform war mattschwarz, mit schwarzen Handschuhen und einem breiten schwarzen Gürtel. Das Second Circle-Symbol prangte auf dem Abzeichen an seinem Arm: das Auge über dem Kreuz. Jebediah hatte braune Haare und tiefliegende, glitzernde blaue Augen, ein hübsches Gesicht und eine Stimme, in der noch nichts vom Stimmbruch zu hören war. Er sah sie alle an, jeden einzelnen und zugleich die gesamte Gruppe, und erklärte ihnen wie ein perfekter kleiner Engel: »Als ich Rick Crandall begegnete, änderte sich alles für mich, und ich hatte das wunderbare Glück, zu sehen, was viele Erwachsene niemals sehen.« Er deklamierte seinen Text, aber er hatte den Trick drauf, es so klingen zu lassen, als ob er es noch nie gesagt hätte. »Ich habe Gottes heiligen Plan für uns gesehen. Er läßt sich in einem Wort ausdrücken: *Reinheit.«* Eine dramatische Pause. »Reinheit ist Sauberkeit, und wenn man nicht sauber ist, ist man krank. Wie wir in den letzten paar Jahren gesehen haben, ist die Welt schwer krank. Und wir stehen nun vor der Aufgabe, mehr als nur ein wenig sauberzumachen. Reinigung ist ein sehr hartes Wort, und Rick meinte es in seinem absoluten Sinn. Er meint, *daß es hart sein muß.«*

Der Junge war sowas wie eine Truppenbetreuungs-Show nach Geschmack der SA; er sollte zu allen Truppen reisen und sie aufmöbeln. »Bringt euch innerlich hoch«, hatte McDonnel gesagt. »Also stellt die Lauscher auf.« Auf, hoch, alles ging aufwärts. Hoch mit der Weißen Bruderschaft.

Barrabas warf einen raschen Blick auf die anderen. Sie waren ganz

hingerissen; der Junge hatte sie in seiner weichen, rosigen kleinen Hand. Der wichste ihnen glatt einen ab.

Aber auf Barrabas wirkte der Junge weniger wie ein Sendbote Gottes. Auf ihn wirkte er wie ein gut geölter Roboter, der vielleicht sogar einen leichten Sprung in der Schüssel hatte. Welcher Zehnjährige konnte mit solcher Überzeugung derartige Sprüche von sich geben und trotzdem noch alle Tassen im Schrank haben?

Der Junge schloß atemlos: »Gott hat seinen heiligen Bauplan in jeden einzelnen von uns gelegt. Seht her.« Er schaltete das Hologramm ein.

Mit leisem Summen schimmerte um das Kreuz aus rostfreiem Stahl herum die dreidimensionale Wiedergabe eines DNA-Moleküls auf. Darüber schwebte ein Auge. »Das ist die Konfiguration« – zu Barrabas' Befriedigung hatte der Junge leichte Schwierigkeiten, das Wort ›Konfiguration‹ auszusprechen – »jener Gene, die als Teil des DNA-Strangs bei jedem Menschen hier in diesem Raum gefunden werden kann. Es ist die DNA-Codierung der überlegenen Weißen Rasse. Und wie ihr sehen könnt, wacht Gott über sie. Und wir müssen sie auf unsere bescheidenere Weise ebenfalls schützen.« Und das war's. Der Junge führte sie in eine Hymne hinein: ›Rassenreinheit ist Dein Wille.‹ Dann lächelte er schüchtern und schaltete das Hologramm aus.

McDonnel, der Tränen in den Augen hatte, als ob er selbst ein kleiner Junge wäre, feuerte die Rekruten zu einer stehenden Ovation und einer Hymne an, als der Junge mit der Hologrammbox unter dem einen und Crandalls Korrigierter Bibel[4] unter dem anderen Arm aus der Kapelle geleitet wurde. Der Gottesdienst ging zu Ende. Barrabas trat kopfschüttelnd ins Sonnenlicht hinaus. Was war geschehen? Heute morgen war es ihm noch gut gegangen, da hatte er sich als Teil von etwas gefühlt, was größer war als er selbst, und er hatte es geliebt. Hatte sich darin stark gefühlt.

Aber irgend etwas – vielleicht die Droge, vielleicht der Anblick dieses arschglatten, selbstgerechten kleinen Musterknaben, der über die Gene redete…

Vielleicht war es das. Dieses ganze Gerede über Gene lag zu dicht am Gerede von Zucht, und das klang nach Aristokratie. Nach Klassendünkel. Gegen die Kanacken mußte man zu den Weißen halten, aber dieses Zeug mit den Genen, das lag ganz auf einer Linie mit Vorstellungen vom Königtum und so. So was machte ihn ganz kribbelig.

»Barrabas!« sagte McDonnell und trat neben ihn. Er nahm Barrabas am Arm und führte ihn ein Stück abseits von der kleinen Gruppe, die sich zum Lunch anstellte. Barrabas war geschockt. Wie hatte McDonnell gemerkt, was für verräterische Gedanken ihm durch den Kopf gingen? Stand es ihm so deutlich ins Gesicht geschrieben?

Aber das war es nicht. »Sie kriegen Ihre Befehle früh«, sagte McDonnell und reichte ihm die Papiere. »Sie kommen ins Labor Sechs, irgendwo in der Nähe von London. Der genaue Ort ist nicht angegeben. Die schicken jemand,

der Sie abholt.«

»Was?« Barrabas blinzelte ihn an.

»Können Sie mit ‘ner Kamera umgehen oder so?«

»Ich hab mal mit der Videokamera gearbeitet, das ist alles.«

»Na also, und die finden, daß Sie die richtige Einstellung haben. Die haben mich nicht genau eingeweiht.« Er war ein bißchen kleinlaut. »Sie kommen später noch zum Einsatz, da können Sie sich drauf verlassen. Die wollen, daß Sie irgend so ‘n Experiment filmen.« Er zuckte die Achseln und klopfte Barrabas auf die Schulter. »Viel Glück.«

Er ging davon. Barrabas starrte ihm nach.

Er würde nicht nach Paris kommen. Er kam… ins Labor Sechs?

Er schaute auf die Papiere. Ja. Labor Sechs.

## VIER

**Der Stadtrand von Paris:**

Torrence saß in einem verrottenden Lehnstuhl. Er hatte die Füße hochgelegt. Bargeman warf ihm einen Blick zu, konnte aber nur seine harten Augen in einem Streifen grellen Sonnenlichts sehen, das durch den Schlitz hereinfiel. Bargeman saß auf einer Holzkiste neben ihm. Sie hockten in einem Versteck aus Müll. Es sah genauso aus wie der Rest des Dachs: ein Müllhaufen aus Material, das letztes Jahr von einer verirrten sowjetischen Granate aus dem angrenzenden höheren Gebäude herausgesprengt worden war. In ihrem Unterstand aus feuchter Pappe, schwarzen Plastiksäcken, alten zerbrochenen Dachziegeln und einer halb ausgehöhlten Matratze mit einem vom Regen schmierigen Bart aus Füllmaterial beobachteten sie durch die abgeschirmten Schlitze die Wachablösung am Abfertigungszentrum 13.

Die Nacht war beinahe warm, aber in dem Versteck war es feucht, und es roch nach Moder. Bargeman bückte sich und spähte durch den unteren Schlitz. Er beobachtete die SA-Bullen sieben Stockwerke unter ihm, die in ihrer High Tech-Körperpanzerung in einem Pulk zusammenstanden, sich unterhielten und lachten. Einer von ihnen hatte seinen Helm abgenommen und rauchte eine Zigarette. Bargeman konnte gerade eben sehen, wie die Glut seiner Zigarette einmal schwach aufleuchtete, als er inhalierte. »Sie sind stärker gepanzert als früher«, sagte Bargeman leise.

»Euer Ausbruch hat sie aufgescheucht«, erwiderte Torrence.

Hinter dem grellen Licht der Scheinwerfer und neben dem Trümmerhaufen des ehemaligen AZ 12 war das Abfertigungszentrum 13 eine quadratische Säule aus rechteckigen Schatten. Es brannte nur ein Licht, und zwar im Wachzimmer im ersten Stock.

»Ich nehme an, dir ist klar, daß wir die nie im Leben alle da rausholen können, bevor die Verstärkung kommt«, sagte Torrence.

Bargeman schluckte, ein schmerzhaftes Kratzen in seinem trockenen Hals. »Es muß einen Weg geben.« Er mußte aussprechen, was er gedacht und zu lange für sich behalten hatte. »Ihr habt schon viel zu lange gewartet. Ich meine – wußtet ihr denn nicht, was hier los ist?«

»Wir sind nicht so besonders viele, verdammt«, sagte Torrence defensiv. »Wir haben mal ein Arbeitslager oben in Belgien gesprengt. Vierhundert Flüchtlinge sind dabei draufgegangen, und wir haben vierzig Mann verloren. Wir hatten gehofft, daß… naja, wir haben ein paar Leute, die auf der politischen Ebene arbeiten. Sie versuchen, von außerhalb Druck zu machen, um diese entsetzlichen Dinge zu stoppen. Während wir uns auf die Druckstellen konzentrieren, wie Steinfeld es nennt.« In Torrences Stimme klang ein Achselzucken mit. Er wußte nicht, was der beste Weg war.

»Wir können nicht zulassen, daß das so weitergeht«, sagte Bargeman.

Torrence nickte. »Wir setzen dabei alles aufs Spiel, aber…« – er seufzte – »vielleicht gibt's einen Weg. Wir haben einen Mann, der denkt, er kann in einen Jaegernaut reinkommen. Mit dem könnten wir die Verstärkung blockieren, so daß wir eine Chance hätten, die anderen rauszuholen.« Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht…«

Ein Jaegernaut. Bei dem Gedanken schlug Bargemans Herz schneller. Die Gerechtigkeit, die darin lag. *Geh darauf ein, mach Torrence die Idee schmackhaft!* »Das müßte klappen. Es wäre auch ein Propagandasieg… Und – hey! – eins ist doch klar, danach hättet ihr mindestens dreimal so viele Mitglieder«, betonte Bargeman.

»Die meisten von denen werden nicht kämpfen können«, sagte Torrence. »Sie brauchen ärztliche Hilfe. Wir werden versuchen, sie ins NATO-Krankenhaus zu bringen, und hoffen, daß man ihnen glaubt…«

»Steckt die NATO bei diesem Aufstandsbekämpfungszeugs nicht mit drin?« fragte Bargeman.

»Nee, mm-mm. Nach dem Gesetz darf die NATO so was nicht mal, wenn's um Sachen geht, die sie als ›innere Angelegenheiten‹ einstuft. 'türlich hat sie die Gesetze gebeugt und mit der SA beim Sammeln von Informationen zusammengearbeitet, und es gab eine Zeit, da hat sie selber 'n bißchen versucht, der NR mit Waffengewalt beizukommen. In Amsterdam hätte sie Steinfeld, Smoke und mich beinahe mal mit 'nem Kanonenschuß aus 'nem Jumpjet außer Gefecht gesetzt. Aber nachdem in den Staaten die Kacke am Dampfen war, wollen die meisten von ihnen nichts mehr mit der SA zu tun haben. Kann sein, daß sie ihnen mit der Zensur hin und wieder mal 'nen kleinen Freundschaftsdienst erweisen, aber sonst kümmern sie sich um ihre eigenen Angelegenheiten, nämlich die Stellung zu halten, falls die Sowjets wieder mal Hummeln im Arsch haben.«

»Also was tun wir jetzt in dieser Sache hier?«

»Wir schlagen beim Schichtwechsel zu. Den machen sie alle gleichzeitig, also machen wir's auch so. Dann sind alle bis auf zwei zusammen. Die meisten können wir sofort mit Panzerlochern erledigen, und sie können sich nirgends verkriechen. Eine Belagerung halten wir nicht durch. Wir müssen auf sie *losgehen* – und zwar schnell.«

»Was ist mit den beiden im ersten Stock?«

»Die müssen wir mit 'nem RPG ausschalten.«

»Du willst das ganze Zimmer von hier draußen hochjagen? Dabei geht das halbe Stockwerk obendrüber zu Bruch. Einige Gefangene werden mitgetötet.«

»Läßt sich nicht ändern, denke ich.« In Torrences Stimme lag nichts Entschuldigendes. »Wir haben keine Zeit, es anders zu machen. Wir müssen die ganzen Leute da rausholen…«

»Die werden Angst haben«, meinte Bargeman, »und eine Explosion wird sie noch mehr verängstigen.« Er kam sich lahm vor, als er das sagte. Es klang banal, aber das war es nicht. Es war bloß schwer zu erklären, wieso nicht. »Sie haben gesehen, was mit dem AZ 12 passiert ist…«

»Die werden schon mitkommen. Sie haben keine andere Wahl«, sagte Torrence.

Bargeman nickte. Keiner von uns hat großartig die Wahl, dachte er.

Dann erkannte er, daß er Angst hatte, bei diesem Überfall getötet zu werden. Beim Ausbruch aus dem AZ 12 hatte er keine Angst vor dem Sterben gehabt. Das Leben dort war selbst der leibhaftige Tod gewesen. Jeden Tag hatte er Menschen sterben sehen, und er hatte miterlebt, wie Menschen innerlich abgetötet wurden. Der Tod war wie eine seltsam annehmbare Alternative erschienen.

Jetzt schämte er sich, als ihm klar wurde, daß er wieder leben wollte. Er schämte sich wegen dem, was Gabrielle zugestoßen war; was mit den Kindern geschehen war, die man vor seinen Augen weggeschleift und totgeschlagen hatte oder die an Cholera gestorben waren, ohne auch nur ein Aspirin zu bekommen, das es ihnen leichter gemacht hätte.

In ihm brodelte es, so falsch kam es ihm vor, daß er selbst überlebt hatte. Er dachte an seine Mutter und erinnerte sich daran, daß sie ihren eigenen Tod herbeigeführt hatte, nachdem sein Vater von ihnen gegangen war. Sie war gesund gewesen, aber danach wollte sie kaum noch etwas essen und verfiel zusehends. Schließlich wurde sie von einer Lungenentzündung dahingerafft. Sie hatte gewußt, was sie zu tun hatte.

»Tut mir leid«, murmelte er.

»Was?« fragte Torrence und warf ihm einen Blick zu. Seine harten Augen verschwanden im Schatten, als er sich umdrehte.

»Egal«, sagte Bargeman. »Hab bloß laut gedacht.«

Torrence musterte ihn ein paar Augenblicke lang. »Laß uns hier verschwinden, bevor sie ‘ne Überwachung mit Wärmesuchern anleiern. Manchmal schicken sie diese Scheiß-Vögel rauf und machen Stichproben.«

»Ja, okay. Hauen wir ab!«

Sie krochen auf der Rückseite durch einen Tunnel aus Müll hinaus.

**Kurz hinter der Stadtgrenze von Tijuana, Mexiko:**

Jerome-X hatte es satt, eingesperrt zu sein. Hier war es fast genauso schlimm wie in dem bescheuerten Knast.

Nicht daß es außerhalb des Gebäudes irgendwas Reizvolles gab. Ich meine, Scheiß drauf – geh doch einfach raus! Als er mit dem Flugzeug runtergekommen war, hatte er es gesehen: In der Ferne, vielleicht vier Meilen von hier, lagen die Randbezirke von Tijuana. Schrottplätze, leerstehende Feriensiedlungen, schäbige Slums. Um die ›Ranch‹ herum gab es bloß Wüste, eine von Spinnen heimgesuchte, von Skorpionen verseuchte, häßliche, braune, staubige Wüste noch dazu. Kakteen und krumme kleine graue Bäume, und am rissigen, leeren Highway aus Beton hin und wieder eine von Kugellöchern zernarbte Rostlaube.

Nicht mal ‘ne gottverdammte Cantina gab’s in der Nähe der Ranch.

Die Ranch. Eine alte therapeutische Klinik, wo man Krebskranken mit Schwindelkuren das Geld aus der Tasche gezogen hatte. Witcher hatte sie gekauft und für die NR umgebaut.

Jerome-X saß in dem klimatisierten Leseraum aus Schlackensteinen in einem Rollstuhl. In so was mußten sie hier sitzen; die Dinger gehörten nun mal zur Ranch. Alte, nicht motorisierte Rollstühle mit rostigen Speichen. »Wenn du noch kein Krüppel warst, bevor du in so ‘nem Ding gesessen hast«, beschwerte er sich bei Bones, »biste hinterher einer.«

Bones – der hagere, ghettoschwarze Bones, phlegmatisch wie ein Zombie – schüttelte einmal lächelnd und zugleich tadelnd den Kopf. Das hieß: Halt die Klappe und paß auf!

Sie waren sieben Studenten, darunter Jerome-X und das kleine Mädchen, und Bettina, die Lehrerin: eine (wie Jeromes Chip berechnete) dreihundertfünfzig Pfund schwere Schwarze mit Rastalocken; sie war fast eins achtzig, schwitzte trotz der Klimaanlage und trug ein Printout-Hemdkleid. Es war ein pinkfarbenes Tuff-Papierkleid einer billigen Marke, die dieselben Muster für ihre Papierhandtücher benutzte. Im Verlauf des Tages würde ihr Schweiß das Kleid unter ihren Armen Stück für Stück zerfetzen, bis die Ränder zu kleinen Kringeln aus synthetischem Papier zerkrümelten.

Der Boden erbebte leicht, als sie vor dem holographischen Illustrator auf und ab schritt, mit ihrem Fingernagelcursor Faktoren dort eintippte, wohin sie gehörten, und in ihrem heiseren, schleppenden New Orleans-Dialekt den Computer-Untergrund erläuterte.

In den ersten Tagen seines Aufenthalts hier war der Holustrator für Jerome ein Gegenstand der Faszination gewesen. Wenn er eingeschaltet wurde, sah er wie ein etwa einen Meter achtzig messendes Astrolabium aus durchsichtigen Neonlinien aus, das in der Luft schwebte. Die 3-D-Cursors flogen in der schwach netzartig geäderten Kugel wie Glühwürmchen in geometrischer Formation herum; die Formationen brachen in gegensätzliche Asymmetrien auseinander, wenn leuchtende, schwebende Zahlen vorbeihuschten. »Computahviren«, hatte Bettina an jenem ersten Tag erklärt, »un’ diese sogenannten Computah-›Bandwürmah‹ waahn die größte Plaage am Ende des zwanzichsten Jaahhunnerts…« Und trotz der Fortschritte bei der Entschlüsselung und des Einsatzes von Schreibschutzvorrichtungen in fest eingeteilten Speicherbereichen war das cybernetische Immunsystem, das man durch parallele Programmierung erhielt, das einzige, was den räuberischen Virenprogrammen zuverlässig widerstand. Das ›saubere‹ System der sekundären und tertiären Computer wurde mit dem primären Großrechner verkoppelt, um auf die primären Programme aufzupassen. »Abah es gibt Möchlichkeiten: ‘n Virus, wo kluch genuch is, kann den Codeverkeah umleiten und den Wächtah-Computah reinlegen. Un’ wennwer uns selbah parallel programmiahn – mit ‘nem Haufen Hirnchips, die zusammenaabeiten – hamwer ‘ne bessere Schangse, den Wächtah auszutricksen. Diese

Zusammenaabeit wollnwer mit dem Holustrator üben. Wiah lernen, uns gegenseitich als Online-Processing-Faktoahn waahzunehmen…«

Sie waren hier, um ihre Chip-zu-Chip-Kommunikation zwecks Informationsweitergabe im Untergrund zu verbessern. Und aus einem anderen, einschneidenderen Grund: um zu lernen, menschliche Computerviren zu sein.

Anfangs hatte sich für Jerome alles sehr romantisch angehört, als Bones ihm damit gekommen war. Bones war bei der Neuen Resistance, wie sich herausstellte. Die NR sei eine Bruderschaft, hatte Bones gesagt, eine Bruderschaft, die Rasse und Nationalität transzendiere. Und sie könne auch eine Zuflucht sein. Nach dem Ausbruch aus dem Gefängnis brauchte Jerome ein Zuhause. Er war auf der Flucht. Auch innerlich fühlte er sich heimatlos und wie ein Flüchtling. Er hatte sich in der cybernetischen Zusammenschau mit ungewollter Objektivität gesehen, hatte voller Entsetzen seine eigene Oberflächlichkeit wahrgenommen.

Ich hab mir die ganze Zeit mit Video-Graff einen runtergeholt, sagte er sich. Hab mit den Spielsachen des Ego gespielt.

Seine politischen Ansichten – sein Mißtrauen gegen das Gitter, gegen die Machtstrukturen – stimmten mit denen der NR überein. Wie Bones war er davon überzeugt, daß der Versuch der SA, in den Vereinigten Staaten die Macht zu übernehmen, kein Einzelfall gewesen war. Durch die Hackernetze hatte er zu viele Geschichten über die Unterdrückung in Übersee gehört. Wie Bones glaubte er, daß die Sowjets von den wirtschaftlichen Machenschaften der multinationalen Konzerne zu ihrem Angriff *getrieben* worden waren, daß man ihnen den Dritten Weltkrieg aufgezwungen hatte. Das Big Business hatte eine konventionelle militärische Konfrontation mit der UdSSR gewollt, damit ihre Industrianlagen nicht von nuklearem Feuer eingeäschert und der Boden nicht für Jahrzehnte so radioaktiv verseucht wurde, daß er nicht mehr genutzt werden konnte, und jetzt wollte es eine faschistische Machtstruktur, um die Bedrohung durch den Kommunismus noch weiter zurückzudrängen. Jerome war kein leidenschaftlicher Anhänger des Kommunismus, aber er verstand seinen Ursprung: Die Menschen am Fuß der Pyramide hatten es satt, diese zu tragen. Sie wollten ihren gerechten Anteil haben. Der Kommunismus schien eine Abkürzung zu diesem Ziel zu bieten. Die multinationalen Konzerne versuchten, der kommunistischen Erosion Einhalt zu gebieten, die in Europa – ihrer ökonomischen Machtbasis – eingesetzt hatte, indem sie eine Situation schufen, die dem Faschismus Vorschub leistete. Es war ihnen egal, wer dabei draufging; es war ihnen egal, wer litt und hungerte.

Bei Bones Angebot war es ihm so vorgekommen, als hätte er mehr Glück als Verstand. Komm zur Resistance! Reise, lerne interessante Leute kennen, alle Ausgaben werden bezahlt; gib dir Mühe, dich nicht von den Faschisten foltern und ermorden zu lassen. Okay, es hatte auch seine Schattenseiten; eine davon war die Wahrscheinlichkeit, daß man dabei ums Leben kam, aber…

Aber damals hatte es so geklungen, als wäre es genau das, was der Doktor

ihm verschrieben hatte. Und jetzt kam es ihm wie eine Falle vor.

In gewissem Sinn spürte er ihre Hände in seinem Gehirn; sie formten ihn. Er fühlte, wie er zu einem Werkzeug für ihre politischen Ziele umgemodelt wurde.

Vielleicht kam ihm das alles nur so vor, weil er einen Zellenkoller hatte, dachte er. Zu viele Tage in diesem Raum, wo der Blick immer nur auf nackte Schlackensteinwände oder auf diesen Kopfschmerzerreger fiel, den Holustrator. Er sah zu, wie Bettina dröhnend hin und her stampfte; ihre riesigen Brüste kitzelten seine Libido, während ihn ihre dicken, einknickenden Fesseln zusammenzucken ließen. Aber schließlich war er schon immer auf… ah… stark gebaute Girls abgefahren…

Hör auf, die Frauen auf diesem Niveau zu beurteilen, Jerome! Hol tief Luft und probier's noch mal! Bones ist 'n korrekter Typ…

»… un' Jerome«, sagte Bettina gerade, »du konzentriahs' dich auf dein' Faktoah un' aabeitest mit Alouette.«

Jerome seufzte.

Bettina hielt inne und drehte sich zu ihm um. »Haste damit irgendwie Probleme, Honey?«

»Äh – nein.« Aber er hatte welche. Alouette, das kleine Mädchen, war schlau, eine Art Genie und ein Naturtalent, was diese Sachen betraf. Aber er kannte sie; sie würde mir nichts, dir nichts abschwirren, um mit zellularen Automaten zu spielen, und ihn mit dem Datenverarbeitungskrempel stehen lassen. Er schaute zu ihr hinüber und sah, daß sie einen Flunsch zog. Kleine Kinder verbargen so was nicht. »Nein, sie ist gut, aber…«

»Sie's gut abah was?« fragte Bettina. »Zum Teufel, sie kapiaht schnellah als du.«

»Es ist bloß so, daß…« Er blickte Alouette an. Das kleine schwarze Mädchen, dessen Füße zwischen den Rädern des Rollstuhls herabbaumelten, sah aus, als ob es gleich in Tränen ausbrechen würde. Sie war viel zu jung für das hier, verdammt noch mal. Wie konnten sie ihr das antun?

Meistens machte es ihr aber Spaß, mit Chips zu arbeiten. Sie schien glücklich zu sein, abgesehen davon, daß sie ihren Dad vermißte. Den Mann, den sie Smoke nannten…

Sie war hier glücklicher als Jerome. »Ist einfach so, daß ich ausgebrannt bin, darum geht's«, platzte Jerome heraus. »Ich brauch mal 'ne Pause, verdammte Scheiße.« Er sah das kleine Mädchen reuig an. »Ich muß hier raus. Ich meine, nur mal 'n Tag oder… oder so.«

Bettina schaute auf die Zeitangabe, die in einer Ecke des Holustrators blinkte. »Shit. Das wär's füah heute.« Sie drückte mit einem Zeh auf den Fußschalter, und die schimmernde Kugel verschwand. »Morgen früh machenwer an diesah Stelle weitah. Schätze, 'sis Zeit, mah auszuspannen. Wiah ham 'n Video, das wiah zeigen könn', und jedah von euch kann sich zwei Tecates genehmigen. Außah Alouette.«

Alouette schmollte noch mehr. »Ich darf kein Video gucken und auch kein

Bier trinken?«

»Nee. Du kanns' 'n Dr. Pepper kriegen. Und du kanns' mit dem Bus faahn.« Bettina grinste sie an. »Mario nimmt dich mit ins Tijuana Sheraton. Da treffter euch mit wem.«

»Smoke! Es ist Smoke!« Das kleine Mädchen ließ ein Lächeln wie Seemuscheln im Sonnenlicht aufblitzen. »Kann ich Richard mitnehmen?«

»Jaa, wenn's nach miah geht, kannste die Krähe mitnehm.«

Alouette machte eine aufgeregte Handbewegung, als ob sie unsichtbaren Teig klopfen würde. Dann rannte sie durch die Tür nach draußen.

Da geht eine meiner Klassenkameradinnen, dachte Jerome knurrig.

»Na los, raus mit euch allen!« sagte Bettina.

Dankbar stand Jerome von seinem Pult auf und reckte sich. Die anderen gingen zur Tür, und er machte Anstalten, ihnen zu folgen.

»Du nich, Mr. Ausgebrannt«, sagte Bettina und versperrte Jerome den Weg. »Ich will mit diah reden.«

Er stöhnte innerlich. Noch eine ideologische Aufmunterung. Als der letzte der anderen NR-Studenten den Raum verließ – Bones schaute mit einem komischen, mitleidigen Gesichtsausdruck zurück – sagte Jerome: »Hey, Bettina, ich weiß, was du sagen willst. Bones liegt mir jeden Abend damit in den Ohren. Entweder krieg ich meine Motivation in die Gänge, oder ich bin draußen.«

Bones machte die Tür hinter sich zu. Jerome war mit Bettina allein.

»Du mußt mah so einigen Scheiß in die richtige Perspektive bringen.« Sie stemmte die Hände in die Hüften und kam einen Schritt auf ihn zu. Wie das Wogen einer riesigen, sanften Welle, die auf den Strand zurollt. »Du has' die Zwölfstundentage satt, die tägliche Aabeit, das bißchen Kopfweh vom Holustrator? Du will's dich mit 'nem cybernetischen Geist anlegen, deah 'ne Rechenkapazität hat, die sich zu deinah verhält wie Einstein zu 'nem Chihuahua. Wenn de dich in die SA-Computah reinhacken willst, die zu den raffiniertesten gehöahn, die's gibt, mußte mit vollem Einsatz *aabeiten.«*

»Ich weiß, ich wollte bloß…«

»Und außadem, weah, zum Teufel, biste schon, daß *du* dich beklachst?« Sie trat noch einen Schritt auf ihn zu. Er konnte sie riechen. Salzig, fleischig, verschwitzt und weiblich. Eigentlich nicht unangenehm, wenn auch ein bißchen viel auf einmal. »In Europa hamse Tausende von Menschen unter ihr'm Scheiß-Stiefel, Frauen und Kindah, die leiden, hungern und sterben.« Sie schüttelte den Kopf und kam langsam näher. Er wich zurück.

»Ich hab mich nicht beklagt. Ich hab… naja, bloß 'n Vorschlag gemacht oder so. Das hier ist doch kreative Arbeit. Ich mach bessere kreative Arbeit, wenn ich… ich weiß nicht – wenn ich mal 'n bißchen auf 'n Putz hauen kann und viel leicht, äh…«

Sie kam noch einen Schritt näher. Er trat zurück und schaute in ihre großen braunen Augen. Bemühte sich, nicht an ihre großen braunen…

Er schluckte.

»Vielleicht *was?*« sagte sie. »Was fürs *Bett?«*

»Äh…«

»Glaubste ich seh nich, wie de mich dauernd anglotzt?«

»Naja, ich…«

Sie hatte ihn jetzt an die Wand gedrückt. Sie strahlte Hitze aus: Sie war eine nachgiebige, dunkle Sonne; ihre riesigen, kaum bezähmten Brüste waren Lachen von Sinnenseindrücken an seiner Brust. Sie schienen an ihm zu saugen. Er konnte beinahe die Anziehungskraft ihrer Masse fühlen, eine deliröse Schwere. Er spürte ein Rascheln an seinem Schritt: Seine Erektion, die in seiner Hose wie eine Bohnensprosse abgeknickt war, mühte sich ab, diese nährende Wärme zu erreichen.

»Komm, heah, du magerah kleinah weißah Bengel.«

Dann umfing sie ihn. Man hörte das Reißen von Papier, dann versank er in einem Ozean der Wonne.

**Kauai, Hawaii:**

Wie lange sind sie jetzt schon bei mir, fragte sich Witcher, als er Marion, Aria und Jeanne ansah. Drei Jahre? Vier? So in etwa. Er wurde allmählich abhängig von ihnen. Mit zunehmendem Alter fiel es ihm immer schwerer, wenn er sich von ihnen trennen mußte. Sie waren ein Tonikum, wie sein Vater gesagt hätte.

Hübsche Mädchen hübsche Mädchen hübsche Mädchen mit Waffen. Im Raum arrangiert wie Blumen in einer Vase.

Sie waren in seinem Schlafzimmer, um neun Uhr an einem sonnigen, kristallinen Morgen auf Hawaii. Sie hatten alle hier geschlafen, Witcher auf seinem Einzelbett mit der Rückwand aus lackiertem Mahagoni, die Mädchen auf dem großen, sehr großen runden Bett gegenüber. Wo er sie sehen konnte, wenn er nachts aufwachte.

Eine Wand, von der jetzt ein Vorhang aus weißer Seide hing, war ein Spiegel. An der anderen prangten Witchers berufliche Auszeichnungen, Urkunden und Belobigungen, gerahmt und aufgezogen. Er hatte seit Jahren keine mehr bekommen, hatte sich zu sehr aus dem jovialen gesellschaftlichen Leben der Geschäftswelt zurückgezogen. In einer anderen Wand waren die Türen zum Bad, in dem die Kosmetiktäschchen der Mädchen aufgereiht waren; dort befand sich auch der Whirlpool.

Die Seeseite des Zimmers bestand nur aus Glastüren mit silbernen Vorhängen. Die Türen waren geschlossen, aber er konnte die Meeresbrise riechen, die irgendwo hereinkam.

Aria machte ihre Gymnastik. Sie hatte nur ihr Bikinihöschen an. Ihr hochgewachsener, voller Amazonenkörper; die Wölbungen ihrer Muskeln; das Schwedengold ihrer Haare, ihrer Haut. Die vergoldete Walther Automatic, die an ihren Oberschenkel geschnallt war, verstärkte ihre erotische Wirkung. Diese großen, wippenden, goldenen Brüste. Und diese tiefliegenden,

jadegrünen Augen.

Er freute sich, daß sie die Pistole nicht abgeschnallt hatte, bevor sie mit ihren Übungen begann. Sie wußte, daß es ihm gefiel, ihren Glanz neben dem anderen Glanz ihres Schweißes zu sehen. (Er hoffte aber trotzdem, daß sie bald duschen ging. Sie wußte auch, daß er es nicht mochte, wenn jemand seine Ausdünstungen auf die Möbel brachte.)

Und Jeanne. Sie lag im Bett auf dem Bauch, nackt bis auf die dunkelblaue Sonnenbrille, die sie tragen mußte, und las Batailles *Histoire de l'oeil*. Klein, dieses Geschöpf, mit kleinen Brüsten und nur einssiebzig groß, aber mit vollen Hüften und weichen Grübchen am ganzen Körper. Glattes, rabenschwarzes Haar in einer Kleopatra-Frisur, die Ponysträhnen über ihren getönten Gläsern wie der Fransenvorhang im Fenster einer Beerdigungslimousine. Sie wußte, daß er es manchmal gern sah, wenn sie nichts als die blaue Brille trug.

Und ihre Haut. An der konnte er sich nicht sattsehen. Alabaster, da und dort mit einem Hauch Rosa bis Pink. Das sanfte, runde Weiß ihrer kleinen Brüste, die von ihrem fein modellierten Brustkorb wie weiche Kolibrinester herabhingen. Die blütenförmige Symmetrie ihrer rasierten Schamlippen. Sie waren ein bißchen feucht; vielleicht erregte sie das Buch unterschwellig. Ihr schwarzer Hartplastik-Karabiner – Plastik, aber absolut real, absolut tödlich – lehnte in Reichweite am Bett. Jeanne.

Und Marion. Sie sah sich eine Rock-Show im Kabel-TV an, ohne Ton. Wie üblich. Eine halbe Puertorikanerin. Klein, große Brüste. Dick Cajal auf ihren schwarzbraunen Augen. Zwei kleine Ringe in einem Nasenflügel, die Ränder ihrer Ohren mit Golddraht bestickt. Kurze kastanienbraune Haare, zu Stacheln gekämmt, jeder Stachel an der Spitze anders gefärbt. Weckte in ihm wehmütige Erinnerungen an die Punk-Shows seiner Collegezeit, zu denen er gegangen war, als er Anfang Zwanzig gewesen war. Lange her. All diese gemeinsame, hoffnungslose Wut… Marion trug ein schwarzes Neopren-Bikinihöschen – erstaunlich, daß sie in dem Ding bequem schlafen konnte – und einen BH aus schwarzer Spitze, über dem man ihre Brustwarzen sah. Sie hatten die Farbe von getrocknetem Blut. Hohe, spitze Absätze, die aussahen, als ob sie aus vulkanischem Glas bestünden. Schwarz lackierte Finger- und Fußnägel. Kulturell gehörte sie – wenn auch unbewußt – zu ihrem eigenen kleinen demographischen Stamm. Ihre MP, eins dieser durchsichtigen Dinger, in denen man die Kugeln sehen konnte, lag quer auf ihren Knien, unter ihren Händen. Ihre Hände ruhten darauf wie Tauben mit schwarzen Schnäbeln.

Manchmal dachte er: Vielleicht sollte ich es tun. Sollte wirklich mit ihnen schlafen. Körperlich. Vielleicht sind sie enttäuscht, daß ich es nie wirklich mache. Daß ich sie nur gern hierhabe, um sie anzusehen, mit ihnen zu spielen und sie ein bißchen zu streicheln.

Wahrscheinlich nicht. Sie waren fest angestellte, wenn auch teure Huren; Kurtisanen, die kämpfen und schießen konnten. Sie waren seine Bodyguards und auf asketische Weise auch seine Geliebten. Sie waren Profis, und für sie

würde es nur mehr Arbeit bedeuten, wenn er wirklich Sex mit ihnen haben wollte.

Er gebrauchte sie sexuell – auf seine Weise. Er sah ihnen bloß zu, wie sie herumliefen. Wußte, daß er sie ficken *konnte,* wenn er wollte. Sie waren verfügbar. Völlig verfügbar. Sie waren für ihn da, und sie warteten unaufhörlich. Manchmal ließ er sie posieren. Die Beine spreizen, sich hierhin und dorthin drehen. Die Brüste vorstrecken, ihn mit ihren Mienen reizen. Manchmal ging er mit dem Gesicht ganz nah an sie heran, so nah, daß er ihre Körperwärme an seinen Lippen spüren konnte. Manchmal zog er die frisch gewaschenen Seidenhandschuhe an und streichelte sie ein bißchen. Befahl ihnen, es miteinander zu treiben. Kombinierte sie auf die eine und die andere Weise.

Er entschied, was sie anzogen und was sie auszogen; welches Parfüm und mit welcher Cold Cream sie sich einrieben. Er wählte ihre Unterwäsche und ihre Waffen.

Er war davon überzeugt, daß es enttäuschend sein würde, wenn er wirklich mit ihnen schliefe. Kein Zweifel, jede von ihnen war eine absolute Meisterin auf dem Gebiet. Aber der Akt selbst war für ihn immer eine Enttäuschung gewesen. Das Außergewöhnliche am Sex, seine köstliche Essenz, war das Nachdenken darüber. Die geistige Vorwegnahme. Das Fast. Die Verlockung. Das war das Höchste. Es war wirklich eine ästhetische Errungenschaft, eine Kunstform, auf die er stolz war. Machte er sie zu Objekten? Zu Lustobjekten? Teilweise. Er machte sie zu Kunstobjekten, das kam der Wahrheit näher. Und sein Geist war die Galerie für diese Kunst. So sah er das. Er arrangierte sie um sich herum wie die Teile einer lebenden erotischen Collage.

Aber manchmal… fühlte er sich von ihrer spöttischen Nähe bedrängt; sie waren nah und doch fern. Verfügbar und zärtlich – aber darunter hielten sie stets eine emotionale Distanz aufrecht.

Wie konnte er etwas anderes erwarten?

Er konnte es nicht. Und das bedrückte ihn manchmal.

Es half, wenn er eine Weile von ihnen wegkam, sobald er sich so fühlte. Und das war jetzt so langsam der Fall.

»Ich frühstücke im Hauptbüro«, sagte er. »Muß mit dem alten Lockett reden. Der wird nervös, wenn er euch sieht. Wollt ihr auf dem Balkon frühstücken?«

»Ja, bitte.« Jeanne schaute dabei nicht von ihrem Buch auf.

»Danke, Dad.« Aria machte gerade ihre Tai-Chi-Übungen.

»Das wäre toll, Dad.« Marion langte geistesabwesend hinüber und streichelte mit dem Finger Jeannes Po.

Sie nannten ihn Dad, und er ermutigte sie dazu. Er wußte nicht genau, warum.

»Dann laß ich's euch runterschicken. Hinterher geht ihr auf Patrouille und überprüft das Grundstück, ja?«

»Klar, Dad.«

»Geht in Ordnung, Dad.«

»Das kriegen wir schon hin, Dad.«

Witchers abseits liegendes Anwesen am Strand von Hawaii wurde von einer schwindelerregenden Vielzahl von Überwachungsgeräten bewacht: von Cyberaugen, die Bewegungen einschätzten; von Vibrationssensoren und Aufklärungsvögeln, die darüber kreisten; von diversen Kameras und menschlichen Wachtposten. Aria, Jeanne und Marion waren nur drei von vierzehn Leibwächtern. Aber es war Witcher, der das Ding zuerst sah, als er aus dem Fenster schaute.

»Ich kann nicht weitermachen«, erklärte ihm sein Buchhalter gerade. »Ich kann einfach nicht weitermachen!« Die Worte kamen geziert aus seinem Mund. Auf dem Videomonitor (sein Bild wurde per Satellit von New York übertragen) schürzte Lockett pedantisch die Lippen, und der Anblick erinnerte Witcher wie üblich an das Zuklappen eines Portemonnaies. »Ihre Ausgaben entsprechen einfach nicht den…«

»Hier spielen noch andere Dinge außer finanzielle Erwägungen eine Rolle«, sagte Witcher. Er stand an seiner Frühstücksbar, stocherte in den Überbleibseln seines morgendlichen Salats aus organisch angebauten Früchten herum und schaute geistesabwesend aus dem Fenster, während er sich mit Lockett unterhielt. Das Meer war unruhig. Dünne Wolken segelten vor dem Wind her, und unter den Wolken befleckte ein einzelnes Flugzeug das Azurblau. »Die NR ist ein wichtiger Schritt in die Richtung, in die ich…«

Witcher brach ab.

Das Flugzeug hatte ein Junges bekommen. Es war zu weit weg, um es genau erkennen zu können. Aber es wurde größer…

»Du lieber Gott!«

Er rannte zum Hurrikan-Schutzkeller.

»Nun hören Sie mal«, kam Locketts Stimme aus dem Monitor hinter ihm. »Sie können nicht so tun, als ob das einfach vorbeigehen würde… solche Schulden…«

Die Stimme wurde immer leiser und verstummte schließlich, als Witcher die Treppe halb hinunterflog und halb hinunterrannte – dann hielt er sich am Geländer fest, als die Welt aufbrüllte und das Haus um ihn herum erbebte.

Eine Rakete. Er konnte es nicht glauben.

Er beobachtete, wie sich ganz langsam ein Riß durch die Kellerwand zog. *Krick. Krick-krick.* Er wartete darauf, daß das Haus um ihn herum einstürzte.

Aber der Riß dehnte sich nicht weiter aus; das Haus kam zur Ruhe. Was davon übriggeblieben war, würde stehenbleiben.

Langsam und mit weichen Knien stieg er die Treppe hinauf, in Rauch, Geschrei und flackernde Lichter hinein. Ein paar Scherben fielen klirrend aus dem Glasrand, der im Rahmen des Panoramafensters hängengeblieben war. Flammen leckten über den Flur. Unter der geborstenen Decke sammelte sich grauer Rauch. Die Monitoren waren dunkel; zwei hatten einen Sprung, einer

war zerschmettert.

Maynard, sein neuer Sicherheitschef, ein spindeldürrer Mann in einem himmelblauen Overall, kam mit einer Gasmaske auf dem Gesicht herein, hustete jedoch darunter. Witcher merkte, wie sein Rückgrat steif wurde, und fragte: »Haben sie uns mit Nervengas beschossen?«

Maynard schüttelte den Kopf. »Nein. Ich hab das Ding wegen dem Rauch auf.« Er zog die Gasmaske herunter; sein Gesicht war blutüberströmt; das Blut lief aus einer Schnittwunde auf seiner Stirn. Er lehnte sich schweratmend an die schiefstehende Frühstücksbar. »Sind Sie okay, Mr. Witcher?« Als Witcher nickte, fuhr Maynard fort: »Es waren noch zwei Raketen, aber die haben wir abgefangen. Sie sind ins Meer gegangen. Die eine, die durchkam, ist in die Sonnenveranda eingeschlagen und hat den ganzen Südflügel in die Luft gejagt. Das Flugzeug ist weg. Wir haben nicht genau ausmachen können, was für eins es war. Wir sollten Sie besser hier wegbringen.«

»Schauen Sie lieber mal nach, ob wir Antigene haben, besonders Wirkstoffe gegen Viren.«

Maynard sah sich nervös um. »Bakteriologische Kriegsführung? «

»Wahrscheinlich nicht, aber überprüfen Sie's.« Sie hatten bestimmt kein Virus benutzt. Sie würden niemanden mit der Nase darauf stoßen wollen. Sie hatten keine Ahnung, daß die NR über ihr Virusprogramm informiert war, und sie wußten nichts von Witchers Kontaktmann in ihrem Labor.

Witcher mußte sich den Mund befeuchten und Speichel hochziehen, bevor er sprechen konnte. »Jemand verletzt?«

»Ihr ganzes Küchenpersonal. Fast alle tot.«

Witcher schüttelte ungeduldig den Kopf. »Ich meine die Girls.«

»Die sind okay. Sie waren draußen auf dem Grundstück, auf der anderen Seite. Sie überprüfen jetzt die Zäune.«

»Okay. Hängen Sie sich ans Zellulartelefon in der Limousine und holen Sie ein paar Sanitäter her, dann lassen Sie den Chopper warmlaufen. Wir riskieren's. Ich will schnell weg hier.«

»Wohin?«

Witcher zögerte. Es war natürlich die SA. Sie hatten sich entschlossen, in die Offensive zu gehen. Sie waren es leid, mit seinen Vermittlern herumzutändeln. Sein Geld war das Herzblut der NR. Sie versuchten, die Arterie aufzuschlitzen.

Er mußte weit weg, außer Reichweite.

»Buchen Sie mich für eine Fähre nach FirStep!«

Maynard machte ein erstauntes Gesicht. »Zur Raumkolonie? Im Ernst?«

»Im Ernst. Bringen Sie die Girls in meiner Suite im Waikiki unter, bis ich sie nachhole. Sagen Sie Russ Parker, daß ich raufkomme. Und lassen Sie sich verbinden. Gehen Sie zum Arzt, wenn er kommt.«

Maynard wandte sich zum Gehen.

»Maynard«, rief ihm Witcher nach, »ich brauche nur ein einfaches Ticket, ohne Rückflug.«

**Ein Stück westlich von London, Labor Sechs:**

Barrabas hatte den ganzen Vormittag und den halben Nachmittag gebraucht, um die Unbedenklichkeitsbescheinigung für Labor Sechs zu bekommen. Verhör, Gehirndurchforstung mit dem Extraktor, weitere psychologische Profile, schierer bürokratischer Argwohn. Er befürchtete, sie könnten vielleicht über seine Zweifel in bezug auf die SA, seine Abneigung gegen den kleinen Jebediah und seine Skepsis hinsichtlich ihrer hohen Meinung von der Aristokratie gestolpert sein, aber es sah so aus, als ob sie nicht den richtigen Assoziationsketten gefolgt wären, denn nun war es endlich soweit: Er betrat zusammen mit dem Albino Labor Sechs.

»Es ist eine solche Wohltat, nach Paris wieder in England zu sein«, sagte Cooper. »Da drüben kriegt man keine anständigen Kekse, und mit den Heizungen in ihren Häusern ist auch nicht viel los.«

»Ach ja?« sagte Barrabas, weil er dachte, daß von ihm eine Äußerung erwartet wurde. Er war müde von den ganzen Verhören, von den Versuchen, sich zu verteidigen, ohne defensiv zu sein. Es war, als ob man bei Sturm auf einem dünnen Ast balancierte.

Beide Männer trugen weiße Labor-Overalls. Sie gingen einen Flur mit stumpfgrünen Fliesen und weichem, fluoreszierendem Licht entlang, in dem die Temperatur so genau eingeregelt war, daß man weder Wärme noch Kälte spürte. Barrabas war erschrocken, als er Cooper mit seinem pinkfarbenen und seinem blauen Auge, seiner leichenblassen Haut und den strähnigen weißen Haaren das erstemal zu Gesicht bekommen hatte. Er versuchte diese Reaktion zu verbergen. Das hier war sein erster richtiger Job für die SA. Es war entscheidend, daß er alles richtig machte. »Wie ich höre, waren Sie für… ah… eine andere Art von Arbeit für die Alliance vorgesehen«, sagte Cooper in oberflächlich entschuldigendem Ton. »Aber der Krieg hat zu einer Knappheit an verfügbaren Technikern geführt, wissen Sie. Wir müssen uns irgendwie behelfen…«

Behelfen? Das war ja nun fast eine Beleidigung. Aber Barrabas tat es mit einem Achselzucken ab, als Cooper das Doppelschloß zum Schneideraum aufsperrte.

»Diese ganzen Sicherheitsmaßnahmen sind so ermüdend«, sagte Cooper. »Wirklich ein Hindernis, wissen Sie.«

Digital gesteuerte Schneideanlagen, weiße Plastikkonsolen und verchromte Interface-Verbindungen nahmen den größten Teil des kleinen Schneideraums ein. Dahinter stand ein wandgroßer Videoschirm. »Das ist Ihr Arbeitsplatz«, sagte Cooper. »Wenn Sie irgendwelche Geräte nicht kennen, werden wir versuchen, die entsprechenden Handbücher zu beschaffen.«

»Das Hauptgerät hier kenne ich, aber die anderen Sachen…« Barrabas schüttelte den Kopf. »Wie ich denen schon klarzumachen versucht habe, ich bin ein Jahr auf die Berufsschule für Videotechnik gegangen und hab zwei

Wochen bei FilmEx gearbeitet, bis sie den Laden dichtgemacht haben. Ich hab keine richtige Erfahrung…«

»Oh, wir werden Sie bald in Form bringen. Ich habe selbst ein bißchen als Amateurcutter gearbeitet, und ich kann das Hauptgerät bedienen. Einige andere Sachen sind ein bißchen… ah… geheimnisvoller.« Er schaltete die Geräte ein, während er sprach, und drückte auf den Rücklauf, um ein Band zurückzuspulen, das bereits eingelegt war. »Ich bin gerade die Bänder durchgegangen, als sie anriefen und sagten, daß Sie hier seien, also haben wir irgendwie ein famoses Timing. Wir dürfen dieses Material eigentlich nicht in der Maschine lassen, wenn wir den Raum verlassen, aber ich habe abgeschlossen und… ah… ich bin nur für ein paar Minuten weg gewesen. Ich bezweifle, daß wir in den letzten fünf Minuten von Spionen infiltriert worden sind, hm? Aber Klaus und Colonel Watson interessieren sich nicht sonderlich für den gesunden Menschenverstand… Ah, da wären wir.«

Er drückte auf die Play-Taste, und der Videoschirm zeigte ein etwas verschwommenes Bild der Internierungsverschläge im Experimentierzentrum in der Nähe von Lyon. Ein Blick von oben auf drei Verschläge voller elend aussehender Gefangener, die nach rassischen Gesichtspunkten aufgeteilt waren. Braun, schwarz, weiß. »Ich nehme an, man hat Sie vorinformiert?« fragte Cooper. »In bezug auf meine… ah… Arbeit, meine ich.«

»Tja – nein, eigentlich nicht. Das heißt: ein bißchen. Psychologische Kriegsführung gegen gemischtrassige Terroristen, haben sie gesagt.«

»Ja, etwas in dieser Richtung. Unter anderem. Ich bin Sozialgenetiker, wissen Sie. Bei diesem Experiment versuchen wir zu beweisen, daß Rassismus instinktiv ist – nicht damit wir es der Welt verkünden können, sondern damit wir den Instinkt aktivieren und Menschen zu unserer… ah… *Sache* bekehren können, verstehen Sie. Hier haben wir erhöhte Streßfaktoren beim Überlebenskampf benutzt, um den Rassismus zwischen den drei Gruppen zu fördern… hier arbeite ich gern mit dem Schnellvorlauf.« Er gluckste. »Schauen Sie!« Er drückte auf die Taste, und das Videoband durchlief im Schnellvorlauf etliche Tage, in denen die Gefangenen durcheinanderwuselten und interagierten, so daß die von oben betrachteten Figuren wie Bohnen in kochendem Wasser umeinander und durcheinander strudelten; sie kamen wirbelnd zusammen, sprangen wieder auseinander, eine fieberhafte Brownsche Bewegung. »Wenn Sie genau hinschauen, können Sie das Muster sehen, das sich mit der Zeit herausbildet, eine Art rhythmisches Hinundherwogen zwischen den Verschlägen. Sie bewegen sich in kleinen Wellen der Aggression, die sich langsam aufbauen, bis wir die Barrieren wegräumen und sie in einer sekundären Aggression zusammenkommen – ein Ausbruch von Gewalt.« Er ließ das Band langsamer laufen, so daß sie die Internierten kämpfen sehen konnten, Rasse gegen Rasse, wobei sie sich mit Zähnen, Fäusten und Füßen verstümmelten.

Barrabas drehte sich der Magen um. *Sei ein Mann!* befahl er sich.

»Natürlich haben die meisten Menschen diese Instinkte normalerweise gut

unter Kontrolle«, fuhr Cooper fort. »Man kann sie sogar völlig ausmerzen. Und bei manchen Menschen ist es schwierig, sie zu provozieren – kann sein, daß ihnen spezielle Verhaltensgene fehlen. Sie können sehen, daß sich einige zurückhalten.«

»Was hab ich bei all dem zu tun?« fragte Barrabas.

»Sie werden dieses Band und ein paar andere zusammen mit mir schneiden, damit wir es dem Inneren Rat präsentieren können. Und gewissen ausgewählten Personen. Außerdem werden Sie mir helfen, Bänder für den Aussiebungsprozeß durchzusehen – wir haben ein paar Gefangene, die wir retten können, wie wir glauben, sofern sie rassisch geeignet sind. Wir überprüfen die Bänder nach den richtigen Knochenstrukturen und den anderen Indikatoren. Ein Aussiebungsprozeß, wissen Sie…« Er wechselte die Diskette und ging zu einem anderen Band.

Barrabas sah mit wachsendem Unbehagen zu, während Cooper ihm folgendes zeigte: Studien ›degenerierenden Verhaltens bei Gefangenen des Internierungszentrums‹; ›Widerstandsgrade und Unterwerfungspunkte im wechselseitigen Bezug und im Gegensatz zueinander‹ bei der Folter an Juden, Schwarzen, Orientalen und homosexuellen Gefangenen (einmal kam es ihm dabei hoch, was Cooper ignorierte – er sah die Notwendigkeit ein, sich am Arbeitsplatz zu akklimatisieren), wobei Techniken zum Einsatz kamen, die von der CIA entwickelt und von der chilenischen und guatemaltekischen Geheimpolizei perfektioniert worden waren; Experimente zu ›Rationalisierungsmaßnahmen bei der Hinrichtung von Gefangenen‹; Nervengastests an Gefangenen; Gedankenkontrollexperimente an Kindern, die von ihren Eltern getrennt unter verstärkt traumatischen Bedingungen gehalten wurden und eine ›Verhaltensreprogrammierung mit Negativ-Positiv-Stimuli‹ durchliefen. Und dann das letzte Band.

Die ekligen, pinkfarbenen Geschöpfe.

»Um Himmels willen!« entfuhr es Barrabas. In seinem Schock verfiel er wieder in alte, manirierte Redewendungen. »Hölle und Verdammnis!«

Cooper war ebenfalls betroffen, allerdings aus einem anderen Grund. »Das sollte nicht auf diesem Band sein. Sie sollten eigentlich nicht…« Sein Finger hing über der Stoptaste. Aber dann zuckte er die Achseln und zog die Hand zurück. »Naja, nun haben Sie sie schon gesehen. Irgendwann müssen Sie sie ohnehin sehen, obwohl wir vorhatten, Sie noch ein bißchen mit dem Extraktor zu bearbeiten – ich schätze, wir können Ihre Erinnerungen später immer noch löschen.«

Auf dem Bildschirm waren ein halbes Dutzend halb menschliche Kreaturen zu sehen. Sich windende, zischende, haarlose pinkfarbene Geschöpfe, eher wie kahlgeschorene junge Hunde, die auf den Hinterbeinen standen. Aber mit abgeflachten, leicht verzerrten menschlichen Zügen. Ihre Hände mit den doppelt so langen Fingern waren zu groß für ihre Arme; sie hatten eine fliehende Stirn – Schimpansenschädel hinter menschlichen Gesichtern – und eingeschrumpelte menschliche Genitalien. Keine

Brustwarzen. Sie waren ein bißchen größer als junge deutsche Schäferhunde. Während Barrabas hinsah, beschmutzte sich eines von ihnen, hob das Zeug dann mit den Fingern auf und schmierte es einer anderen Kreatur in einem Spiralmuster auf den Rücken…

»Das sind unsere goldigen kleinen Untermenschen«, sagte Cooper. »Offiziell U-Mensch 6. Unsere sechste Generation. Ich nenne sie Hündchen. Oder Menschenhündchen. Sie sehen eher wie junge Hunde aus, nicht wahr?«

»Was *sind* sie?«

»Die Arbeitskräfte der Zukunft. Oder jedenfalls ein frühes Modell davon. Ein Prototyp. Sie sind aus minderwertigem menschlichen Material, das genetisch manipuliert wurde, um bestimmte Charakteristika hervorzuheben. Wir haben noch nicht alle Tücken der alten DNA-Spirale ausgemerzt, wie Sie sehen, aber wir arbeiten daran, und wir kommen gut voran. Die hier sind ziemlich verkrüppelt. Sobald die Mischrassen und die Andersblüter eliminiert sind, brauchen wir diese Untermenschen, um eine gewisse… ah… ökonomische Lücke zu füllen. In gewisser Weise sind sie wissende Idioten – auf einer Ebene sind sie so dumm wie Tiere und zu absolutem Gehorsam gezüchtet, aber auf einer anderen kann man sie zu einigen qualifizierten Tätigkeiten wie zum Beispiel Maurer- und Fließbandarbeit, Plastikformung, Abfallverwertung und sogar Arbeiten mit Elektrizität ausbilden. Sie sind zu retardiert und passiv, um uns je Schwierigkeiten zu machen. Bis zu einem gewissen Punkt können sie Sprache verstehen – es reicht, um Befehle entgegenzunehmen –, aber sie können nicht *sprechen.* Sie sind fast so etwas wie biologische Roboter. Sie sterben meistens jung, und ihre Lungen sind geschädigt, aber sie haben eine gute Aufmerksamkeitsspanne für Anweisungen – wenn sie mit einem elektrischen Stock motiviert werden. In der fünften oder sechsten Generation – die in rund drei Jahren zur Verfügung stehen wird, wie wir hoffen – werden die Untermenschen arbeitsfähig sein. Und eines Tages wird die Welt zwischen der Idealrasse und den Untermenschen aufgeteilt sein. Dann wird es keine anderen mehr geben… Sie sind wunderbar, finden Sie nicht?« Cooper drehte sich um und sah ihn an.

Unter Aufbietung seiner ganzen Selbstbeherrschung krächzte Barrabas wie ein Papagei: »Wunderbar.« Er räusperte sich. »Ähm – werde ich… bei meiner Arbeit… in direkten Kontakt mit ihnen kommen?«

»Oh, aber natürlich!« sagte Cooper fröhlich und drückte die Taste für den Schnellvorlauf. Die ekligen, pinkfarbenen Wesen flitzten in ihrem schmutzigen kleinen Verschlag herum wie hyperaktive Maden auf Beinen.

Barrabas starrte auf den Bildschirm und atmete mehrmals tief durch. Nach einer Weile dachte er: *Okay. Ich steh das schon durch.*

Aber tief in seinem Innern war er nicht so sicher.

**FirStep, die Raumkolonie. Interplanetarischer Raum:**

Von außen sah die sechs Meilen lange Kolonie wie ein Zylinder aus, der

etwas Großes verschluckt hatte. Die Wölbung in der Mitte war eine Bernalkugel, die selbst einen Durchmesser von anderthalb Meilen besaß. Das konkave Innere der Kugel hatte das Hauptwohngebiet der Kolonie sein sollen. Es war Pelluzida, oder die Hohle Erde: die Landschaft erstreckte sich bis zu einem umgekehrten Horizont, bog sich nach oben, wo sie sich nach unten hätte krümmen müssen. Der Koloniezylinder zeigte nur Sonne, und das reflektierte Sonnenlicht fiel durch kreisrunde Filterfenster am der Sonne zugewandten Ende herein. Die Kolonie drehte sich alle fünf Minuten einmal um die eigene Achse und schuf dabei eine schwache künstliche Schwerkraft für die Tausende von Menschen, die in ihr lebten und arbeiteten: Sie raffinierten das Erz, das von den Asteroiden gebracht wurde, stellten in den Niedrigschwerkraftbereichen spezielle Niedrigschwerkraftprodukte her oder waren damit beschäftigt, die im Raum schwebende Stadt fertigzustellen, die von ihrer Konzeption her nie ganz fertig werden sollte…

Claire Rimpler wußte, daß mit Witcher etwas nicht stimmte, als sie ihm die Hand schüttelte. Sie spürte die verräterische Gummiartigkeit einer Hülle über seiner Hand; es war eine Art Kondom für die Hand, viel enger als ein Handschuh, fast unsichtbar und schwer zu erfühlen. Und trotz der Hülle zog er seine Hand so schnell zurück, daß es beinahe schon unhöflich war.

Sie standen im Konferenzraum von Admin, der Kolonieverwaltung, neben einem wandgroßen Videoschirm und einem Tisch, der wie ein umgekehrtes S geformt war, und machten Small Talk, während sie auf Russ Parker warteten. In Wirklichkeit taxierten sie einander. Witcher wirkte ungefähr wie vierzig, aber er hatte das leicht glänzende Aussehen eines Mannes, der mit Hilfe von kosmetischen Chirurgen, Drüsenspezialisten, Enzymologen und RNA-Umformern den Alterungsprozeß verlangsamte, obwohl er nichts gegen die paar silbernen Strähnen in seinen langen, sauber geschnittenen braunen Haaren und seinem kleinen, geometrisch perfekten Bart unternommen hatte. Er war ein untersetzter Mann in einem Schneideranzug aus weichem, kastanienbraunem Leder, der astronomisch teuer aussah.

Claire Rimpler war nicht klein, aber auch nicht gerade groß. Sie hatte riesige haselnußbraune Augen und kurze hellbraune Haare, und ihre Lippen waren ein bißchen zu groß für ihr Puppengesicht. Wenn man nach ihrem Äußeren ging, hätte man sie vielleicht für einen sanften Menschen halten können, für jemand, der nicht viel Kraft hatte – aber sie machte genau den gegenteiligen Eindruck. *›Ich hab gehört, daß sie mit der Knarre nicht grade zimperlich sind‹,* hatte jemand gesagt, als sie in die Kolonie zurückgekommen war, um die Zügel der Verwaltung in die Hand zu nehmen; sie hatte im Dienst der NR getötet und Menschen sterben sehen, hatte so viel gesehen, daß es für das Leben von drei Generälen reichte. Ihr Vater, der die Raumkolonie entworfen und geleitet hatte, war zuerst ermordet und dann cyberzerebral vergewaltigt worden. Sie hatte ihren Geliebten – diesen ›Hard-Eyes‹ Torrence – auf der Erde zurückgelassen, um hierherzukommen und die Leitung zu

übernehmen. Und sie war höllisch clever.

Und vieles davon kam auf subtile, stille und unergründliche Weise in ihrer Körpersprache und ihrem Mienenspiel zum Ausdruck.

Aber wenn sie lächelte, hörte man Windglöckchen klingeln.

Jetzt lächelte sie Witcher an und sagte: »Nach dem, was Sie gewohnt sind, muß Ihre Unterkunft ein Abstieg sein. Als Russ von Ihrem Anwesen auf Kauai zurückkam, hatte er Palmen in den Augen.«

»Kleinere Räume sind im Grunde irgendwie behaglich«, sagte Witcher und fügte zerstreut hinzu: »Und da, wo ich wohne, ist die Schwerkraft recht niedrig; das ist erfrischend.« Er schaute zur Tür, als Russ Parker hereinkam. Hinter Russ kamen Chester, Stoner und Chu.

Ich hatte recht mit Witcher, dachte Claire, während sie ihn beobachtete. Er ist irgend so ein Paranoiker. Ihm *gefällt's* hier. Bei uns sitzt man unter Garantie immer mit dem Rücken zur Wand…

Russ Parker war ein stämmiger, rotgesichtiger Mann mittleren Alters, der Blue Jeans und ein blaues Printout-Hemd trug. Angeblich war es stillos, Printouts und Stoffkleidung zu kombinieren, aber es sah Russ ähnlich, sich um so etwas keinen Deut zu scheren.

Chester, der Repräsentant der Technickis, setzte sich mit Stoner und Chu an den Tisch. Sie unterhielten sich leise. Er war ein hochgewachsener Mann, so schwarz wie der Raum zwischen den Sternen, und er trug den grauen, mit Reißverschlüssen versehenen Overall eines Kommunikationstechnikers. Seine Frau Kitty – eine unscheinbare Weiße, die über enorme Quellen von Charakterstärke verfügte, wie sich herausgestellt hatte – hatte Claire mit ihrer Erklärung verblüfft, daß ihr Bruder ein gewisser Daniel Torrence sei. Chu, die lebhafte, konzentrierte Chinesin, die jetzt Verwaltungsdirektorin war, war eine NR-Organisatorin; sie hatte herausgefunden, daß Kitty Dans Schwester war: *Hard-Eyes' Schwester.* Ein bißchen unheimlich, dieser Zufall. Aber im Grunde vielleicht nicht so sonderbar. Auf ihre Weise war Kitty eine Kämpferin. Sie hatte um Chester gekämpft. Sie hatte um ihr Baby gekämpft. Sie hatte um Russ Parkers Gewissen gekämpft, und sie hatte gewonnen.

Und Dan war jetzt seit ein paar Wochen Onkel. Sie mußte ihn irgendwie davon benachrichtigen, überlegte sie, als sie sich alle setzten. Es war schwer, eine Nachricht nach Paris hineinzuschmuggeln. Aber es gab eine Mossad-Verbindung, die manchmal benutzt werden konnte. Witcher konnte das viel leicht für sie organisieren, dachte Claire, als sie in der Mitte des Tisches neben ihm Platz nahm.

Claire sehnte sich danach, mit Dan zu sprechen. Jeden Morgen, wenn sie sich in ihre tägliche Arbeit stürzte, sagte sie sich, daß sie ihn lieber vergessen sollte. Daß sie ihre Gefühle für ihn absterben lassen sollte, bevor sie noch stärker wurden. Er war ein Guerilla in einer Brutstätte des Faschismus, wie ein aktiver Widerstandskämpfer in Hitlers Berlin. Seine Überlebenschancen waren minimal, besonders wegen der Extraktoren, mit deren Hilfe sie ihn irgendwann aufspüren würden. Sie würde ihn wahrscheinlich nie

wiedersehen. Es lenkte sie von ihren Aufgaben hier ab, an ihn zu denken und sich Sorgen um ihn zu machen.

Deshalb sagte sie sich jeden Morgen…

Aber nachts rollte sie sich wie ein Fötus um einen Schmerz herum zusammen, der wie sein Name geformt war.

Sie hatte nicht nur Sehnsucht nach ihm, sondern fühlte sich auch schuldig, weil sie ihn verlassen hatte, um diesen Job zu übernehmen. Sie war die einzige gewesen, bei der er aus sich herausgehen konnte. Ohne sie mußte er die ganze Zeit in seinem Schneckenhäuschen hocken, von emotionaler Klaustrophobie gequält…

Außer – und bei dem Gedanken wurde ihr kalt – er hatte bereits eine andere gefunden.

Chu riß Claire aus ihren Gedanken, als sie das Protokoll der letzten Sitzung verlas und dann direkt zum wichtigsten Tagesordnungspunkt dieser Sitzung kam. »Sicherheitsmaßnahmen. Mr. Witcher hat einige Bedenken…«

»In dieser Beziehung haben wir alle einige Bedenken, glaube ich«, sagte Stoner. Er war ein dicker, breitschultriger Mann mit sich lichtenden Haaren, die mit Pomade geglättet waren, und einem Gesicht, das bis auf die strahlend blauen Augen ausdruckslos war. Er trug ein altmodisches Cowboyhemd mit Perlmutt-Druckknöpfen und Cowboystiefel. Er hatte vor der CIA fliehen müssen, als ihm deren rassistische Kollaboration mit der SA ›sauer aufgestoßen war‹, wie Russ es formuliert hatte. Stoner und Parker hatten sich von Anfang an gut verstanden, obwohl sie in einigen Punkten von Grund auf verschieden waren. Parker war Christ, Stoner nicht; Stoner hatte Familie und war mit seiner schwarzen Frau und ihrem Kind hergekommen, während Parker eingefleischter Junggeselle war; Stoner war Nordstaatler, Parker Südstaatler. Beide waren jedoch ältere Männer, die sich in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts und zu den ziemlich mythischen Werten des amerikanischen Westens zurücksehnten.

Und beide hatten ihr Leben aus Gewissensgründen vollkommen umgekrempelt. Russ Parker war aus den Diensten der SA ausgeschieden und hatte eine erfolgreiche Meuterei inszeniert, bei der Praeger und die anderen Faschisten, die sich in der Kolonie die Macht erschlichen hatten, gestürzt worden waren. Parkers Coup war verwaltungstechnisch zur vollendeten Tatsache geworden. UNIC – der Industrierat der Vereinten Nationen, ein aus Vertretern vieler Regierungen zusammengesetztes Konsortium, das die Kolonie von der Erde aus beaufsichtigte – nahm den nicht autorisierten Machtwechsel hin. Der Coup in der Kolonie fiel mit der Diskreditierung der SA in den Vereinigten Staaten zusammen; der Industrierat erkannte, daß ihm dadurch politische Peinlichkeiten erspart geblieben waren. Parker hatte über den Putsch Stillschweigen bewahrt.

»Ich habe nach seiner Ankunft hier mit Percy Witcher gesprochen«, sagte Stoner, »und es scheint, daß es vor kurzem ein Attentat auf ihn gegeben hat.« Er berichtete in groben Zügen von dem Raketenangriff auf Witchers Festung

auf Kauai.

»Ich möchte nicht ungastlich erscheinen«, sagte Chu, »aber… die Kolonie ist in mancher Hinsicht ein zerbrechliches Gebilde. Wenn sie es wirklich auf ihn abgesehen haben, sind sie vielleicht bereit, die Einwohner der Kolonie zu opfern…« Sie zuckte die Achseln. »Sie sind bereit, halb Europa auszulöschen, wenn wir es zulassen. Warum nicht die paar Tausend hier?«

»Mr. Witcher ist seit ungefähr einem Monat einer der Hauptaktionäre der Kolonie«, betonte Russ, »und ohne ihn hätte die Neue Resistance kein Bein auf den Boden bekommen. Er hat uns beschützt, und für mich ist es, verdammt noch mal, ziemlich klar, daß es der Wille des Herrn ist, wenn wir uns jetzt revanchieren.« Sein schwacher texanischer Akzent war bezaubernd, dachte Claire, aber die Anspielungen auf seinen christlichen Glauben fand sie nur peinlich. So was war doch primitiv.

»Die SA weiß ganz genau, daß die Kolonie jetzt mit der NR sympathisiert«, sagte sie. »Wir sind ein Außenposten der NR, und das wissen sie. Die haben uns sowieso auf dem Kieker, da bin ich sicher.«

»Wie auch immer, ich glaube nicht, daß sie ihn bis hierher verfolgt haben«, erklärte Stoner. »Er hat seine Spuren gut verwischt. Hat einen falschen Ausweis benutzt und einen Doppelgänger in New York auftreten lassen, während er auf dem Startgelände in Florida war.«

»Vor einer Stunde habe ich die Bestätigung bekommen, daß sie mich immer noch in Boston und New York suchen«, sagte Witcher. »Sie wissen nicht, daß ich hier bin.«

»Sie werden's rausfinden«, erwiderte Chu. »Aber es stimmt: Sie haben uns höchstwahrscheinlich ohnehin im Visier.«

»Die Kolonie ist kein Luftballon«, erläuterte Claire. »Wenn man sie an einer Stelle durchlöchert, wird sie nicht gleich platzen. Mein Vater hat sie so gebaut, daß jede Sektion abgeriegelt wird, wenn der Luftdruck in ihr sinkt oder wenn sie auf andere Weise zur Gefahr wird. Das nennt man Sektionsintegrität. Um die Kolonie wirklich zu vernichten, wäre schon eine große atomare Sprengladung erforderlich. Sie könnte aber lahmgelegt werden – in dieser Hinsicht ist sie zerbrechlich. Und wenn sich jemand ins Lebenserhaltungssystem hackt…« Sie machte eine Pause und spürte, wie etwas an ihr zerrte, als sie sich an die seltsame, posthume Sabotage erinnerte, mit der ihr Vater sich an der Kolonie gerächt hatte. Die anderen wußten, woran sie gerade denken mußte, und hielten respektvoll den Mund, bis sie sich räusperte und weitersprach. »Es ist sehr kostenaufwendig, uns hier anzugreifen – von außerhalb…«

Bei dieser Andeutung nickte Stoner nachdrücklich. »Sie haben's erfaßt. Worüber wir uns Gedanken machen müssen, ist das, was sich hier drin tut. Wenn uns die SA an den Kragen will, dann wird sie's von innen heraus machen.«

»Was ihr braucht«, sagte Witcher klipp und klar, »ist ein Anstellungsstop. Fürs erste.«

»Hätte die Gewerkschaft nichts dagegen«, meinte Chester. »Abgesehen von Außenreparaturen – nach der Sache mit dem RM17 sind sie da knapp an Leuten.«

»Sie werden damit auskommen müssen«, sagte Parker. »Wir können's im Moment nicht riskieren, irgendwelche neuen Leute reinzuholen.«

»Wie viele habt ihr im letzten Monat in die Kolonie geholt?« fragte Witcher.

»Vielleicht ein Dutzend«, antwortete Claire.

»Was ist mit Touristen?«

»Lassen wir erst wieder rein, wenn wir mit den Reparaturen fertig sind.«

»Ich würde empfehlen, überhaupt keine mehr reinzulassen, bis das SA-Problem… ah… gelöst ist.«

Chester blinzelte. »Sdauja!«

Witcher verzog ungeduldig das Gesicht. »Ich spreche, ehrlich gesagt, kein Technicki…«

»Sorry. Ich hab gesagt, das wird noch Jahre dauern!«

Witcher zuckte die Achseln. »Es ist der einzige sichere Weg. Und nicht nur für mich.«

»Es widerstrebt mir zwar, aber ich muß ihm zustimmen«, sagte Stoner.

Claire schüttelte den Kopf. »Das ist nicht realistisch. Wir haben keine Kontrolle darüber, wen die LMC[5] anheuert. Und ihre Leute müssen auf dem Flug hier einen Zwischenstop einlegen.«

»Dann müssen wir sie verhören und überwachen lassen.« Er zögerte und sah Witcher an. »Mit einem Extraktor könnten wir…«

»Nein!« fuhr Claire auf und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Diese Dinger sind Werkzeuge des Faschismus.«

»Beide Seiten benutzen sie«, erwiderte Witcher.

»Das ist mir gleich! Wenn der Widerstand sie benutzt, öffnet er dem Faschismus damit Tür und Tor! So bereitet man einem zukünftigen Faschismus den Boden. Es ist einfach falsch, wenn irgendeine Regierung Zugang zu einer Maschine hat, die… die einem die geheimsten Gedanken entreißen kann. Das Recht auf die Privatsphäre ist das Recht auf Freiheit, hat mein Dad immer gesagt. Extraktoren sollten in der gesamten menschlichen Gesellschaft geächtet werden – überall.«

»Psychologen könnten sie vielleicht auf sinnvolle Weise einsetzen«, deutete Chu vorsichtig an.

»Die Psychologen werden eben ohne sie auskommen müssen, wenn's nach mir geht. Nein, ich will keins von den Dingern hier sehen. Ich trete zurück, wenn…«

»Ojojoi, immer mit der Ruhe, Schätzchen«, sagte Russ hastig. »Es hat ja keiner einen Extraktor bestellt.« Claire hatte als Administratorin glänzende Arbeit geleistet; niemand wollte sie verlieren. Sie hatte es zuwege gebracht, daß die Schäden, die der Kolonie während der Rebellion zugefügt worden waren, rasch repariert wurden. Sie hatte den Übergang zu einem neuen

Machtgleichgewicht geebnet, in dem die Technickis – die Arbeiterklasse der Kolonie – nun ein gewichtiges Wörtchen mitzureden hatten, ohne daß es großen Widerstand seitens der Admin-Minderheit gegeben hätte. Sie war sowohl eine Strategin als auch eine Politikerin.

»Dann machen wir's mit Kameraüberwachung und vielleicht mit einem Betreuersystem für die Besucher«, sagte Stoner. »Aber machen müssen wir was.«

»Fein«, stimmte Claire zu und gab sich Mühe, sich wieder zu beruhigen. »Sie und Russ arbeiten dazu ein kurzes Papier für mich aus.« Witcher machte jetzt ein finsteres Gesicht, bemerkte sie. Er wollte Extraktoren haben. Vielleicht war er erst glücklich, wenn er die Kolonie für sich allein hatte.

Chu ging zum nächsten Tagesordnungspunkt über. Lohnerhöhungen und verbesserte Unterkünfte für die Technickis.

Chester meldete sich zu Wort. »Admin bleibt hinter dem Zeitplan für die Reformen zurück.«

»Wir haben einfach nicht die Mittel, um die Löhne noch weiter anzuheben«, sagte Claire. »Wir haben die Admin-Gehälter beträchtlich gekürzt, und das ist auch in Ordnung, damit wir es uns leisten können…«

»Verwaltungspositionen sind in mancher Hinsicht leichtere Arbeit«, setzte Chester an, »und sollten nicht besser bezahlt werden…«

»Chester, mir ist klar, du und Chu, ihr seid Rote.« Sie benutzte den Slangausdruck für Kommunisten ohne jede Herabsetzung; sie sprach ihn fast liebevoll aus, so wie ein Außenseiter von den Amish sprechen würde. »Aber wir sind hier nicht alle von der gleichen Farbe. Ich bin eben keine Marxistin. Ich glaube, daß man ein System materieller Anreize braucht, damit die Leute hart arbeiten.«

»Wann habt ihr seit dem Umsturz zum letztenmal einen Technicki befördert?« Sein Gesicht war steinern geworden.

»Es hat keine offenen Stellen gegeben. Sei vernünftig. Es ist ja noch nicht so lange her. Vertrau uns ein Jahr, okay? Die Unterkünfte sind deutlich besser geworden; fast jede Woche ziehen Technickis ins Freigelände um.«

»Aber es wohnen immer noch überwiegend Admin-Leute in den luxuriösen Wohnsiedlungen im Freigelände.«

»Die kann ich doch nicht einfach da rauswerfen. Das hätte schlimme Auswirkungen auf die Moral… diese Leute haben Kinder.«

»Technicki-Familien auch.«

Er hätte sagen können: ich auch. Claire bewunderte Chester, weil er sich geweigert hatte, in ein Haus im Freigelände zu ziehen, das man ihm angeboten hatte, obwohl er sich danach sehnte, daß seine Frau und sein Kind ein behagliches Zuhause bekamen, wie sie wußte. Er wollte erst umziehen, »wenn alle Technickis anständige Unterkünfte haben«.

»Wir bauen ja, Chester, so schnell wir können. In den Parkflächen der Kolonie existiert ein ökologisches Gleichgewicht, und es gibt auch ästhetische Erwägungen – wir wollen nicht alles zersiedeln. Wir bauen, soviel wir

können, und wir werden noch dieses Jahr eine neue Sektion an die Kolonie anbauen.« Er machte erneut den Mund auf, um weitere Einwände zu erheben, aber sie kam ihm zuvor: »Ich sag dir was – ich setze mich persönlich mit der Gewerkschaft zusammen, biete ihnen einen besseren Zeitplan für die Reformen an, und dann stimmen wir darüber ab und erarbeiten einen Zweijahresplan. Das hätten wir sowieso machen sollen. Wir finden schon einen Mittelweg.«

Chesters Gesicht blieb noch zwei Herzschläge lang hart, dann wurde es weicher, und er setzte ein sardonisches Lächeln auf. »Schätze, ich bin grade ausgetrickst worden. Aber okay.«

»Ich hab dich nicht ausgetrickst, Chester. Du wirst schon sehen.« Sie wandte sich an Chu. »Gibt's noch was Dringendes? Ich muß in die Kommunikationszentrale.«

»Nein, nichts.«

»Also, Schluß für heute!« sagte Claire und stand auf.

Sie eilte hinaus und hatte das Gefühl, nicht mehr länger warten zu können. Sie mußte mit Dan Kontakt aufnehmen. Die Gedanken an ihn hatten sie zu oft abgelenkt. Sie mußte sich in gewissem Sinn entladen, damit sie sich auf ihre Arbeit konzentrieren konnte.

Stoner holte sie am Fahrstuhl ein und trat mit ihr in die Kabine. »Hey«, sagte er, als sich die Türen schlossen. »Schicken Sie 'ne Botschaft nach Haifa?« Damit meinte er ihre Mossad-Kontakte in Israel: die Nachrichtenverbindung zum NR-Untergrund in Europa.

Sie nickte, und er gab ihr eine kleine Disc. »Ich hatte vor, mir Ihre Genehmigung dafür zu holen, was rauszuschicken. Könnten Sie das für mich senden und es dann löschen? Und hören Sie – bevor Sie's verschlüsseln, lesen Sie's, wenn's auf den Schirm kommt. Ich dachte, Sie sollten vielleicht wissen, was mir so durch den Kopf geht… Eigentlich kein Notfall, aber – ich wollte Sie nur auf dem laufenden halten.«

»Klar, geht in Ordnung.«

Er stieg auf der nächsten Ebene aus, und sie sah ihm nachdenklich nach. Sie hatte den Eindruck, daß er mehr gesagt hatte, als er laut ausgesprochen hatte.

In der Kommunikationszentrale holte sie sich die Datei mit der Botschaft auf den Bildschirm, die Stoner ihr gegeben hatte, und las sie. Geheimberichte, nichts davon wirklich interessant. Aber am Ende fand sie, wovon er gesprochen hatte. Etwas, das für Smoke und Steinfeld bestimmt war.

> *Ich stoße bei Witcher immer wieder auf blinde Flecken. Er verbirgt etwas vor mir und stellt sich dabei recht schlau an; nichts, worauf ich ihn festnageln kann. Ich glaube nicht, daß es sich um irgendeine besondere Verbindung zur Gegenseite handelt. Seine Feindseligkeit gegen die SA ist fast schon pathologisch. Aber bei manchen seiner eigenen Operationen (darunter das Orange County-*

*Forschungsvorhaben) blicke ich immer noch nicht durch. Er sagt auch Dinge, die mich beunruhigen.*
*Ich zitiere wörtlich: »Das Problem mit der Welt ist, daß es zu viele Menschen gibt – das läßt sich nicht mehr bewältigen. Sie könnte ein Utopia sein, wirklich, ein Ort, wo die Rassen in Harmonie miteinander leben, in Frieden und völliger Gleichheit, wenn man sich verwaltungsmäßig nur um – sagen wir mal – ein paar hunderttausend Menschen kümmern müßte…« Er meinte: ein paar hunderttausend Menschen auf dem ganzen Planeten. Ich weiß nicht, vielleicht sehe ich ja bloß Gespenster. Vielleicht ist es gar nichts…*

## FÜNF

**Paris. Abfertigungszentrum 13:**

»Also, wo ist Steinfeld?« fragte Bargeman.

»In Ägypten, um Unterstützung für uns zu organisieren«, antwortete Torrence.

»Er wird bei der Sache nicht hier sein?« sagte Bargeman. »Jesus Christus!«

»›Jesus Christus‹? Du bist mir vielleicht so ‘n Jude.«

»Okay, was willst du denn hören? Na gut: *Moses!* Bist du jetzt glücklich? Also ich bin nicht so glücklich, ich meine, das ist ‘ne knifflige Sache, oder? Es ist nicht so, daß ich dir nicht zutraue… ich meine…« Bargeman suchte nach Worten.

»Ich weiß, was du meinst. Ich wär auch froh, wenn er hier wäre. Wir werden’s schon hinkriegen, Mann.«

Sie kauerten in dem Versteck auf dem Dach und beobachteten den Horizont, bereit, den anderen das Zeichen zu geben. Es war eine warme Nacht; eine leichte Brise wehte. Papiermüll flatterte und raschelte draußen auf dem Dach.

*›Du bist mir vielleicht so ‘n Jude‹*, hatte Torrence gesagt. Das fand er witzig. Es war kein rassistischer, sondern bloß ein müder Scherz. In der letzten Woche hatte Bargeman seinen Humor wiedergefunden. Man brauchte Kraft, um Witze zu machen. Torrence schien sich von Bargemans Humor ein bißchen bedroht zu fühlen; er schien den Eindruck zu haben, daß er hin und wieder auch was beitragen müßte. Ein Onkel Bargemans, der alte Dave Meyers, hatte immer gesagt: »Leute, die keinen Humor haben, sollten nicht versuchen, witzig zu sein.« Und das traf auf Torrence zu. Nicht viel Humor. Aber so was sagte man einem Hard-Eyes nicht…

Alles anscheinend nur, um nicht daran denken zu müssen, was ihnen bevorstand. Bargeman hatte Angst davor. Er fürchtete sich davor, ins AZ 13 zu gehen. Fürchtete sich davor, zu sehen, wie sich das Blut der Unschuldigen mit dem der Schuldigen vermischte.

Tu’s einfach, sagte er sich. Tu’s einfach!

Torrence blickte unverwandt durch den Schlitz. Bargeman sah oder fühlte im Dunkeln irgendwie, wie er sich straffte. Hörte ihn in den Kopfhörer sprechen. »Es ist soweit. Wachablösung. Macht eure Fotos, Touristen.«

Eine kurze Antwort mit statischem Rauschen, dann klapperte Torrences Gewehr gegen seine Sachen, als er nach hinten hinausging. Bargeman folgte ihm, das Gewehr am Riemen auf dem Rücken, und kurz darauf kletterten sie durchs Fenster im Erdgeschoß auf die kleine, gassenartige Straße hinter dem Gebäude hinaus, wo die anderen vom ersten Angriffstrupp warteten.

Pasolini war da, außerdem Musa und Jiddah und eine Französin namens

Bibisch, eine blasse, schlaksige Frau mit langem Gesicht, die so gut wie nie etwas sagte, sich jedoch liebevoll um ihre MP kümmerte. Und andere, die Bargeman bisher nicht näher kennengelernt hatte. Es gab einen Moment, als sie sich an der Ecke im Licht des Vollmonds zusammendrängten; sie standen vor dem Schaufenster einer aufgegebenen Schlachterei und warteten auf Torrence, der sich über Kopfhörer mit anderen Angriffstrupps beriet. Und in diesem Moment fiel Bargemans Blick auf sein eigenes Spiegelbild im Ladenfenster. Er hatte wenig, aber regelmäßig gegessen, und sein Gesicht war etwas voller geworden; normalerweise sah er fast gesund aus. Sein Spiegelbild aber nicht. Im gedämpften Licht war es hohläugig und leichenhaft in dem dunklen Glas, und sein Gesicht war ein Ding aus Schatten und fahlen Flächen. Als ob es ihn aus einer Dimension heraus anstarrte, wo tote Dinge hausen, dachte er.

Oder einfach: So wie er in dem Konzentrationslager ausgesehen hatte, das sie als Abfertigungszentrum bezeichneten.

Er starrte sich an und dachte: Das bin ich, innerlich.

Er hatte sich immer gut in Kinder einfühlen können. Und er erinnerte sich an die Kinder im AZ, die an Ruhr, Cholera und Unterernährung gestorben waren, von Krämpfen endlosen Durchfalls und vom Brechreiz geschüttelt, obwohl sie schon längst nichts mehr im Magen hatten, was sie ausspucken konnten, und die ihre Eltern fiebrig um Wasser anbettelten; an den dumpfen Schmerz in den Gesichtern der Eltern, wenn sie den Versuch aufgaben, ihnen zu erklären, daß das Wasser rationiert war, wenn sie akzeptieren mußten: *Ich kann meinem Kind nicht helfen. Ich kann es nicht einmal trösten.* Eines Morgens war eine Frau erschossen worden, weil sie ihre Wasserration hergeschenkt hatte; aus keinem besonderen Grund, nur, weil es verboten war. Niederknien! Pistole ins Genick. *Peng.* Einfach so. Und die Kinder, die langsam starben, hatten gebettelt, während ihre Eltern sie in den Armen hielten und sie wiegten, und einem der Wachmänner war es auf die Nerven gegangen, und er hatte geschrien: »Wenn das Balg nicht gleich die Schnauze hält, geb ich ihm meinen Stiefel zu fressen!«

Bargeman hatte gesehen, was an jenem Tag im AZ passiert war, und hatte damals nicht die Kraft gehabt zu kämpfen. Hatte kein Wort herausgebracht.

Vielleicht war das der Moment gewesen, an dem sein Inneres verdorrt war, so daß es seinem Äußeren entsprach.

Das ging ihm durch den Kopf, während er sein Spiegelbild mit den eingesunkenen Augen anstarrte, bis Torrence sagte: »Da kommt er. Dann wollen wir mal.«

Da kommt er: Weit entfernt schnitt die scharfkantige, kalte, gehärtete Stahlsichel des gekaperten Jaegernauts zwischen den Häusern durch den Horizont. Ein fernes, grollendes Donnern, als er näherkam.

Innerhalb von Sekunden waren sie an den vorher festgelegten Positionen. Musa, Jiddah, Bibisch und Bargeman unter Pasolinis Kommando; Musa mit seinem RPG-Raketenwerfer; Torrence unterwegs zu einer zweiten Gruppe,

die die Wachtposten ausschalten sollte.

Torrence kam aus einer Gasse weiter unten an der Straße, während ein dritter Trupp auf einem Dach mit Explosivgeschossen, die die Panzerungen durchdrangen, das Feuer auf die Posten eröffnete. Die Gruppe der Wachtposten, die sich zum Schichtwechsel trafen, hatten die neue Kevlar-2Panzerung, die widerstandsfähiger war als die alte Ausrüstung der SA-Bullen, und die Kugeln neigten dazu, auf der Panzerung oder am Boden daneben zu explodieren; eine Kugel traf jedoch genau im richtigen Winkel und durchbohrte die Rüstung, und der Bursche fiel hin und wand sich, während sein verdampfendes Blut die Rüstung aufblähte. Die anderen taumelten unter den schwachen Explosionen und versuchten, ihre Gewehre einzusetzen – einige dieser neuen ›schlauen‹ Gewehre, die jedoch dumm waren, weil man zwei Dinge tun mußte, wenn man mit ihnen schießen wollte, nämlich den Feuerchip und den Entfernungsmesser aktivieren, und bis dahin waren Torrence und drei andere bei ihnen und bewarfen sie mit den Explosivscheiben… eine der Scheiben wurde abgelenkt, die anderen beiden saugten sich flach an die Rüstung und gingen hoch. Der Bursche rechts von Torrence wirbelte herum und ging zu Boden, von der Salve eines Wachtpostens zerfetzt, der sein schlaues Gewehr schließlich dazu überredet hatte, ihn zu verteidigen…

Bargeman bekam das alles nur bruchstückhaft mit, während er Musas RPG-8 ausrichtete und aus dem Weg ging. Als Musa nach Paris durchgeschlüpft war, hatte er drei dieser alten Raketenwerfer aus dem zwanzigsten Jahrhundert und eine kleine Wagenladung Munition mitgebracht: ein meisterhafter, bühnenreifer Schmuggelzauber. Eine Überlebensfähigkeit, die durch Generationen von Mudjaheddins weitergegeben worden war.

Der RPG stieß Auspuffgase aus seinen Lüftungsschlitzen, und die Rakete zischte direkt zum Fenster im zweiten Stock. Bargeman betete, daß es das richtige Fenster war. Die Rakete durchschlug den Gips und die Holzfaserplatte, mit denen das Fenster abgedeckt war, und die Fensterhöhle verschwand in einem Feuerball. Fast gleichzeitig riß ein anderer Guerilla-RPG auf dem Dach das Kamera-und-MG-Sicherheitssystem in Stücke. Die Streitaxt am Horizont kam dröhnend näher…

Der letzte Wachtposten draußen wurde von einer Explosion zerrissen und ging zu Boden. Sein Schrei wurde von dem PA-System seines Helms verstärkt und hallte durch die Straße.

(Im Innern dieser verspiegelten Goldfischgläser sind *Menschen,* dachte Bargeman.)

Ein Wachtposten taumelte aus dem Eingang von AZ 13. Er hatte keinen Helm auf und hustete im Rauch, der hinter ihm aufwallte. Sein Gesicht war versengt, aber er feuerte auf sie; die Kugeln pfiffen die Straße entlang, bis Pasolini ihn mit einer kurzen, gut gezielten Salve erledigte, die ihm das Gesicht in den Schädel trieb.

Bargeman war zu keiner Bewegung fähig.

Du bist im Spitzenkader, sagte er sich. Los! Aber die monolithische, dunkle Masse des umfunktionierten Hochhauses schien sich vorzuneigen, als ob sie sich wie ein gigantisches Schalentier, das einen Wurm fraß, auf ihn stürzen und ihn verschlingen wollte.

*Wie hatte er zurückkommen können?*

Er schaute zum Trümmerhaufen von AZ 12 hinüber und glaubte, einen menschlichen Schädel und eine vergilbende Skeletthand ausmachen zu können, die sich unter der schweren Last eines Steinbrockens herausreckte. Wessen Leichnam mochte dort liegen?

Der von Gabrielle? War sie von den Bulldozern hier in diesen Haufen geschoben worden?

Pasolini trat ihm in den Hintern. Es tat hundsgemein weh, so gemein, wie sie war, dachte Bargeman, aber der Tritt hätte von der Personifizierung des anderen, wütenden Teils in ihm selbst kommen können. »Setz deinen Arsch in Bewegung, du lahmer Sack!« rief sie, genau das, was er sich selbst sagte. Und er erinnerte sich an Pater Lespere, der ihm mit ernster Stimme erklärt hatte: »Wir sind alle bereits tot. Das mußt du akzeptieren, dann kannst du anfangen, deine Arbeit zu tun.«

Der Damm brach, und der Zorn flutete hindurch und riß ihn mit. Sein Gewehr spuckte Feuer und Metall auf den zweiten Wachtposten, der aus der Tür stolperte. Die Panzerung des Bullen lenkte die Kugeln funkensprühend ab, aber der Aufprall warf ihn nach hinten. Bargeman rannte auf ihn zu, feuerte erneut und brüllte irgendwas (Was? Vielleicht hätte es »Nie wieder!« sein sollen. Aber das war es nicht. Es war: »AAAA-AARRRSCHLÖÖÖCHEEEEEERRRRRR!«), während sich der Kerl aufrappelte. Bargemans Kugeln prallten funkensprühend vom Helm des Wachtpostens ab, zerkratzten ihn und warfen den Bullen erneut nach hinten. Aber er stand trotzdem wieder auf und watete buchstäblich gegen Bargemans Feuer an. Und dann war Bargemans Magazin leer, sein Sturmgewehr fiel in einfältiges Schweigen, und der Kerl schoß zurück…

Pasolini schob sich an Bargeman vorbei und warf eine Granate. Alle schmissen sich hin, bis auf den Wachtposten, der zu langsam reagierte. Die Explosion ließ ihn einen Purzelbaum rückwärts durch die Luft schlagen, so daß sein Blut einen Schnörkel an die Wand hinter ihm malte.

Bargeman: Auf die Beine und rein ins Haus. Er rannte die Treppe hinauf, unterdrückte jeden Gedanken, blieb nicht einmal stehen, um nachzuladen (bemerkte, daß Pasolini ihn anbrüllte, ihn in einem Mischmasch aus Italienisch und Englisch verfluchte), und kletterte über den Körper eines Wachtpostens weg, der sterbend unter einem Haufen eingestürzten Mauerwerks lag. Der zerschmetterte Körper des Wachtpostens gab unter der Steinplatte ein bißchen nach, als Bargeman drüberkletterte; er schrie vor Schmerz, als Bargemans Gewicht seine inneren Organe zerquetschte…

Bargeman war an ihm vorbei, trat die Tür ein, und da waren sie.

Sie waren grausam bestraft worden.

Draußen gab Torrence Befehle. Er schickte NR-Leute ins Gebäude, um mit der Evakuierung zu beginnen, während der Sattelschlepper, den Musa an diesem Morgen gestohlen hatte, rückwärts an die Tür fuhr. Er ging über den Hof und prüfte die Barrikaden, lief von einer zur anderen, während sie errichtet wurden: gestohlene Autos, die die Straße versperrten.

Hinter ihm tötete Pasolini die verwundeten SA-Leute. Torrence hatte ihr die Aufgabe übertragen, weil sie am Abend zuvor behauptet hatte, es sei nötig. Torrence hatte die Ansicht geäußert, daß Verwundete eine Last für den Feind seien, daß sie ihn langsamer machen und ihn zwingen würden, Ressourcen, Zeit und Personal für sie aufzuwenden. Aber Pasolini hatte darauf hingewiesen, daß die SA-Armee relativ klein war. Ihrer Meinung nach war es von größerem Vorteil, ihre Zahl zu reduzieren, als ihnen Unannehmlichkeiten zu bereiten. Wenn sich die Verwundeten erholten, waren sie politische und militärische Aktivposten für den Feind.

Aber Feinde zu töten, wenn sie verwundet sind, bringt uns politisch nicht gerade Pluspunkte ein, hatte Torrence gesagt.

Oh, aber ja doch, hatte Pasolini erwidert. Es unterstreicht unser Engagement. Wir gewinnen an Gewicht als politische Kraft, mit der man rechnen muß…

Sie hatte Steinfeld überzeugt, und jetzt wurde es so gemacht. Torrence fragte sich manchmal, ob sie das wirkliche Thema nicht umgangen hatten: daß er schlichtweg Leben retten wollte und beim Töten Schuldgefühle entwickelte, wohingegen Pasolini einfach Spaß am Töten hatte.

*Peng:* Ein schreiender Soldat verstummte.

Weitere Schüsse jetzt am Rand des kleinen Platzes, als die Fahrzeuge, die die Guerillas hergefahren hatten, um die Straße zu blockieren, von anrückenden SA-Leuten unter Feuer genommen wurden. Bisher waren es nur rund ein Dutzend. Sie konnten gebunden werden: Torrences Deckungstrupp hielt sie mit Gewehrgranaten und Brandbomben in Schach.

Die größere Gefahr drohte von Norden: SA-Verstärkungen, die in großer Zahl mit Panzerwagen anrückten. Vielleicht waren sie nur noch ein paar Blocks entfernt.

Aber der Jaegernaut war da. Torrence fühlte, wie der Boden unter ihm erbebte, und sah aus dem Augenwinkel, wie sich etwas Riesenhaftes bewegte, als ob ein Turm aus Stahl sich nach langem Winterschlaf streckte. Stimmen in seinem Kopfhörer: »Wir haben Kontakt mit der Schweineherde, Landsmann.« Der Trupp, der den Jaegernaut gekapert hatte, manövrierte die gigantische Maschine an ihren Platz.

Über was für ein Machtpotential man verfügte, wenn man einen Jaegernaut in der Hand hatte, dachte Torrence.

Er bemerkte, wie Bargeman mit weißem Gesicht aus dem AZ 13 gerannt kam. Vielleicht war er in Panik geraten. Sah so aus, als ob er’s zu guter Letzt noch vermasseln würde. Vielleicht würden sie gezwungen sein…

Aber dann sah er, wie Bargeman im Führerhaus des Evakuierungslasters herumstöberte. Er kam mit einer isolierten Drahtschere wieder zum Vorschein, machte vor sich hinfluchend kehrt und lief wieder ins Haus. Torrence ging hinein, um nachzuschauen, was die Evakuierung aufhielt.

Oben, jenseits des Schutts, fand er Bargeman in einem stinkenden, kreisrunden Raum, der dadurch geschaffen worden war, indem man die Wände der ursprünglichen Wohnungen eingerissen hatte. Er war dabei, mit der Schere Plastikfesseln an den Hälsen, Handgelenken und Knöcheln der Gefangenen durchzuschneiden. Sie waren alle mit dem Zeug gefesselt und zusammengebunden worden; sie lagen so dichtgedrängt, daß kaum genug Platz war, um sich zu bewegen oder zu atmen. Torrence erkannte das harte, aber biegsame graue Plastikmaterial, als Funken von der Schere aufsprühten, die es durchtrennte. Es hieß Restrain-o-Lite und wurde von britischen Cops benutzt, um nach einem Krawall große Mengen von Gefangenen zu fesseln. Das Material absorbierte statische Elektrizität und gab sie ab, sobald man sich bewegte. Wenn man stillsaß, tat es einem nichts; wenn man sich wand, bekam man einen fiesen Schlag. Der Zustand der Gefangenen…

Torrence, der geglaubt hatte, gegen jeden Horror abgehärtet zu sein, mußte sich abwenden, bis sich sein Magen wieder beruhigt hatte.

Ungefähr ein Viertel von ihnen waren in den Fesseln gestorben. Sie hingen da und waren bereits in Verwesung übergegangen. Manche waren durch den Verwesungsprozeß freigekommen und auf den Boden gerutscht. Die anderen waren halb verhungert und blau und grün geschlagen; sie froren, bluteten aus Schnittwunden von den Fesseln und waren jeder Menschenwürde beraubt. Sie sahen wie gerupftes Federwild aus, das an einer Schnur aufgefädelt hing.

Und in den Stockwerken darüber waren noch mehr, noch viele Hunderte. Torrence holte Luft, drehte sich um und begann mit lauter Stimme Befehle zu geben, um die Evakuierung in die Wege zu leiten. Er war froh, daß Claire nicht hier war. Und wünschte, sie wäre hier.

**Das Hôtel de Ville, Paris:**

Colonel Watson, Klaus und Giessen standen an den Monitoren in der Sicherheitszentrale und schauten auf das wacklige Fernsehbild, das von der Unterseite des Choppers aus aufgenommen wurde, der auf das AZ 13 zuflog.

»Wie haben sie den Jaegernaut in die Finger gekriegt?« fragte Giessen, ohne sich die Mühe zu machen, seine Empörung zu verbergen. »Das sollte eigentlich…«

»Ich weiß, was es sein sollte«, fauchte Colonel Watson.

»Und ich weiß nicht, wie sie's geschafft haben.«

»Wie viele Kampfhubschrauber können Sie einsetzen?« fragte Giessen. »Die Luftunterstützung wird den Jaegernaut aufwiegen…«

»Im Moment nur zirka drei Stück«, murmelte Klaus, während er eine Taste am Telefon drückte.

»Ich fürchte, ich werde mich nicht lobend über Ihre Planung äußern können, Herr Watson«, sagte Giessen.

Watson drehte sich um und sah ihn an. Er wußte, daß er einen Fehler gemacht hatte, als er Giessen hinzugezogen hatte, und fragte sich, wie schwer er war. Giessen – ›Der Durst‹ – hätte ein Steuerfahnder sein können. Er war ein affektierter, elegant gekleideter kleiner Mann mit einem Frettchengesicht, den Rick Crandall unerklärlicherweise vom Uniformzwang befreit hatte. Er trug einen Anzug aus echtem Stoff, der vor zweihundert Jahren mal in Mode gewesen war, viktorianische Kleidung, die auf skurrile Weise anachronistisch wirkte (»sieht wie ein verdammter Schauspieler in einer Public School-Neuaufführung eines frühen Stücks von Shaw aus«, hatte Watson gebrummt) und einer alten Ferrotypie eines gewissen Dr. Gull nachempfunden war, der »am Rand der Ripper-Untersuchung in Erscheinung getreten war«. Aber Giessens Methoden waren absolut auf dem neuesten Stand. Er hatte sich auf dem Flug von Dresden in die Verbrechens-Zentraldatei eingeschaltet und ein selbst entwickeltes Abgleichungsprogramm in deren Rechner eingegeben. Er hatte Watsons Vermutung bereits bestätigt: Der Mörder Le Pens war höchstwahrscheinlich der NR-Agent, der auf den Namen Daniel ›Hard-Eyes‹ Torrence hörte.

»Sie sind nicht hier, um geistreiche Kommentare über meine Planung oder meine polizeiliche Taktik abzugeben«, wies Watson Giessen zurecht. Er konnte ihm im Grunde keinen Vorwurf machen: Giessen war so etwas wie ein Offizier für innere Angelegenheiten. Keiner von ihnen hatte einen höheren Rang als der andere. Giessens Position war nicht in die Ranghierarchie eingebunden, strahlte jedoch Autorität aus.

Aus dem Augenwinkel sah Watson ein auf Videoformat komprimiertes Gemetzel.

»Hölle und Verdammnis«, murmelte er und wandte rechtzeitig den Blick dem Monitor zu, um zu sehen, wie der gekaperte Jaegernaut einen Konvoi von Panzerwagen und IS-Fahrzeugen zu Schrott verarbeitete. Er rollte direkt über sie weg. »Wie haben sie…?« Er brach ab, als er merkte, daß er im Begriff war, Giessens Worte nachzuplappern.

»Es gibt einen Bericht über einen Drogenschwarzmarkt«, sagte Giessen und strengte sich dabei deutlich an, seinen Akzent nicht so stark durchklingen zu lassen.

Watson starrte ihn wütend an, während Klaus dem Chopper telefonisch befahl, den Jaegernaut zu ignorieren und sich auf das AZ 13 zu konzentrieren. Warum erging sich dieser fetischistische Wahnsinnige in dunklen Andeutungen? »Es gibt immer einen Drogenschwarzmarkt!«

»Nicht beim Militär«, widersprach Giessen. »Jedenfalls nicht immer. Aber jetzt wird mit experimentellen Kampfdrogen der U.S. Army gehandelt. Stimulantien und Tranquilizer.

Ich habe Grund zu der Annahme, daß einige der SA-Posten sie nehmen. Ich vermute auch, daß die NR sie unter irgendeinem Vorwand verkauft.

Scharfschützen der NR haben SA-Wachtposten bei den Jaegernauts und anderen Einrichtungen angegriffen, wissen Sie. Vor zwei Wochen scheinen diese Aktivitäten einen Höhepunkt erreicht zu haben; dann hörten sie auf, als die sogenannten Straßendealer damit anfingen, diese Drogen zu verkaufen.« Watson machte große Augen. Der Mann war erst ein paar Stunden hier! Wie hatte er so viel herausgefunden? Bestimmt hatte er vorher ein paar Nachforschungen anstellen lassen. Er mußte gewußt haben, daß man ihn anfordern würde. Watson räusperte sich und log ziemlich plump: »Nun ja, darüber… wissen wir natürlich Bescheid.« Giessen gestattete sich ein selbstzufriedenes Grinsen. »Ja, natürlich. Der Zusammenhang ist klar: Die NR hat bei den Wachtposten kontinuierlich eine Todesangst aufgebaut, dann hat sie ihnen über Mittelsmänner Drogen angeboten, weil sie wußte, daß sie dafür reif waren. Die Drogen sind in die Armee eingeschleust worden, um sie zu vergiften und zu schwächen – und um Zugang zu sensiblen Bereichen zu erhalten. Wenn jemand süchtig wird, verkauft er Geheimnisse und gewährt fremden Leuten Zugang – selbst zu den Jaegernauts, nicht wahr?« Watson schluckte. »Das ist Steinfelds Werk. Der Mann ist durch und durch verschlagen.« Giessen nickte. »Ich bin zum selben Schluß gekommen. Er wäre ein besseres Ziel als dieser Hard-Eyes – aber emotional wahrscheinlich nicht so verwundbar.« Watson schaute verständnislos drein. »Sie wollen Torrence über seine Gefühle zu fassen bekommen?«

»Sie haben irgendwelche Boden-Luft-Raketen«, kam eine knisternde Stimme über die Notruffrequenz. Chopper Zwei, am AZ 13. »Ausweichmanöver…« Zwecklos. Das tanzende Videobild erlosch. Die NR hatte den Chopper vom Himmel gesprengt.

»Was ist mit Chopper Eins?« brüllte Watson.

»Kümmert sich um eine MG-Stellung auf einem Dach«, sagte Klaus.

»Weg da mit ihm, das ist ein Köder! Er soll auf die Straße runtergehen und diese verdammten Laster stoppen!«

»Der Jaegernaut ist da. Er versperrt dem Chopper den Weg.

Sie gehen höher, aber…«

»Mikrowellen!« Chopper Eins. »Mikrowellenstrahlen von dem verdammten Jaeger…« Ein weiterer Monitor wurde dunkel.

»Warum bringen Sie keinen anderen Jaegernaut zum Einsatz?« schlug Giessen vor.

Watson fuhr zu ihm herum und versprühte vor Wut Speichel, als er seine Frustration an Giessen ausließ. »Weil wir nur noch einen hierhaben, Herrgott noch mal, und das ist die falsche Seite der Stadt, verdammt! Wir können das Ding nicht mitten durch die Stadt fahren! Die Franzosen sind halb durchgedreht, als einer der amerikanischen SA-Jungs ihren verfluchten Arc de Triomphe in Trümmer gelegt hat. Wir hatten schwer zu kämpfen, um die Sache wieder auszubügeln – wir haben uns die Lippen fransig gelogen. Wir können nicht mitten durch die Stadt pflügen, diese Dinger walzen auf ihrem Weg alles kurz und klein…«

»Natürlich, ich verstehe. Sie brauchen eine spezielle Route.

Das war ein schlechter Vorschlag, Herr Watson.« Sein herablassender Ton machte Watson rasend.

Klaus horchte angespannt ins Telefon. Watson konnte erkennen, daß er schlechte Neuigkeiten zu hören bekam. »Na, was ist?«

»Ihre Lastwagen. Der Jaegernaut hat unsere Jungs vollständig in die Flucht gejagt – und die Laster sind weg. Sie sind uns mit ihrer Ladung Juden und Neger tatsächlich durch die Lappen gegangen.« Manchmal verbindet sich menschliche Planung nahtlos mit dem Zufall; manchmal schwingt die Synchronizität wohlwollend mit; manchmal hat man mehr Glück als Verstand.

Wenn das geschieht, hat man Ferien von der Angst und kann sich fröhlich was in die Tasche lügen, wie alles ausgehen wird. (Und manchmal geht es in der Tat gut aus. Manchmal.) Als Torrence ins NR-Versteck zurückkehrte, merkte er, daß er sich zum erstenmal seit ein oder zwei Jahren richtig gut fühlte. Zunächst war da ein Gefühl der Erleichterung. Sie hatten die Flüchtlinge zu dem Treffpunkt mit jenen gebracht, die sich bereit erklärt hatten, die Stärkeren bei sich aufzunehmen: Hunderte von anständigen Parisern, die zu den ›Hilfstruppen‹ der NR gehörten. Die Schwerstkranken wurden mit dem ›Untergrundzug‹ – auf Bahren, durch die alten Metro-Tunnels – in den Norden der Stadt gebracht, wo andere Partisanen warteten, um sie in abgelegene Krankenhäuser und zu sympathisierenden Ärzten zu bringen. Es war langwierig und schwierig gewesen, das alles zu organisieren, und es war gut gegangen; sie hatten Glück gehabt.

Noch ein unerwarteter Glücksfall: Smoke war am Treffpunkt gewesen, einem von Artilleriefeuer in Trümmer gelegten Platz im Norden von Paris, wo die Evakuierungs-Lkws ihre schwer geprüfte menschliche Fracht abluden. Smoke und ein amerikanischer Reporter namens Norman Hand.

Hand und sein Technicki-Assistent hatten die Flüchtlinge gefilmt und jene interviewt, die sprechen konnten. Mit enormer Befriedigung hatte Torrence zugesehen, wie sich Hands Skepsis in Entsetzen verwandelte.

Dann waren sie ins Versteck zurückgekehrt, das nach dem ›Bleiregen‹ der Schießerei, wie Bargeman es nannte, warm und gemütlich wirkte. Sie hatten die Raumheizung angestellt, und die sechs männlichen Flüchtlinge, die sie für die NR rekrutiert hatten, bekamen warme Brühe und ein bißchen Reis zu essen – Bargeman fütterte sie und hätte dabei fast geweint, so glücklich und erlöst war er –, und Torrence dachte: Selbst wenn wir nichts anderes mehr zustande bringen, haben wir das hier erreicht. Wir haben Hunderte aus den Händen der Faschisten befreit. Darunter einige Kinder.

Es tat ihm nur leid, daß sie den Jaegernaut hatten sprengen müssen. Er war versucht gewesen, damit zum Hauptquartier der SA zu fahren und es in Grund und Boden zu stampfen; wie du mir, so ich dir… Aber auf dem Weg dorthin hätte der Jaegernaut Zivilisten zermalmt. Deshalb hatten sie ihn statt dessen dazu benutzt, ein paar Straßen und Bahnlinien zu zerstören, die für die

Faschisten wichtig waren, und ihn dann verschrottet.

Jetzt saß Torrence in einer Ecke neben dem ratternden elektrischen Heizkörper und aß seine Suppe. Seine Gedanken wanderten zu Claire und Kitty. Kitty mit dem neuen Baby, die wie ihr Mann in der Kolonie arbeitete und ebenso wie dieser stolz auf ihre Beförderungen war, stolz darauf, zusammen durch die Hölle gegangen zu sein. Kitty ging es gut. Das war etwas, woran man sich festhalten konnte.

Claires Brief hatte liebevoll, aber auf irrationale Weise auch ein bißchen verdrießlich geklungen. Als ob sie ihn dafür tadeln wollte, daß er ihr nicht aus dem Kopf ging, während sie sich bemühte, ihre Arbeit zu tun. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte der Brief ruhig ein bißchen romantischer sein können. Vielleicht vergaß sie ihn allmählich. Sie schien beinahe anzudeuten, daß er sich ein anderes… Ventil suchen sollte.

Wenn du Zeit hast, lebe einfach, hatte sie ihm erklärt. Versuch ein bißchen Wärme zu bekommen, auch wenn ich weiß, daß es da unten schwer ist, und gib dir Mühe, eine engere Beziehung zu anderen Menschen zu entwickeln. Auch das heißt Überleben.

Er war immer noch aufgedreht vom Kampf, von der Flucht und vom Anblick des Jaegernauts, der beim Internierungszentrum wie ein Schlachterhammer auf die SA-Schweine heruntergekracht war. High vom Wissen, daß sie tatsächlich etwas bewirkt hatten… Es fiel ihm schwer, hier einfach nur herumzusitzen und die anderen zu beobachten. Zuzusehen, wie Smoke und Hand mit den Flüchtlingen sprachen. Wie die Pasolini ihre Waffe reinigte – sie versuchte, ein Musterbeispiel des perfekten Soldaten zu sein, noch so ein überkompensierendes Weibsbild – und wie Musa und Jiddah, die hinter der Tür zum angrenzenden Raum halb zu sehen waren, auf den Knien lagen und gen Mekka beteten. Und Bibisch… Die sich neben ihn setzte und ein Stück Sauerteigbrot in ihre Schüssel tunkte. Sie warf ihm aus den Augenwinkeln einen raschen Blick zu und schaute dann wieder unverwandt in ihre Suppe.

Oh, dachte er.

Naja, sie war nicht häßlich. Schwarze Locken, ein langes fränkisches Gesicht, sanfte, brütende, graublaue Augen; sehr hübsch, ihr Gesicht, wenn auch ein bißchen hart. Da sie wie alle Frauen hier formlose Klamotten trug, war schwer zu sagen, ob… Er zuckte zusammen und sah vor seinem geistigen Auge, wie Claire ihm wegen seiner sexistischen Spekulationen den Marsch blies. Weil er sich Gedanken über Bibischs Titten und ihren Arsch machte. Über ihre Beine. Erniedrigend, würde Claire sagen. Und sie hätte recht.

Aber er fragte sich trotzdem, wie diese langen Beine im Mondlicht aussehen mochten… Synchronizität, unerwarteter Glücksfall: Bibisch drehte sich plötzlich zu ihm um und sagte: »Hast du die Mond gesehen? Sie ist so hell heut abend. Die Wolken blasen weg, die Mond ist gekommen, c'est très jolie.«

»Yeah, hab ich gesehen, als ich zurückgekommen bin.«

»Du siehst… glücklich aus. Das ist unnormal bei dir, ja?« Er lächelte. »Na weißte, ich wär ja echt verflixt unnormal, wenn ich heutzutage in Paris glücklich wäre, Bibisch.«

»Du fickst unnormal?« Sie wirkte interessiert.

»Das haste falsch verstanden, war bloß so'n… ach, vergiß es. Weißte, ich hatte keine Ahnung, daß du so viel Englisch kannst.«

»Ich bin nicht sehr gut darauf, so ich mag nicht, weißt du…« Sie zuckte die Achseln und schob sich unauffällig näher an ihn heran.

»Dein Englisch ist besser als mein Französisch.«

»Toujours. Schlechtes Englisch ist besser als schlechtes Französisch. Französisch, c'est fragile.« Ihre französische Aussprache war wie Lautmalerei.

Ein Ausbruch von Norman Hand lenkte sie ab. »Ich kann trotzdem nicht glauben, daß sowas passieren kann, ohne daß die NATO und – ich weiß nicht – die UN darüber Bescheid wissen.«

»Ich hab's Ihnen doch schon erklärt: Die wissen über so manches Bescheid«, sagte Smoke geduldig. »Aber es war Krieg, Hand, wissen Sie noch? Es gibt Hunderttausende von Flüchtlingen, zerstörte Wirtschaftssysteme, auf dem ganzen Kontinent sterben hier und dort immer noch Menschen vor Hunger, es gibt Seuchen, paramilitärische Banden, die sich eine gute Ausgangsposition für den Kampf um die Macht zu schaffen versuchen, diese und jene Splittergruppe, die um Einfluß ringt – mit all dem müssen die sogenannten internationalen ›Autoritäten‹ fertigwerden, da können sie das von der SA erzeugte Leid nicht von dem Leid unterscheiden, das die Nachwirkungen des Krieges mit sich bringen. Sie haben alle Hände voll zu tun, verstehen Sie das denn nicht? Die können den gottverdammten Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.

Wir brauchen Sie, damit Sie's dort bringen, wo die Menschen es sehen können.« Unter den Flüchtlingen aus dem Konzentrationslager waren zwei spindeldürre Orientalen. Einer von ihnen versuchte, Hand auf koreanisch etwas zu erklären. Er rasselte seinen Text mehrere Minuten lang geheimnisvoll herunter, während Hand ihm klarzumachen versuchte: »Ich bin kein Koreaner! Ich verstehe Sie nicht! Ich bin Vietnamese!« Der andere Orientale setzte sich aufgeregt auf. »Vietnamese! Ich Vietnamese!« Dann spulte er fieberhaft eine Reihe von Sätzen auf vietnamesisch ab.

»Ich bin Vietnamese, aber ich spreche kein Vietnamesisch!« protestierte Hand schwach.

Der Vietnamese brach ab und sah ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an.

Torrence und Bibisch lachten. Bibisch lehnte sich zu Torrence hinüber, als ob sie einfach eine gewisse Vertraulichkeit mit ihm teilen wollte, aber er merkte, wie sie die beiläufige Berührung ausdehnte und sich ein bißchen fester an ihn drückte als nötig. Er spürte, wie sein Schwanz hart wurde. Da hatte sich einiges bei ihm angestaut.

»Ich höre diesen Hand, wenn er kommt«, flüsterte sie. »Er beschwert sich

über sein Unterkunft, kein heiß Wasser, er ist müde von die Reise, er will gut Essen, das war fast ein Kidnap, sagt er.« Und dann gab sie einen Laut von sich, der wie das Jaulen eines jungen Hundes klang.

Torrence und Bibisch lachten, bis ihnen die Tränen kamen.

Hand warf ihnen einen bösen Blick zu; er spürte, daß er das Objekt eines Scherzes war, den er nicht mitbekommen hatte.

Torrence sah Bibisch an und hörte auf zu lachen. Sie schaute ernst zu ihm hoch. »Vom Lagerraum aus kannst du die Mond sehen«, sagte sie, »wenn du aufmachst… ich weiß das Wort nicht: le glace…« Er nickte. Seine Kehle war trocken; die Hose war im Schritt straff gespannt. »Wollen wir uns… ähm… den Mond angucken?« Sie stand mit einem Nicken auf und ging zur Treppe. Er folgte ihr und war sich bewußt, daß sich einige der anderen bemühten, sie nicht anzustarren. Sie stiegen die schmale, gewundene, knarrende Treppe zwei Absätze weit bis zum oberen Stockwerk der alten Polizeiwache hinauf. Dort war ein staubiger, modrig riechender Lagerraum voller Waffen in Kisten. Er hatte ein einziges Fenster. Verzierte schwarze Gitter über dem Milchglasfenster auf dieser Seite. Durch das Fenster fiel Licht herein; der Rest des Raums war ein Gewirr scharfrandiger Schatten. Sie gingen zum Fenster hinüber, und er versuchte es aufzumachen. Es war schon seit Jahren nicht mehr geöffnet worden und wollte sich nicht rühren. Es war ihm ein bißchen peinlich, daß er das Fenster nicht aufbekam, dann kam er sich albern vor, weil er vor ihr den starken Mann spielen wollte.

»Es ist alt«, sagte sie, »und die Feuchtigkeit, sie macht das Holz…« Sie zuckte die Achseln und sah ihn an. »Aber das Mondlicht ist trotzdem da.« Sie neigte den Kopf zum Fenster, ohne den Blick von seinen Augen abzuwenden. »Die Mond ist da, aber…« Er schaute zur Fensterscheibe. Der Mond wurde vom Milchglas verzerrt. Er war groß und verschwommen, als ob das Mondlicht zu einem milchigen Sprühnebel verdampft wäre, in dem man baden konnte. Ihre Haut im Mondlicht… »Es ist schön«, hörte er sich sagen. Bei sowas bin ich immer so verdammt unbeholfen, dachte er.

»Mais… mir ist kalt«, sagte sie.

Er erkannte ein Angebot, wenn es ihm gemacht wurde. Er nahm sie in die Arme, und sie kam geschmeidig zu ihm, ließ sofort alle Verstellung fallen und küßte ihn, verhielt nur einen Moment lang bei seinen Lippen, verflocht dann rasch ihre Zunge mit seiner und preßte ihre Brüste gegen ihn – sie waren voll genug, daß er sie selbst durch ihre Kleidung spüren konnte –, und es nahm gar kein Ende. Sie küßten sich, bis sie ins Schwanken kamen, weil sie zu dicht beisammenstanden, und dann ergriff sie wieder die Initiative und nahm eine seiner Hände, führte sie unter ihre Jacke, unter einen Sweater und nach oben an eine schöne Stelle zwischen der Haut und dem feuchten, einladenden, von statischer Elektrizität aufgeladenen Kratzen von weicher, körperwarmer Wolle. Sie schloß seine Hand über ihrer Brust. Schloß sie befehlend. Fest. Um ihm zu zeigen, wie sie es wollte: Sie stand darauf, hart angefaßt zu werden, zumindest jetzt; sie wollte Aggression.

»Ja«, sagte sie, als er fest zudrückte und fühlte, wie das Gewebe wie ein aufgequollener Schwamm, aber köstlich seidig nachgab (er verdrängte ein Bild von Claire, zwang sich, sich auf das Jetzt zu konzentrieren – und es fiel ihm nicht schwer: die Begierde brauste wie ein Untergrund-Schnellzug durch ihn hindurch). Und »Ja« sagte sie, als seine andere Hand ihren Hintern packte und knetete. »Plus forte. Fester. Oui.« Seinen Instinkten folgend, biß er in ihre volle Unterlippe.

Nicht fest genug, um die Haut zu verletzen. »Oui, encore, tu mir ein bißchen weh, sag mir, was ich bin…« Sie brachte ihm Dinge bei. Sie lenkte ihn; lehrte ihn, sie zu mißbrauchen, nur ein bißchen zu mißbrauchen, und jeder von ihnen fühlte, daß es für sie beide genau das Richtige war, es war in ihnen drin, das waren sie. Torrence war sich völlig im klaren, daß sie eine Feministin war; und er glaubte an die absolute Gleichberechtigung der Frau. Aber gleichzeitig verlangte sie, beherrscht zu werden. Und er spielte seine Rolle mit einer fast erschreckenden Selbstverständlichkeit. Riß ihr fast die Kleider vom Leibe, gab sich im Moment nicht die Mühe, seine eigenen auszuziehen. Er zog einfach seinen Reißverschluß runter (für den Moment gefiel ihr das auch)… Sie lagen auf einem Bett aus abgelegter Kleidung. Torrence drang beinahe gewaltsam in sie ein, nahm sie zum erstenmal, bis er kam, blieb wie ein nasser Sack auf ihr liegen und hörte sie dann wieder flüstern: Tu mir ein bißchen weh, tu mir ein bißchen weh… In der Nähe von Tijuana, Mexiko: Genau zur selben Zeit, aber am hellichten Tag: Im selben Moment, als sich Torrence in Bibisch hineinzwängte, lag Jerome-X mitten in Bettinas riesigem Doppelbett auf dem Rücken, schaute zu den Brobdignag-Falten ihres Fleisches hoch, das sich auf ihn herabsenkte, zu ihren riesigen, teigweichen, aber kraftvollen Schenkeln; das gewaltige, wabbelnde, erdrückende, ebenholzschwarze Kissen ihres Bauches hing herab und verdeckte beinahe die schwarzen, schokoladenbraunen und pinkfarben glänzenden Furchen ihrer Vagina; das kleine, blütenförmige Organ verschwand fast in den Fleischfalten ihrer Oberschenkel, wie das Innere einer übergroßen Claus Oldenburg-Orchidee; eine Orchidee aus aufgedunsenem Fleisch und surrealer Überfülle. Der Duft ihrer Seife, der Geruch von Moschus und Schweiß und ihrer Haut… All das kam wie eine sexuelle Apokalypse auf Jerome-X herab.

»Nimm's diah!« befahl sie ihm. Er machte gehorsam den Mund auf. »Was heißt das?« fuhr sie ihn an.

»Ja, Ma'am.« Und die Befriedigung über seine Unterwerfung machte seinen Schwanz noch härter, als sie sein Gesicht umschloß und ihm auf köstliche Weise die Luft raubte, so daß er beinahe erstickte… »Nimm's dir!« sagte Torrence. Bibisch kniete vor ihm und umschloß ihn, trieb ihn mit ihrer sichtbaren Erregung noch mehr an; ihre rechte Hand rieb mit heftigen Bewegungen über ihre Klitoris, als ihr sein Schwanz auf köstliche Weise die Luft raubte, so daß sie beinahe daran erstickte… Er beugte sich vor, spürte ihr Verlangen und gab ihr mit der flachen Hand einen kräftigen Klaps auf den

nackten Po. Sie stöhnte, schlang ihn noch tiefer in sich hinein und erzitterte, als sie einen Orgasmus bekam.

»Du dummah kleinah weißah Bengel«, sagte Bettina und zerquetschte Jerome zwischen ihren Brüsten und in ihrer fast begrabenen Muschi, drückte ihn mit ihren Beinen, die sie hinter seinem Rücken verschränkt hatte, heftig in sich hinein.

Sie gab ihm mit der flachen Hand einen kräftigen Klaps auf den nackten Po. »Stoß festah zu, du kleinah Schwächling!« Das bewirkte, daß er kam; er stöhnte, und sie nahm ihn noch tiefer in sich auf, als ihn der Orgasmus erzittern ließ.

Hinterher hielt Torrence Bibisch zärtlich in den Armen, küßte sie sanft auf Lider und Lippen und strich ihr besänftigend über den Kopf, als sie sich an ihn kuschelte. Als ob er ein Kind trösten würde, das Angst vor dem Donner hatte. »Toujours, ich finde dich toll«, sagte sie. »Ich höre nie auf, dich anzusehen.« Sie seufzte. Dann versteifte sie sich ein bißchen und sah ihn scharf an. »Du sagst niemand, was ich von dir verlangt habe? Okay?«

»Nein«, sagte er. »Tu ich nicht.« Das Mondlicht flutete über ihre weiße Haut. »Du siehst aus…« Er hätte fast gesagt: als wärst du aus Mondlicht gemacht, aber er verkniff es sich noch rechtzeitig. »Du siehst gut aus im Mondlicht. Es paßt zu dir.« Würde er es jemandem sagen? Natürlich nicht. Er war erstaunt darüber, was er getan hatte, erstaunt über seinen Raubtierinstinkt. So was hatte er noch nie gemacht… Rollenspiele, bei denen es um sexuelle Züchtigung ging; bis jetzt hatte er beim Sex nicht mal obszöne Worte gebraucht. Noch nie. Er hatte keine Ahnung gehabt, daß es ihn so hochbringen, ihn dermaßen scharf machen würde. Besonders die Schläge, als er ihr ein bißchen weh getan hatte, als er sie gerade brutal genug behandelt hatte… Herrgott, bin ich so krank? fragte er sich. Bin ich das, oder hat das Kämpfen das aus mir gemacht? Hat es mich so verändert? Aber er wußte es, noch während er sich diese Fragen stellte.

Das Streben nach sexueller Dominanz steckte insgeheim in ihm drin. Immer schon. Bis jetzt war es in ihm verborgen gewesen. Vielleicht war es eine Krankheit, aber er hatte gespürt, wie in seinem tiefsten Innern etwas mitschwang, und er wußte, daß es untrennbar zu ihm gehörte. Er war im sexuellen Bereich ein Sadist, wenn auch nur ein bißchen.

Aber er wußte auch, daß es nicht funktioniert hätte, wenn sie es nicht genossen hätte. Für einen richtigen Sadisten hatte er zu viel Einfühlungsvermögen. Anscheinend war er nur ein bißchen verdreht. Nur ein bißchen – pervers.

Und es ging ihm etwas besser, als er daran dachte, daß Bibisch bei der ganzen Sache die Führung innegehabt hatte. Sie hatte es nicht bloß hingenommen. Sie hatte damit angefangen, hatte es ihm beigebracht, und in gewissem Sinn war es im Grunde Bibisch gewesen, die mit einer Art von sexuellem Judo die ganze Zeit über alles unter Kontrolle gehabt hatte.

»Hast du gewußt«, fragte er, »daß ich… ah… auf so was einsteigen

würde?«

»Ja.«

»Aber woher? Ich meine – ich wußte es ja selbst nicht mal.

Bin ich… mach ich den Eindruck, als wär ich ein…«

»Nein, nein! Wenn du kämpfst, du bist sehr stark und schön und tüchtig, aber nicht grausam. Du bist sehr gutherzig zu allen. Pasolini und ein paar andere denken, du bist…«

»Weich?«

»Oui. Aber du bist nicht… nicht weich. Du bist gutherzig, im Innern. Ich weiß nicht, woher ich wußte, daß du im sexuellen Bereich… ich weiß nicht. C'est subtil. Wahrscheinlich merkt keiner außer mir. Ich merke, weil ich auch so bin, von die andere Seite…« Er nickte. Er verspürte immer noch ein wenig Abscheu vor sich selbst, aber auch eine gewisse Erleichterung.

Jerome-X lag in Bettinas Armen und ruhte sich friedlich in ihrer mächtigen, weichen, feuchten Hülle aus. Sie strich ihm besänftigend übers Haar, murmelte süße Koseworte, und er war glücklich. Aber etwas grub einen muffigen kleinen Tunnel unter die Haut seines Glücksgefühls.

War er krank? Er hatte es noch nie so gemacht, und er war erstaunt über seine Reaktion. Woher hatte Bettina gewußt, daß er das passende Gegenstück für ihre dominanten Neigungen sein würde? Strahlte er eine Art sexueller Schwäche aus? Wohl kaum. Es mußte etwas Subtileres sein.

Er war nicht nur darauf abgefahren, von ihr dominiert zu werden – er war auf ihre Fettleibigkeit abgefahren. Sie war die Erdmutter, die Inkarnation der Fruchtbarkeitsgöttin, und sie war eine Zuflucht, die er stundenlang erforschen könnte.

Irgendwie hatte er schon Verständnis dafür, wenn jemand diese Fleischmassen bei einer Frau abstoßend fand… aber ihn hatten sie direkt in die basalen Ganglien getroffen, mitten in seinen Sexualtrieb. Je mehr von ihr da war, desto mehr Lust weckte es bei ihm. Bizarr.

Woher kam das? War es ödipal? Freud war zwar diskreditiert, aber trotzdem… Jerome hatte sich seiner Mutter entfremdet – nein, das schien ihm eine zu simple Interpretation zu sein, als daß es stimmen könnte. Er zuckte die Achseln. Wahrscheinlich würde er's nie rauskriegen. Er dachte daran, daß er auf sonderbare Weise die Kontrolle hatte, wenn sie miteinander schliefen. Darin lag ein Trost. Und als sie nun seinen Schwanz in die Hand nahm und ihn streichelnd aufweckte, lag darin ebenfalls ein Trost.

»Diesmah«, sagte sie heiser, »schaltenwer unsre Chips ein und gehn auf dieselbe Frequenz. Ich hab eine, auf deah keinah zuhört. Und wiah verstärken's 'n bißchen, und ich zeig diah 'n paah Sachen.« Und kurz darauf waren sie auf derselben Frequenz gekoppelt und vögelten elektronisch und körperlich zugleich, und er sah, wie sich das Schöne und Entsetzliche in ihr vor seinem geistigen Auge wie ein Mandala aus der Hölle ausbreitete.

Ein nanotechnischer Schalter sprang um, und Jerome war verliebt.

## SECHS

**Der arkologische Badoit-Komplex, eine Viertelmeile unter der Qattara-Senke, Ägypten:**

Steinfelds Handflächen waren schweißnaß, obwohl der Raum fast übertrieben klimatisiert war. Abu Badoit, der ihm in seinem Konturschaum-Drehsessel an dem niedrigen, kommaförmigen Tisch gegenübersaß, wirkte konzentriert und ausgeglichen. Er sah sich geduldig das Videoband auf dem ausklappbaren Bildschirm am Tisch an: ein Videoband von den Greueltaten der SA, dazu Interviews mit europäischen Apartheidsopfern. Er sah es sich an, als ob er die langweiligen Familienaufnahmen irgendeines Videoamateurs über sich ergehen lassen müßte.

Warum sollte Badoit nicht ausgeglichen sein? Er saß im Zentrum seiner Machtbasis.

Steinfeld hatte Badoit gerade erst kennengelernt. Er war nicht sicher, ob der Araberführer tatsächlich so gelassen war, wie es den Anschein hatte. Aber seine Miene gab ebensowenig preis wie sein gepflegtes Äußeres. Badoit trug einen makellosen, mattschwarzen Seidenanzug aus echtem Stoff von den Broad Street-Schneidern in London. Er hatte in Harrow studiert, was seinem kurzen, gestutzten schwarzen Bart, seinen tadellos geschnittenen Haaren und seinen Onyxaugen zusätzlichen Glanz zu verleihen schien. An den Fingern seiner rechten Hand steckten etliche Platinringe – an einem davon glomm ein großer, rauchgrauer Diamant –, und er hatte eine ziemlich unpassende enge Goldkette unter seinem hohen Kragen. Sein Gesicht war jungenhaft und dunkel, aber er war mindestens fünfzig, wie Steinfeld wußte.

Es gab noch viel mehr, was er *nicht* wußte.

Steinfeld ließ seinen Blick aus dem polarisierten Fenster im Büro des Ägypters in die weiten, hell erleuchteten, vollgestopften Tiefen des Arkologischen Badoit-Komplexes schweifen. Eine unterirdische Stadt mit Wohngebieten, sauberer Industrie und hydroponischer Landwirtschaft auf einer Fläche von hundertfünfundsiebzig Quadratmeilen, die zum Teil in ein riesiges Höhlensystem hineingebaut war, das unter den Ebenen der westlichen Wüste lag, und sich in künstliche Höhlen erstreckte, die man ins Gestein gehauen hatte. Die Beleuchtung bestand aus einer angenehmen Mischung aus elektrischem Licht und Strahlen reflektierten Sonnenlichts. Elektrische Eisenbahnen, die wie Spielzeug aussahen, schlängelten sich zwischen ungeschlachten Blocks und Pyramiden aus getöntem Glas hindurch. An zwei Stellen durchbrachen die Minarette von Moscheen die öden rechten Winkel mit ihren zeremonialen Rundungen und Spitzen und ihren verschlungenen Mustern. In größerer Nähe hingen gelbschwarze Transparente mit islamischen Sprüchen in klassischer arabischer Schrift herab. Die Decke war knapp fünfzig Meter über den Spitzen der höchsten Gebäude. Im Moment sah die

Arkologie wie eine mythische Stadt unter einem metallenen Himmel aus, an dem hundert kleine, sonderbar geometrisch angeordnete Sonnen schienen; am Abend, wenn das Licht gedämpft wurde, war sie ein Metropolis der Unterwelt, das sanft unter einer ewigen Decke tiefhängender Wolken schimmerte. Nur wenn man genau hinsah, wurden die Wolken zu Granit, Plastik und Metall. In regelmäßigen Abständen standen riesige, glänzende Stahlsäulen, die dem Ganzen Stabilität gaben und gleichzeitig Fahrstühle in die Oberwelt waren. Die Decke war mit einem Geflecht aus hoch belastbaren Plastechträgern dreifach gegen Erdbeben verstärkt. Als er das erstemal etwas über den Badoit-Komplex gelesen hatte, hatte Steinfeld an FirStep denken müssen, die Raumkolonie. Aber jetzt dachte er an Gizeh, die Sphinx, die gewaltigen Gräber der Pharaonen, an die Wunder der alten Welt. Er verspürte ein wenig Ehrfurcht vor Badoit, der mitten in der arabischen Republik von Ägypten einen quasi-sezessionistischen islamischen Fundamentalistenstaat geschaffen hatte. Ein Meisterstück stiller Diplomatie und eindringlichen Argumentierens. In Ägypten hatte ein Bürgerkrieg zwischen den islamischen Extremisten und den Gemäßigten gedroht; zwischen den Isolationisten und den Internationalisten.

Es war offensichtlich, daß es politisch klug war, eine sakrosankte Enklave des Fundamentalismus zu schaffen; daß es jedoch klug war, Milliarden auszugeben, um den unterirdischen arkologischen Komplex zu bauen, hatte vielen nicht so ohne weiteres eingeleuchtet.

Aber Badoit hatte darauf beharrt, daß der islamische Staat ohne wirtschaftliche und militärische Autonomie keine wahre spirituelle Integrität wahren könne. Wirkliche ökonomische Autonomie erforderte landwirtschaftliche Autonomie; aber in Nordafrika, einer Region der Trockenheit und der Wüsten, gab es nur eine Möglichkeit, eine zuverlässige landwirtschaftliche Produktion auf die Beine zu stellen: das Gewächshaus. Und in einem Land der Staatsstreiche und der politischen Splittergruppen (wozu sich Ägypten Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts entwickelt hatte) war militärische Sicherheit nur in einem Bunker zu finden. Wirtschaftliche Sicherheit wiederum war in einem Land, in dem der Kampf um die Ölquellen entbrannt war, allein durch eine autonome Energieversorgung zu gewährleisten. Und was die kulturelle Integrität betraf, so war sie in einer Welt, in der Rundfunk, Fernsehen und Tourismus bis in die letzten Winkel vorgedrungen waren, nur schwer zu erreichen.

Badoit schwebte eine grandiose Lösung vor: eine Kombination von Gewächshaus und Bunker, die subgeologisch mit Deuterium-Energie aus tektonischen Fusionsreaktoren versorgt wurde. Der unterirdische Standort des Komplexes machte den Rundfunk- und Fernsehempfang weitgehend kontrollierbar; der Komplex empfing nur, was er empfangen wollte. Der Besuch von Touristen konnte auf eine Weise beschränkt werden, wie das bei den offenen Grenzen einer oberirdischen Stadt nicht machbar war; so ließ sich auch verhindern, daß Terroristen von rivalisierenden Splittergruppen in die

Stadt gelangten, und man konnte den kulturellen Terrorismus jener eindämmen, die das dekadente Gedankengut des korrupten Westens einschleppten.

Die tief unter der Erdoberfläche liegenden Wasserquellen reichten nicht ganz aus, aber Badoit hatte vor kurzem begonnen, Meerwasser zu einer Entsalzungsanlage zu leiten, und es gab endlich eine adäquate Wasserversorgung. Die geologische Fusionsenergie schien für alle Ewigkeit zu reichen. Die hydroponischen Gewächshäuser, in denen unter reflektiertem oder künstlichem Licht alles blühte und gedieh, hatten nie unter Trockenheit oder Schädlingsbefall zu leiden.

Den ursprünglichen Plänen zufolge hatte der *gesamte* Raum in den Höhlen mit Gebäuden oder Schienenwegen bebaut werden sollen, aber Badoit hatte Verständnis für das psychologische Bedürfnis nach freien Flächen und viel Licht. Er gab der geistigen Gesundheit den Vorrang vor Nützlichkeitserwägungen. Der nüchterne Stadtraum wurde da und dort von Palmen und anderem Grünzeug in kleinen Parks aufgelockert. In den Decken leuchteten großflächige Lichtfelder, in denen sich Sonnenlicht spiegelte, dessen Strahlen von Platten umgelenkt wurden.

Steinfeld reckte ein bißchen den Hals, um nach unten zu schauen. Er sah Menschen in traditioneller Beduinentracht, in hochmodischen Printout-Anzügen, weiten Gewändern und mit Schleiern, die sich an den Schaufenstern eines Einkaufszentrums vorbei schoben.

Der Ort hatte die Phantasie der arabischen Welt gefesselt. Als Stadt wurde er einfach ›Badoit‹ genannt. Und Badoit, die unterirdische Stadt, war ein zweites Mekka. Moslemische Ölmagnaten aus dem ganzen Mittleren Osten hatten Schlange gestanden, um Abermillionen für den Bau der Stadt zu spenden, und mit ihrer Großzügigkeit die Subventionen der Regierungen von Ägypten, Tunesien, Syrien, Iran, der Republik Palästina und Saudi-Arabien aufgestockt.

Es war ein großartiges Konzept, fand Steinfeld. Und er war ein wenig eingeschüchtert, weil er neben dem Mann saß – und ihn obendrein um Hilfe bat –, der das alles erbaut hatte. Der Ursprung dieser Szenerie war eine Idee und das Engagement im Kopf dieses Mannes gewesen; eine Vision hatte sich irgendwie auf hundertfünfundsiebzig Quadratmeilen Erde gelegt, hatte die Region zusammengeschweißt und zu einer breiten Übereinstimmung geführt. Hier gab es weder Dreck noch extreme Armut. Es gab keine Umweltverschmutzung – das wäre tödlich gewesen –, dafür aber hochmoderne Krankenhäuser und Schutzimpfungsprogramme.

Der Komplex hatte jedoch auch seine Probleme: Das Wasser war manchmal noch ein bißchen salzig, die Abwasseraufbereitungsanlage brach hin und wieder zusammen oder wurde mit den zugeleiteten Mengen nicht mehr fertig, und wegen der ununterbrochen erforderlichen Luftzirkulation war der Energieverbrauch enorm hoch. Die Emissionen der Fabriken wurden gründlich gescrubbt, bevor sie in die Atmosphäre droben abgegeben wurden,

aber vor dem Scrubbing entwichen die Abgase manchmal durch von der Hitze beschädigte Auslaßöffnungen in die Stadt, und dann konnte man die Luft im Komplex kaum noch atmen. Auf diese Weise hatten sie nach einer Panne einmal dreihundert Menschen verloren. Der Wohnungsbau hielt mit dem Wachstum der Arkologie nicht Schritt; manche Sektoren waren allmählich übervölkert, so daß ständige Expansion erforderlich war – und Expansion kostete viel Geld. Deshalb hatte man strikte Einwanderungsbeschränkungen erlassen, die geradezu fanatisch eingehalten wurden. Korrosion und Schimmelwachstum stellten in diesem nahezu geschlossenen System schwerwiegende Probleme dar, und man mußte sich beständig darum kümmern. Trotz des erfolgreichen Exports pestizidfreier Produkte und hochveredelter Metalle war der Badoit-Komplex ständig am Rande der Zahlungsunfähigkeit. Und dann war da noch die Engstirnigkeit: Die Intoleranz des islamischen Fundamentalismus, die Art und Weise, wie er die Frauen und die Kunst behandelte, hatte etwas Primitives und Rückwärtsgewandtes.

Aber in seiner real existierenden Künstlichkeit und Organisiertheit, in seiner aus dem Chaos erstandenen Ordnung war dieser Ort dennoch Zivilisation in Reinkultur, dachte Steinfeld.

»Das reicht«, sagte Badoit plötzlich.

Steinfeld kam jäh wieder zu sich und drückte die Stoptaste des Videogeräts. Er sah Badoit an, der nachdenklich, aber absolut nicht überrascht wirkte. »Wenn Sie irgendwelche Zweifel an der Echtheit dieses Filmberichts haben«, sagte Steinfeld, »können Sie ihn daraufhin überprüfen lassen, ob es sich um eine Computeranimation handelt. Ich kann Ihnen aber versichern, daß diese Informationen den Tatsachen entsprechen. Wenn Sie einige Ihrer Leute rüberschicken wollen, damit sich diese persönlich ein Bild von der Situation machen, werden Sie sehen, daß es so ist. Moslems werden systematisch verfolgt, und zwar in Frankreich, Italien, Deutschland…«

»Nein, nein«, sagte Badoit mit einer ungeduldigen Handbewegung. »Ich bin ganz sicher, daß der Film echt ist. Glauben Sie, meine Leute hätten sich nicht schon längst ›persönlich ein Bild von der Situation gemacht‹? Natürlich haben sie das. Wir verfügen über weitgestreute Informationsquellen und haben erfahren, daß diese SA-Teufel die islamische Gemeinschaft in Europa verfolgen.«

»Verfolgen ist ein zu schwaches Wort.«

»Ganz recht. Und Ihr Material gibt dem Thema eine gewisse Dringlichkeit. Das Problem ist nicht, daß etwas getan werden muß, sondern genau festzulegen, *was* zu tun ist.« Er hielt inne und lächelte kühl. »Möchten Sie Kaffee? Oder Tee, vielleicht?«

»Ja, danke. Kaffee.«

»Fein. Ich habe sechzehn Jahre in England gelebt, mich aber nie mit dem Brauch anfreunden können, nachmittags Tee zu trinken. Mein Laster ist Kaffee.« Badoit drehte sich zu einer Gegensprechanlage und sagte ein paar

Worte auf arabisch.

Steinfeld fragte sich, was in Badoits Kopf vorging. Die neutrale Miene des Mannes verriet nicht das geringste. Vielleicht war es gefährlich, mit ihm zu verhandeln. Konnte ein solcher Mensch selbst für seine engsten Vertrauten je durchschaubar sein? Er war der Erbauer einer Nation und einer Stadt, der Präsident einer mikrokosmischen Nation, die er selbst geschaffen hatte: ein Mann, der seinen Kurs nicht mehr in Frage stellte, wenn er ihn einmal eingeschlagen hatte. Ein Visionär, aber ohne Skrupel. Er würde ein Bündnis sehr, sehr ernst nehmen.

Steinfeld hatte schon Glück gehabt, daß man ihn überhaupt in dieses Büro vorgelassen hatte. Es war schwierig für einen Nichtmoslem, mit Badoit persönlich zu sprechen, wenn er kein Staatsoberhaupt war. Badoit hielt Kontakt mit dem israelischen Mossad, weil es einige extremistische islamische Splittergruppen gab, die in Opposition zu ihm standen; sie hatten den Eindruck, daß er in seinen Ansichten über Erziehung und in seinem Widerstreben, vom Dschihad zu sprechen, zu liberal war. Diese Splittergruppen stellten für Badoit Sicherheitsrisiken dar, für die Stadt Badoit und den Mann selbst, und der Mossad – der israelische Geheimdienst – half ihm, sie im Auge zu behalten. Im Gegenzug hatte er sich einverstanden erklärt, mit Steinfeld zu sprechen, der so etwas wie ein Schützling des Mossad war, wenn auch kein Agent im eigentlichen Sinne.

»Sie sind hergekommen, um mich um Militärhilfe zu bitten, um Waffen und Soldaten. Mir scheint, Sie haben die politischen Kanäle unterschätzt und sie zu wenig genutzt«, sagte Badoit. »Sie haben vorschnell zu den Waffen gegriffen und von Anfang an auf eine militärische Lösung gesetzt.«

»Die meisten politischen Kanäle sind uns verschlossen«, sagte Steinfeld. »Die Vereinten Nationen wollen nicht auf uns hören. Wir haben es versucht. Die Medien in Europa unterliegen Beschränkungen. Für die meisten amerikanischen Medien sind wir bloß Spinner. Soweit ich sehe, ist der bewaffnete Widerstand der einzige praktikable Weg. Natürlich bemühen wir uns, die Menschen politisch aufzuwecken, ›Bewußtsein zu schaffen‹, wie man in Amerika sagt. Politische Kanäle zu benutzen. Das Interesse der Medien zu erregen. Mit nur mäßigem Erfolg. In der Zwischenzeit geht das Morden weiter.«

»Sie arbeiten auf vielen Ebenen«, sagte Badoit, »aber auf manchen davon sind Ihre Anstrengungen ziemlich belanglos.« In seinem Ton lag eine Spur Selbstgefälligkeit, als er das Ausmaß seines Wissens über die Aktivitäten der NR enthüllte. »Sie fördern Spaltungstendenzen in der ›Selbstverwaltungsorganisation der Europäischen Staaten‹.« Er sprach den nichtssagenden Namen des neuen faschistischen Staates mit massiver Ironie aus. »Sie verbreiten Unzufriedenheit mit Geschichten, daß die Dachorganisation die Mitgliedsnationen aussaugt, ihnen Geld und Ressourcen entzieht. Sie geben in Frankreich der Ansicht Nahrung, daß die deutschen SA-Führer in der SVOES einflußreicher sind als die französischen und deshalb

SVOES-Mittel zum Vorteil der Deutschen umverteilen werden. Sie arbeiten mit Fernsehgraffiti, Piratensendern, Flugblättern, Plakaten – Sie verbreiten sogar aufrührerische Witze. ›Wie viele Franzosen braucht man unter SVOES für die französische Regierung? Tausend: fünf Franzosen mit französischem Akzent und neunhundertfünfundneunzig mit amerikanischem und deutschem Akzent.‹« Er lächelte, aber eindeutig nicht belustigt. »Sie haben die amerikanischen Medien und die internationalen Gitterquellen kontaktiert, darunter den jungen Norman Hand.« Er zuckte geringschätzig die Achseln. »Politisch haben Sie *nichts* unternommen. Diese Bemühungen sind… kaum der Rede wert.«

Steinfeld nickte. »Wir tun nur, was wir können. Ich bin sehr für politische Arbeit, wo immer sie möglich ist. Aber wir haben einfach nicht die Zeit, auf politische Aktionen im größeren Maßstab zu warten – die Unterdrückten werden getötet, sogar während wir hier reden. Ihre Leute und meine.«

Die Türen schwangen auf, und ein Kaffeewagen kam summend in den Raum gefahren, gefolgt von einem Butler. Der Wagen blieb am Konferenztisch stehen, und der Butler schenkte ihnen dicken, süßen Kaffee in kleine Porzellantassen ein, dann reichte er ein Silbertablett mit Bonbons.

Der Butler zog sich diskret zurück, und sie tranken schweigend ihren Kaffee. Steinfeld bekam von dem Zeug rote Wangen, und ihm brummte der Kopf.

Schließlich lehnte sich Badoit in seinen Sessel zurück und sagte: »Ich stimme Ihnen zu, daß eine militärische Intervention nötig ist. Aber Sie schlagen vor, daß ich sie unter der Leitung der NR durchführe. Und ich sehe in der Tat die Notwendigkeit, im Rahmen einer solchen Organisation zu arbeiten – ich möchte meine Leute nicht unvorbereitet dorthin schicken. Allein schon sie nach Paris einzuschleusen, wäre ohne euch schwierig. Aber… für mich wäre es eine politische Zeitbombe, wenn ich mich mit euch einlassen würde. Mit – wenn Sie mir den Ausdruck verzeihen – Ungläubigen. Es gibt Leute, die diese Verbindung benutzen würden, um mich öffentlich anzuprangern. Ich habe viel Unterstützung, aber… nicht von allen.«

»Sie können mir vertrauen. Ich würde nie…«

»Können wir das?« unterbrach ihn Badoit. »Kann ich Ihnen meine Kämpfer anvertrauen? Sie wissen, daß Sie eine gewisse Autorität über meine Soldaten hätten; das wäre eine sehr delikate Situation. Ich müßte Ihnen vertrauen. Dieses Risiko kann ich nicht eingehen, ohne Sie vorher etwas gründlicher unter die Lupe zu nehmen.«

»Was genau soll das heißen?« fragte Steinfeld.

Badoit sprach auf arabisch einen energischen Satz in die Gegensprechanlage.

Fast auf der Stelle kamen vier schwerbewaffnete Männer in den Raum. Abu Badoit drehte sich zu Steinfeld um, stand auf, ließ eine ironische Variante der anmutigen Geste sehen, mit der man einem Gast eine Unterkunft anbietet, und sagte: »Das heißt, daß Sie mein Gefangener sind.«

**Cooper Research-Labors, London:**

Ihr Name sei Jo Ann Teyk, sagte sie. Und sie habe an diesem Morgen etwas in ihrem Gehirn gefunden, was ihr Angst machte.

Sie war hier im Labor, um sich darüber zu beschweren, daß die Cooper Research-Labors ihr Gehirn für irgendwelche Berechnungen benutzt hatten, wenn er sie richtig verstand, und das Zeug jagte ihr Angst ein; sie wollte, daß es gelöscht wurde. Und Barrabas wußte fast sofort, daß er sie mochte.

Sie standen verlegen im Wartezimmer von Labor Sechs der Cooper Research-Labors, einem Wartezimmer, das in all den Wochen, seit Barrabas hier arbeitete, noch nie benutzt worden war. Ein Labortechniker hatte Barrabas geholt, weil diese Jo Ann Teyk nach Cooper fragte, und Barrabas war Coopers einziger Assistent, der momentan im Hause war.

»Dr. Cooper ist nicht da«, sagte Barrabas. »Er ist in Paris. Morgen kommt er zurück, denke ich. Ich könnte versuchen, ihn über Vidfon anzurufen…«

»Würden Sie das tun? Diese Geschichte macht mir wirklich zu schaffen. Die Gehirnbank sagt, das ginge sie nichts an. Sie wollen die Löschzeit nicht bezahlen, und ich kann's mir nicht leisten, weil ich gerade Geld zu sparen versuche, damit ich in die Staaten zurück kann. Die Flüge nach New York sind im Moment einfach unverschämt teuer, weil sie die Kriegsschäden auf den Flughäfen noch nicht repariert haben und…«

Sie plapperte nervös weiter, und er nickte an den passenden Stellen, hörte jedoch nur mit halbem Ohr zu. Er sah sie an und fragte sich, warum er sie so attraktiv fand. Sie war nicht schön. Sie war mindestens zehn Jahre älter als er, trug ihr blondes, lockiges Haar in keinem bestimmten Stil, sondern ließ es einfach auf die Schultern fallen, wie es gerade wollte; ihre Augen waren blaßblau, und ihre Züge erinnerten irgendwie an die einer Holländerin. Er stellte sie sich mit einem dieser altmodischen Hüte aus weißem Stoff vor, ähnlich denen von Nonnen, wie sie die holländischen Frauen früher getragen hatten. Nicht gerade sexy. Sie war mäßig hübsch. Ihre Brüste waren klein, ihre Hüften eine Spur zu breit. Aber sie strahlte etwas aus… etwas Undefinierbares. Energie. Bedrängnis. Vielleicht war es eine gewisse Geschmeidigkeit ihrer Gebärden, die Art, wie sie stand, ihre hauchige Stimme, die geisterhafte Wärme ihres Blicks: subtile weibliche Sexualität.

Sexualität, ja, irgendwie, obwohl sie nicht entsprechend angezogen war. Sie trug ein ziemlich verschlissenes schwarzblaues Printout-Kostüm und durchsichtige blaue Plastiksandalen. Er war froh, daß sie keine hochhackigen Schuhe anhatte; sie war so schon mindestens sieben Zentimeter größer als er. Er war auch froh, daß er seine SAISC-Uniform bei der Arbeit im Labor nicht tragen mußte. Manchmal reagierten die Leute ziemlich übel darauf. Leute auf der Straße, die einen in der SA-Uniform sahen, schienen einem entweder zuzuzwinkern – so was wie eine heimliche Billigung – oder sie starrten einen böse an, und man hatte das Gefühl, daß sie einem gern die Meinung gesagt

hätten, sich aber nicht trauten.

»Ich meine«, sagte Jo gerade, »Sie verstehen doch mein Problem, nicht wahr?«

»Hm? Oh, o ja…« Er brach ab und grinste. »Ehrlich gesagt, nein. Ist ‘n bißchen Kuddelmuddel bei mir im Kopf, was diese Gehirnbank-Sache betrifft. Ich hab davon gehört, aber nie so genau kapiert, worum’s da geht. Hatte den Eindruck, daß die Leute anheuern, um Berechnungen zu machen oder so was. Sind Sie Mathematikerin, oder…?«

»Nein. Nein, ich bin Malerin. Das heißt, ich war’s. Ich bin Amerikanerin.«

War nicht zu überhören, dachte er. Ihr amerikanischer Akzent war wie eine Trompete, die ihre Nationalität verkündete.

»Ich hatte hier drüben eine Ausstellung, als der Krieg ausbrach«, fuhr sie fort, »und seither bin ich im Grunde in London hängengeblieben. Meine Förderer sind alle irgendwie… einige von ihnen sind jetzt tot. Die anderen kann ich nicht finden. Die Galerie ist bei den Hungerkrawallen abgebrannt. Meine ganzen Arbeiten sind hinüber. Videogemälde.«

»Wirklich? Ich mach selber ‘n bißchen… ah… mit Videos rum. Bloß ‘n bißchen Schneiden, nichts Künstlerisches. Wir haben ein Sony-Ampex-System. Ich mach grade so ‘ne Art Dokumentation.« Halt die Schnauze! dachte er. Er drehte sich zu dem Videogemälde an der Wand um. Auf einem Rechteck aus waferdünnem Glas lief eine Bandschleife mit einer Video-collage: beruhigende ländliche Szenen, Bilder von einfachen Dörflern aus dem Norden und ähnliches, alles in ein friedliches Ambiente getaucht. »Was halten Sie davon?«

Sie wirkte verärgert darüber, daß sie abgelenkt wurde und Kunstkritik anbringen sollte, und warf einen gereizten Blick auf das Videogemälde. »Ich glaube, das ist eine Dekoration, die zu den Möbeln passen soll, kein Gemälde. Kein richtiges. Seichtes Hintergrundzeugs für die Inneneinrichtung.«

»Ja, ich verstehe, was Sie meinen.« Er betrachtete es kritischer. Trotzdem verstand er nicht, was sie meinte. Eigentlich nicht.

»Naja, zurück zum Thema: Wenn Sie nicht wissen, was Gehirnbanken sind…« Sie machte eine rasche Geste der Frustration und sagte dann: »Das ist ein… im Grunde mieten sie einen Teil des Gehirns, verstehen Sie. Firmen, die sich keine Zeit in Hochgeschwindigkeitsrechnern leisten können. Oder die einfach Geld sparen oder das Verfahren abkürzen wollen. Sie mieten also einen Passiven – das war ich jedenfalls in dieser Gehirnbank –, bringen eine Dermalkontaktbuchse an und verschaffen sich Zugang zum Gehirn, statt Computerzeit zu kaufen. Und man liegt einfach da und läßt sie das Gehirn benutzen. Das läuft dann alles in einem Teil des Gehirns ab, den man normalerweise nicht benutzt. Man kann an was völlig anderes denken, und dieses ganze Zeug summt einem… ganz weit hinten im Kopf rum. Gewissermaßen.«

Er blinzelte sie verwirrt an. »Die… klinken sich irgendwie ins Gehirn rein?«

»Ja. Das menschliche Gehirn hat ein paar Sachen besser drauf als die Computer: Holobilder, bestimmte Arten der Vervollkommnung von Computermodellen und die Sachen, für die sie die Künstliche Intelligenz zu entwickeln versuchen. Gewisse Arten komplexen Denkens, verstehen Sie. Und wenn man mit einem Biochip ins Interface geht, kann das Gehirn all diese bemerkenswert komplexen Berechnungen und Speichervorgänge ausführen – in Bereichen, die wir normalerweise nicht oft benutzen. Die vermietet ein Passiver an andere Leute, wissen Sie. Wie Passanten, die Blut an eine Blutbank verkaufen. Die Bezahlung ist besser, aber soviel besser nun auch wieder nicht.«

»Und dann sitzen Sie einfach verdrahtet da, und die Daten…«

»Die huschen einem bloß so durch den Kopf. Meistens zu schnell, als daß man sie verstehen könnte. Hinterher erinnert man sich gewöhnlich kaum an was, wissen Sie. Dann hat man nur so ‘nen komischen Geschmack im Mund, und Kopfschmerzen. Normalerweise. Aber ich schätze, manchmal schlampt der Operator bei den Löschfunktionen rum – manchmal bleibt einem das Zeug im Gehirn. Und es kann einem plötzlich ins Bewußtsein knallen, verstehen Sie, und einen ganz verrückt machen. Ich meine, ich geh die Straße lang, und auf einmal seh ich statt der Autos ‘ne Trillion Zahlen vorbeisausen, und ich seh… ah… Molekülmodelle statt der Häuser. Das war schon verdammt unheimlich. Als ob die Zahlen Autos wären und die Moleküle Häuser. Und dann lauf ich gegen ‘ne Wand oder so. Es macht mich *blind*. Oder es weckt mich nachts auf. Es ist, als ob einem jemand ununterbrochen Statistiken ins Ohr flüstert. Man kann nicht schlafen, wenn einem jemand andauernd…«

»Und es war Dr. Cooper, der diese Zeit gemietet hat?« fragte Barrabas.

»Ja.«

»Das ist merkwürdig…« Cooper hatte ein Budget, mit dem er sich Zugang zu einem Großrechner der Oberliga kaufen konnte. Er hatte es nicht nötig, zu einer dieser billigen Hirnvermietungsklitschen zu gehen. Warum hatte er das getan? »Ähm – erinnern Sie sich, für was für eine Art Arbeit ihr Gehirn benutzt worden ist?«

»Ich hab vor ein paar Jahren mal ein Semester Molekularbiologie studiert. Von daher kenn ich ein paar Sachen. Es sieht wie die Modelle gentechnischer Manipulationen an Mikroorganismen aus, die wir gesehen haben. Bau dir dein eigenes Virus. Solches Zeug. Nur daß es nicht dieselben Arten von Viren sind, wenn überhaupt…« Sie zuckte die Achseln. Aber aus der Geste sprach in Wirklichkeit keine Gleichgültigkeit. Er merkte irgendwie, daß sie eine vage Ahnung hatte, worum es bei den Forschungen gehen konnte, und daß es sie beunruhigte.

Barrabas spürte einen eisigen Hauch. Bei dem Programm, von dem sie sprach, mußte es sich um das SA-Projekt zur biologischen Kriegsführung handeln. Es war an sich nicht Coopers Projekt, sondern ursprünglich das des molekularbiologischen Teams, aber Cooper war der Chef der Forschungsabteilung, und jede umfangreichere Computerzeit wurde von ihm

bewilligt. Sie mußten ihm das Projekt vorgelegt und ihn gebeten haben, es zu genehmigen. Augenscheinlich hatte er sich entschlossen, es selbst durchzuführen – auf einem anderen System. Dasjenige, mit dem sie normalerweise arbeiteten, war gesichert; die SA benutzte es praktisch für alles und jedes. Schrulliger alter Knabe.

Und jetzt wirbelte das Zeug im Kopf dieser Frau rum. Die molekularen Aufspaltungen, Indices und Modelle. Wenn sie etwas davon den falschen Leuten erzählte – oder es von einem Extraktor abzapfen ließ –, würde alles rauskommen.

Er schüttelte wortlos den Kopf. Das ganze Projekt machte ihm Angst. Er wußte nicht genau, um was für eine Art von biologischer Kriegsführung es sich handelte. Um irgendwelche Virusattacken. Er hatte nur am Rande damit zu tun, aber trotzdem konnte man ihn verantwortlich machen. Er hatte sich eingeredet, daß sie in Wirklichkeit gar keine Viren einsetzen würden, daß es nur ein Mittel zur Abschreckung war, ein Knüppel, den man über dem Kopf des Feindes schweben ließ, sobald die SA an der Macht war. Das hatte Cooper jedenfalls behauptet.

Aber in England war die SA noch nicht an der Macht. Sie waren nah dran, aber sie hatten die Zügel noch nicht in der Hand. Wenn diese Sache in der Zwischenzeit bekannt wurde…

Was, zum Teufel, hatte sich Cooper eigentlich dabei gedacht, verdammt noch mal? Warum hatte er eine nicht gesicherte Rechenvorrichtung benutzt? Und dann auch noch das Gehirn einer im Ausland lebenden amerikanischen Malerin!

»Meinen Sie, Sie könnten ihn anrufen?« fragte sie erneut. »Oder sich vielleicht anderswo die Genehmigung besorgen, daß es bezahlt wird, wenn ich mir dieses Zeug rausholen lasse?«

»Ähm – nein. Das muß schon Dr. Cooper machen. Ich will mal sehen, ob ich ihn zu fassen kriege. Nehmen Sie Platz.«

Er lächelte sie an und sah, wie ihr Gesicht ein wenig weicher wurde, als er sich bereit erklärte, ihr zu helfen. Dabei schien etwas anderes durch: Die Anziehungskraft war da. Sie fühlte es auch. Was war bloß dran an dieser Frau?

Er ging in den Kommunikationsraum und stellte erleichtert fest, daß alle anderen schon nach Hause gegangen waren. Der Diensthabende machte gerade Pause. Barrabas setzte sich an die Konsole und gab Coopers *›Finden und Benachrichtigen‹-Code* ein. Irgendwo in Frankreich würde Coopers Pieper losgehen. Wahrscheinlich war er im Hauptquartier der SA, nicht weit von einem Vidfon, also würde er wohl…

Das Antwortlämpchen an der Konsole leuchtete grün auf. Barrabas lehnte sich in den Aufnahmebereich der Kamera zurück, die sein Bild zu Cooper übertragen würde, und drückte auf die Empfangstaste. Coopers Gesicht erschien auf dem kleinen Fernsehschirm. Er sah wie ein irritiertes Gespenst aus. »Ja? Oh, Sie sind's… ah… Barrabas. Was gibt's?«

Er berichtete Cooper, was Jo Ann ihm erzählt hatte. Barrabas hätte es nicht für möglich gehalten, daß das Gesicht des Albinos noch bleicher werden könnte, aber die spärlichen Reste von Farbe in Coopers Wangen machten sich durch ihr plötzliches Fehlen bemerkbar. »O Gott, diesmal mußte es ja so kommen«, murmelte er. Er sagte noch etwas, aber es ging in Schnee und statischem Rauschen unter.

»Das hab ich nicht mitgekriegt, da gab's eine Störung. Die Verbindung läuft bestimmt über Satellit. Ich nehme an, die Faseroptikkabel sind im Krieg kaputtgegangen. Was haben Sie gesagt?«

»Nichts, schon gut. Hören Sie zu – ich will nicht, daß sich jemand anders um die Sache kümmert. In Ordnung? Das übernehme ich selbst. Ich bin in ein paar Tagen zurück. Sagen Sie ihr, sie soll die Ohren steifhalten, ich bin schon unterwegs.«

»Aber Sie könnten doch per Vidfon die Kostenübernahme für das Löschen genehmigen.«

»Nein!« Coopers Vehemenz war verblüffend. »Nein… das muß ich persönlich in die Hand nehmen. Sie dürfen keinem Menschen etwas davon sagen. Sie arbeiten für mich – zeigen Sie etwas Loyalität, Mann!«

»In Ordnung«, sagte Barrabas. »Wie Sie meinen, Doktor.«

»Und behalten Sie das Mädchen inzwischen im Auge. Ist mir egal, wie Sie das anstellen. Fangen Sie was mit ihr an, wenn's sein muß. Aber sorgen Sie dafür, daß sie mit niemandem sonst über die Sache redet.«

»Ähm – ich müßte mir den Rest des Tages freinehmen, um…«

»Jaja, gut, gut, bloß kümmern Sie sich drum!« Und er unterbrach die Verbindung.

Barrabas ging ins Wartezimmer zurück und sah, wie Jo Ann ins Leere starrte; sie kniff die Augen zusammen, als ob sie etwas besser zu erkennen versuchte.

Lenk sie ab! »Der Doktor wird sich persönlich um die Sache kümmern, wenn er wieder da ist. In ein paar Tagen.«

Sie blinzelte und sah ihn dann stirnrunzelnd an. »Ein paar Tage? Ich kann nicht mit diesem Zeug leben.« Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

»Gibt es nichts, was es… ah… unterdrückt?«

»Naja – laute Musik. Was zu trinken. Verschiedene Stimuli…«

»Hören Sie, ich fühle mich verantwortlich für Sie. Ich meine, es war unsere Schuld, und wir sollten wirklich mehr tun, um Ihnen zu helfen. Wie wär's, wenn ich…« Er zögerte. Das klang ziemlich windig. Aber vielleicht würde sie mitspielen. »Wenn ich Sie in ein paar Läden mitnehmen würde, um Ihnen die Sache zu erleichtern. Vielleicht in ein paar Clubs. Mögen Sie Minimono, Angstrock, Retro, Bonerock oder House Dada oder so was?«

Sie lächelte kläglich und sah ihn volle fünf Sekunden lang an. Er merkte, wie er rot wurde. Schließlich sagte sie: »Vor allem Bonerock und House Dada. Minimonos sind so reaktionär. Die kann ich nicht ab. Ich hab gehört, daß Jerome-X hier spielt. Seine erste Tour. Nur 'n paar Gigs.«

»Ich weiß gar nicht, was der macht.«

»Er ist ziemlich düster. Hatte so ‘ne Art Bonerock-Hit im College-Radio, der hieß ›Six Kinds of Darkness‹. Im Untergrund war er mal ‘ne Weile fast ‘n heißer Tip, und er war ›big in Korea‹ aber dann ist er verschwunden. Ist gerade erst wieder aufgetaucht. Er hat nur eine LP gemacht, aber ich bin so ‘ne Art Fan. Ich hab auch ein paar Bänder mit Videograffiti von ihm.«

»Ach ja?« Er versuchte, seine Stimme neutral klingen zu lassen, obwohl er nichts von Videograffiti hielt. Diese verfluchten radikalen Kanacker arbeiteten damit. Na egal. »Schön. Es ist meine feierliche Pflicht, mit Ihnen zum Auftritt dieses Jerome-X zu gehen. Heute abend?«

»Okay. Heute abend.«

**Ein Nightclub bei den Lagerhäusern in den Docks von London:**

»Klar, der britische Zoll hat’s uns abgekauft«, sagte Jerome-X. »Aber wenn sich die SA oder der MI-5 für uns interessiert, sind wir angeschissen. Sie wissen, daß wir mit ‘nem Privatjet aus Übersee gekommen sind. Sie wissen, daß manche der größten Bands in den Staaten das nicht fertiggebracht haben, und ich bin nun echt ‘n *Niemand* in der Bone-Szene.«

»Nee, zum Teufel, Kleinah, das wissen die *nich*«, unterbrach ihn Bettina. Sie saßen auf dem durchhängenden Sofa mit den Zigarettenlöchern in seiner Garderobe und warteten darauf, daß er sein Zeichen bekam. Sie waren im Londoner Club Acid Burn, einem früheren Acid House-Nightclub, wo jetzt hauptsächlich Bonerocker auftraten. Von den rissigen Betonwänden gedämpft, war im Hintergrund das Dröhnen, Scheppern und Brummen einer Band zu hören, die draußen auf der Bühne lärmte; es klang wie ein Gewitter, das über eine Bergkette heraufzog. »Du leidest an Vahfolgungswaahn.« Ihr Akzent schien sich verstärkt zu haben, seit sie in England waren, wie zur Verteidigung. Sie war eine dreihundert Pfund schwere Schwarze aus New Orleans; sie war Jeromes Kontaktperson in der Resistance; sie war Jeromes Geliebte; sie war sein Computersystem-Guru; sie war die Weise. »Glaubste, diese schnöseligen englischen Schwanzlutschah ham auch nuah die mindeste Aahnung von amerikanischem Rock?«

»Ja, ‘ne Menge von ihnen schon, aber… Glaubste wirklich, daß ich bloß an Verfolgungswahn leide?«

»Da kannste dein’ magern weißen Aarsch drauf vahwetten. Den Jet hat uns ‘n Typ geliehen, der auf deine Musik abfährt, bastah. Das ‘s unser Text, ‘n Fan, is was wir den Leuten sagen. Er hat ihn untah ‘nem andern Namen registriahn lassen. Weiß keinah, daß es Witcher is.«

»Ich bin nervös, schätze ich.«

Sie schlug ihm auf den Rücken. »Schätz ich auch. Entspann dich, Kleinah!« Sie nahm ihn spielerisch in den Schwitzkasten.

»Hör auf mit dem Scheiß in der Öffentlichkeit!« zischte er.

»War bloß ‘n Spaß, Söhnchen, nu reg dich mah nich gleich…«

»Hey, was die Bühne angeht, hab ich das Sagen, da warn wir uns einig, Bettina! Laß mich hier mit diesem Scheiß zufrieden!« protestierte er und riß sich los.

»Wiah sind jezz *hintah* deah Bühne. Gib mir ‘n Kuß.« Sie drückte ihn an sich, und er gab nach. Sie brach den Kuß selbst ab und blickte ihm in die Augen, fast Nase an Nase. »Kenns’ du die Protokolle?«

»Ich kenn die UNIX-Protokolle. Ich kenn den Anrufcode für die Systeme, um mich als Superuser anzumelden. Ich weiß, wie ich die Debug-Funktion aufrufe. Wenn sie die Debug-Funktion nicht geändert haben.«

»Waahscheinlich nich, weil sie ‘n gemietetes System benutzen. Schweah gesichert, abah gemietet. Wenn sie was geändert haben, Scheiße, dann gehn wiah raus, un’ sie werden’s nich bis zu ‘nem Vastärkerchip vafolgen können. Ich glaub, das Backgate is bei dem System noch offen.«

»Wo haste das denn her?«

»Vom anahchistischen Untahgrund. Schwaazes Brett in ‘nem Plateau-Subsystem.«

»‘n paar von den Wölfen da geben einem falsche Codes, bloß um ihre Rivalen in Schwierigkeiten zu bringen.«

»Das sind keine Plateau-Wölfe, das sind Plateau-Radikaale. Ungefäah die einzigen Leute, denen ich aufm Plateau begechnet bin, denen ich vatrau. Einah von denen war mah Hackah bei deah SAISC, bisser rausgefunden hat, was bei denen so lief. Deah kennt die Backgates des Systems.«

»Der anarchistische Untergrund arbeitet mit der NR zusammen? Man sollte ja denken, daß er sie zum Teufel wünscht. Die NR will die alten europäischen Republiken wieder errichten. Das ist nicht sehr anarchistisch.«

»Anahchisten hassen die Faschisten noch meah als die Sozialdemokraten, sogah noch meah als die Republikaaner. Sie haben Angst, wie alle andern, die draußen in deah Kälte stehn, Kleinah. Einah meinah Zöpfe geht auf, kann’s du mah – au! Doch nich so fest! In deah NR gibt’s auch Anahchisten, genau wie alles andre. Erst mah die Faschisten loswerden un’ sich dann um die Knochen streiten, schätz ich, das is…«

Der Rest ging in einer jähen Woge des schwankenden Lärms von der Bühne unter, als die Tür aufging und der Manager des Clubs hereinschaute. Er war ein dyspeptischer Rocker mit fliehendem Kinn, dessen enthaarte Kopfhaut an verschiedenen Stellen zu dreidimensionalen Figuren ähnlich jenen auf ESP-Testkarten geformt war: gewundene Linien, Sterne, Quadrate, Kreise – wie kleine Hautantennen auf seinem Kopf –, die aus transplantierter Haut und Collagen bestanden. ›Scalping up‹ war noch nicht in die Staaten vorgedrungen, und Bettina fand die Mode – verwirrend. Jedesmal wenn der Typ hereinkam, starrte sie auf seinen Kopf, was ihm ungeheuer gefiel.

»Biste dann soweit?« fragte der Rocker.

»Yeah«, sagte Jerome und stand auf, damit der Typ dachte, er würde auf der Stelle kommen, und hinausging, weil er annahm, daß Jerome ihm folgen würde. Er ging auch, und Jerome drehte sich zu seinem Rasierzeug um, holte

seinen Rasierapparat heraus, nahm den Scherkopf ab und fand den in Plastik eingepackten Erweiterungschip. Bettina nahm ihren aus einem Röhrchen, das sie in der Vagina hatte. Groß wie sie war, kostete es sie einige Anstrengung, es herauszubekommen.

Jerome fischte den Chip aus der Plastikhülle, befeuchtete ihn, klappte den Hautlappen an seinem Kopf auf und setzte den Chip ein. Dann aktivierte er ihn mit der Maus in seinem Daumennagel. In gewisser Weise war es, als ob man Speed einwarf, nur daß es innerlich isoliert war; ein Teil summte vor gezügelter Power, beim Rest lief alles wie immer.

Er gab den Paßwort-Code ein und ließ ein schnelles Programm durchlaufen, um zu überprüfen, ob der Chip ohne magnetische Störung durch den Zoll gekommen war. Dann nickte er vor sich hin und machte sich auf den Weg zur Bühne. Bettina kam hinter ihm her. Sie bewegte sich wie ein Segelschiff bei schwerer See. »Ich bin heute nicht so auf dem Konzerttrip«, sagte er über die Schulter. »Ich bin irgendwie total aus der Übung, und ich hab sowieso überhaupt nicht mehr an Auftritte gedacht, als ihr diesen Scheiß ausklamüsert habt…«

»Ach, nu tu mah nich so, ‘s wird diah schon Spaß machen.«

»Manchmal ja, manchmal nein. Ich hab nie viel mit Bands gemacht. Meistens hab ich kleine Konzerte mit Bändern und vielleicht einem Musiker gegeben, und die Aufnahmen waren voll elektronisch – ich hab ein paar Musiker im Studio eingesetzt und sie hinterher nie mehr gesehen, ‘ne Band ist so ‘n Generve, wie Babysitten, da steh ich echt nicht drauf. Aber man kriegt die Leute nicht richtig hoch, wenn man so ‘n rein elektronisches Backup benutzt, live muß man noch ‘n paar Leute dabeihaben…«

Er schlängelte sich bereits durch die Geräte auf der Bühne und sah sich um, um festzustellen, ob alles am richtigen Platz war.

Bones stand wartend am Synthesizer. Sie nannten ihn Bones, aber er hielt normalerweise nichts von Bonemusic; er nannte sie ›neurologisches Gewichse für gelangweilte weiße Kids aus den Mittelschichten‹, und er konnte kaum Keyboards spielen. Es machte nicht viel aus, daß er nicht gut spielte, obwohl ihm das nicht in den Kopf wollte. Er war so nervös wie ein Kind, das etwas vorspielen muß, und ging hinter dem polarisierten Schirm, der den Bühnenvorhang darstellte, immer wieder die simplen Keyboard-Figuren durch. Club-Roadies bauten zu beiden Seiten um. Es gab kein Schlagzeug abzubauen; wie Minimono arbeitete auch Bone Music mit Synthie-Drums.

Andrea, die Gitarristin, stellte ihr Stimmgerät ein, der Drahttänzer, ein tuntiger Spanier namens Aspaorto, klebte seine Drähte auf die Elektroden in seinen Schenkeln, Armen, Waden und Hüften – Jerome arbeitete mit ein paar Minimono-Techniken –, und das Pfeifen von Rückkoppelungen ertönte, als der Mann am Mischpult die Mikros aufdrehte. Es war ein lebendiger, geräuschvoller, elektrisch geladener Raum, und das würde dazu beitragen, die Signale der Erweiterungschips zu überdecken, dachte Jerome.

Er seufzte und schüttelte sich. Seine Hände waren feucht. Er war nicht in

der Stimmung für den musikalischen Teil. Er wollte ins System eindringen, wollte seine Arbeit tun und es hinter sich bringen. So, wie das Ganze geplant war, würde es in gewissem Sinn allerdings noch sehr lange dauern, bis er es hinter sich hatte. Sehr, sehr lange. Denn jetzt infizierten sie das System erst einmal. Sie zerstörten es nicht. Bones war deswegen fast an die Decke gegangen. *›Wir sollten's löschen, wenn wir die Chance haben, und nicht lange rumkaspern‹*, hatte er gesagt. *›Wir gehen ein idiotisches Risiko ein.‹*

Steinfeld wollte jedoch, daß es so gemacht wurde. Langsame Infizierung. Steinfeld konnte langfristig planen, sagte Bettina. Deshalb würde er richtig zuschlagen, meinte sie, wenn es soweit war.

Jerome nahm ein Kopfhörermikro von seinem Ständer und setzte es auf. Er hörte sein eigenes Atmen auf den Monitoren.

Bring dich in Stimmung, dachte er. Diese Leute haben dafür Geld bezahlt, und davon gibt's heutzutage in London nicht so viel.

Er war immer noch unsichtbar für das Publikum jenseits des schwarzen Plastikschirms, aber um zu sehen, ob er es im voraus ein bißchen aufstacheln konnte, rief er ins Mikro: »Vielleicht sollten wir uns die Mühe *sparen*, zu spielen. Kümmert doch eh kein *Schwein* mehr, was *irgendwer* macht.«

»Zieht Leine, ihr Arschgeigen!« schrie jemand übermütig zurück, und das Publikum begann zu johlen und zu schreien. Man konnte die Leute von hier aus als verschwommene Silhouetten hinter dem durchsichtigen Schirm sehen, eine Galerie gesichtsloser Büsten, die auf und ab tanzten. Manche von ihnen waren aufgeskalpt, wie er an ihren Umrissen sah; der Renner waren Grabsteine auf ihren Köpfen. Andere trugen immer noch diverse Flare-Frisuren, mehrfache Irokesenfinnen und Retro-Stacheln.

»Yeah, genau, verpißt euch, oder wir spielen *doch!*« drohte Jerome.

»Chab Schüllfost!« brüllte jemand im Publikum auf Technicki. Er meinte: *Ich hab schon Schüttelfrost,* und das übrige Publikum lachte, weil es ein Scherz war, eine Art Wortspiel. Wenn man Bone Music hörte, durchlief es einen kalt; sie schickte einem buchstäblich Kälteschauer durch die Knochen. Zwischen den Bands spielte der Club jedoch Bänder ohne die Schauerfrequenz, damit man sich erholen konnte, sonst wurde das Publikum krank, es bekam ›Schüttelfrost‹, und die Behauptung, man hätte Schüttelfrost, während man auf eine Band wartete, bedeutete im Grunde genommen: *Laßt die bloß nicht auf die Bühne, ich bin schon ganz krank von dem Scheiß, besonders wenn ich mir jetzt auch noch diese Typen reintun soll.* Was eigentlich keine richtige Beleidigung war, sondern bloß liebevolle Spöttelei, um sie zu reizen.

Jerome lachte. Es gefiel ihm. Er bekam allmählich die richtige Einstellung zu der Sache. Er mußte in so was wie eine gespaltene Nebenpersönlichkeit schlüpfen, einen schizoiden Charakter, mußte den herrischen Punker spielen, um ein Konzert abzuziehen. Das ging bei ihm nicht wie von selbst, so wie bei manchen – wie zum Beispiel bei Rickenharp. Jerome mußte daran arbeiten, vor Publikum die richtige Einstellung zu entwickeln. Es war viel einfacher, zu

Hause Videographiti zu machen, wo man mit seinem Minisender und der Kamera allein war. Auf der Bühne war es ihm immer ein bißchen peinlich, den Underground-Popstar zu mimen.

Er vergewisserte sich, daß alle an ihrem Platz waren, und warf einen Blick zu Andrea hinüber. Sie nickte, um zu zeigen, daß sie bereit war. Ein hochhackiger Schuh schwebte über der Soundcontrol-Box am Boden. Sie trug ein Videokleid, auf dem ein alter Film lief, *Apocalypse Now,* und das ihre langen, muschelrosa Beine und ihre tätowierten Schultern zur Schau stellte. Auf ihrem kahlen Kopf wimmelte es von Animatätowierungen. Er konnte der Animationssequenz nie ganz folgen; irgendwas mit einem grinsenden Jesus, der ein Pfeifchen rauchte und mit einem AK-47 feuerte. Andrea selbst rauchte eine Glaspfeife mit einer die ganze Nacht vorhaltenden THC/MDMA-Kapsel darin, die glutlosen Rauch abgab; heute abend einen Rauch in grellem Pink, der zu ihren Stiefeln und ihrem Gürtel paßte. Ihre Augen waren glasig vom X-Dope. Sie sah immer so aus, als ob sie gleich umkippen würde, aber sie verspielte sich nie. Sie war eine echte Entdeckung.

Jerome schaute nach hinten zu Bettina und sah, wie sie ihn unter schweren Lidern heraus anfunkelte. Ihr massiger Leib in dem silbernen Kleid strahlte unverhüllt zornige Eifersucht aus. Anscheinend hatte er Andrea zu lange angeschaut. Er grinste sie an und formte dabei mit dem Mund die Worte: »Ich liebe dich«, und sie entspannte sich und setzte ihr Kopfhörermikro für die Back-up-Vocals auf.

Er nickte Bones zu, und dieser ließ das Rhythmusprogramm anlaufen. Das dumpf vibrierende Stampfen rollte in den Club hinaus wie starre Marksteine in einer akustischen Landschaft, der Schirm glitt beiseite, und Andrea trat mit einem Zeh auf den Bassprogrammierer, während sie mit den Händen sofort die Leadgitarre bearbeitete. Bones ließ zittrig seinen Keyboardpart losschrillen, die Stirn vor Konzentration gefurcht. Jerome hatte sich noch nicht zum Publikum umgedreht, er stand bloß da, mit dem Rücken zu ihm, und ließ den Blick wie ein Aufseher über die Band schweifen, bewegte sich ein bißchen zur Musik, ohne die Menge jedoch zur Kenntnis zu nehmen, bis er soweit war. Bones war ziemlich schlecht, okay, aber es ging so, es reichte aus, und die anderen machten es wett; ein Großteil wurde von den wellenförmigen Klangflächen überdeckt, die Aspaorto aus seinen Gliedmaßen herausholte, indem er seine neuromuskulären Impulse beim Tanz in Musik umsetzte.

Jerome war auf dem Plateau per Chip mit Bones gekoppelt. Er sandte ihm einen Leseimpuls, der besagte: *Stell fest, ob wir überwacht werden.*

*Wär ich nicht drauf gekommen,* lautete Bones' Antwort. Klugscheißer.

Ziemlich verspätet machte der Mann am Mischpult seine Ansage; er brüllte: »Jerome-X!« über die hauseigene PA, aber das ging im reißenden Klangstrom von der Bühne unter, und das Publikum wußte ohnehin, wer er war, sie waren die kleine, aber begeisterte Schar seiner Londoner Fans, und der Sound ließ sie bereits erschauern…

Als Jerome-X sich zu ihnen umdrehte und brüllte:

*The thing that lives in Washington*
*It's a kind of living stone*
*The thing that lives in Washington*
*Its weight makes the planet groan.*

Jerome ließ sich von den Schauern mitreißen, stieg jetzt voll ein, ließ sich von seinem Becken sagen, was er zu tun hatte. Er nahm den Groove auf, und die nächste Strophe kam mit noch mehr Power:

*The thing that lives in the temple*
*The temple with five sides*
*The thing that lives in Washington*
*Takes children for animal hides…*

Der Raum selbst erschauerte jetzt, und auf einer geheimnisvollen molekularen Ebene tanzten sogar die Wände.

Von Bone Music wurde es Barrabas immer schlecht. Er versuchte jedoch zu verhindern, daß sich seine Miene verdüsterte, als ihm die Schauer den Magen umdrehten, während er mit Jo Ann in dem Gedränge wie in einer Sardinendose tanzte. Durch die auf und ab wogenden Körper konnte er nur hin und wieder einen Blick auf Jerome-X erhaschen, einen komplett gestörten jungen Amerikaner, der sich im Kreis drehte und irgendwas brüllte, wobei kaum eine Melodie auszumachen war. Eine große, fette Negerin wabbelte wie Gelee auf einem Podest hinter ihm und kam ab und zu mit ein paar gospelartigen Einwürfen rüber. So was wie

*Show me, show me, show me the way out*
*Oh show me, show me, Lord show me the way out…*

Warum mußten sie diese verfluchten Frequenzen benutzen, die einem die Knochen vibrieren ließen? dachte Barrabas griesgrämig. Er hatte davon gelesen, war bis jetzt aber nur einmal in einem Boneclub gewesen. Manche Leute behaupteten, daß man von den Vibrationen Knochenkrebs bekam; andere meinten, sie würden Knochenkrebs *heilen.*

Wie auch immer, es ging einem durch Mark und Bein: eine Unterschallströmung, die die Musik wie akustisches Treibgut mit sich trug. Die sie physisch in einen hineintrug, so daß man spürte, wie die Akkorde in den Knochen, im Schädel und im Fleisch zitterten. Manche Leute hatten Bone Music-Rezeptoren im Schädel, in den Beckenknochen oder im Rückgrat implantiert; diese Rezeptoren nahmen die Musik auf speziellen Frequenzen auf, die andere nicht hören konnten, und verwandelten den ganzen Körper in eine Antenne. Einige Leute – viele sogar – gerieten dadurch in Ekstase. Sie

fanden es sexuell erregend, hypnotisch und allumfassend.

»Bist du okay?« brüllte ihm Jo Ann ins Ohr. Sie schrie laut, aber er konnte sie im Lärm der Band kaum hören. »Du siehst aus, als ob du kotzen müßtest!«

»Bin dieses Bone-Zeugs nicht gewöhnt!«

»Komm, wir holen uns was zu trinken!« Sie packte ihn am Handgelenk und führte ihn in die Bar. Er mochte es nicht besonders, von Mädchen herumgeführt zu werden, aber ließ es sich gefallen, nur um von dieser Tanzfläche runterzukommen.

Die Bar lag hinter geschlossenen Türen. Hier drin war die Musik gedämpft, und die Knochen vibrierten kaum noch. Es war dunkel, wie es sich gehörte. Das einzige Licht kam von der Bar selbst, die aus Buntglas war. Trübe, seltsam geformte blutrote, rubinrote, jadegrüne und stumpfblaue Paneele, die teilweise von innen beleuchtet waren, warfen aufs Geratewohl Strahlen farbigen Lichts in den schattigen, verräucherten Raum. Barrabas setzte sich auf einen Barhocker, der in einem rubinroten Lichtstrahl stand; Jo Ann saß beinahe rittlings auf einem grünen Strahl. Etwas davon flutete an ihrer Brust nach oben und tönte ihre grauen Augen jadegrün.

Sie bestellten sich Wodka-Martinis und saßen dicht beieinander zwischen zwei Gruppen schwitzender, fast nackter Männer, die kichernd über etlichen Gläsern Kokain Fizz hockten. Werbung blinkte an den Cocktailstrohhalmen auf; Musik vom Band ächzte wie eine Maschine, die jeden Moment den Geist aufgeben würde. Videogemälde an den Wänden reproduzierten Szenen mittelalterlicher Gemälde von der Kreuzigung und der Wiederauferstehung; die Bilder liefen nacheinander in trübseligem Helldunkel durch. Hin und wieder wechselten sich die Christusbilder mit denen von anderen Figuren ab, mit Gemälden von Paul Mavrides und anderen Ikonen der ehemaligen Post-Acid House-Ära: Da fuhr Timothy Leary auf einer Floppy Disc wie auf einer fliegenden Untertasse gen Himmel; William Burroughs und Laurie Anderson tanzten durch ein Konzentrationslager, während die hungernden Lagerinsassen auf Orchesterinstrumenten Strauß spielten; Kotzwinkel würfelte mit William Gibson, wobei sie schädelförmige Würfel benutzten; Bob Black und der Minimono-Star Calais waren an Stephen Hawkings Rollstuhl gekettet; der amerikanische Guru Da Free John, dem ein Arm aus der Stirn wuchs, machte Armdrücken mit einem Arm, der aus der Stirn von Rick Crandall wuchs; Robert Heinlein marschierte im Stechschritt mit Adolf Hitler und Le Pen; Rickenharp stürzte in die Trümmer des zusammenbrechenden Arc de Triomphe; Ivan Stang fütterte die Flammen unter dem Scheiterhaufen, auf dem ein grinsender J. R. ›Bob‹ Dobbs bei lebendigem Leibe geröstet wurde, mit dem Papiergeld des zwanzigsten Jahrhunderts; David Bowie wurde auf kannibalistische Weise von einer dämonischen Horde Popstars des einundzwanzigsten Jahrhunderts gefressen; Buddha vögelte Mrs. Bester, die Präsidentin der Vereinigten Staaten, die an einer Wand lehnte und ihre Beine um seine festen Hüften geschlungen hatte.

Und wieder zurück zum toten, aber numinosen Leib des gemarterten Jesus

Christus, dessen Kopf in Maria Magdalenas Schoß ruhte.

»Hast du hier drin Probleme mit diesen rumgeisternden Daten?« fragte Barrabas. »Mit diesem Gehirnbank-Zeugs?«

Jo Ann schüttelte den Kopf. »Ist kein Platz dafür bei dem ganzen Input hier. Geht's dir besser?«

»Viel besser. Tut mir leid wegen dem Tanzen. Ich zieh mir 'n paar Drinks rein und dann…«

»Mach dir deswegen keine Gedanken. Da war's sowieso zu voll zum Tanzen. Was machst du eigentlich für Dr. Cooper? Videosachen, hast du gesagt?«

»Dokumentation und Schnitt.« Er wollte das Thema wechseln. Sie runzelte ein wenig die Stirn.

Hinter ihm überschrien sich zwei Typen gegenseitig mit ihren Ansichten, die keiner von beiden hörte. Ihn überlief ein Schauer, der nichts mit der Musik zu tun hatte, als ihm klar wurde, worum es ging. »Die verdammten Mistkerle von Faschisten sitzen jetzt im Parlament, was willste da machen, ey?« brüllte einer von ihnen, ein Weißer mit Dreadlocks. »Wir ham keine Chance, die Scheiß-Nazis ohne 'nen Krieg wegzukriegen, 'nen verfluchten Bürgerkrieg, Kumpel, hm?«

Zur gleichen Zeit schrie der andere, ein Schwarzer mit einem Scalp-up in Form einer Straßenszene der Gegend, wo er zu Hause war: »Ich mein, diese beknackten Rassistenärsche sind überall, da fällt mir echt nix mehr zu ein, wie willste denn was gegen die ausrichten, verdammte Scheiße, da mußte schon das ganze System knacken, stimmt's?«

Und es gab Barrabas einen Stich, als er bemerkte, daß Jo Ann ihnen zuhörte. Er fragte sich, ob sie wußte, daß das Labor, für das sie ihr Gehirn hatte arbeiten lassen, eine Einrichtung der SA war. Er fragte sich auch, ob sie eine Liberale war. Immerhin war sie Künstlerin. Dann beantwortete sie seine unausgesprochenen Fragen, als sie bemerkte: »Die SA macht mir wirklich Angst, so wie die wächst. Dieser Rassismus ist schon erstaunlich, finde ich. Er ist wie ein alter Aberglaube, als ob man davon überzeugt wäre, daß die Welt flach ist und die Sonne sich um die Erde dreht!«

»Was – die Sonne dreht sich gar nicht um die Erde?« scherzte er in der Hoffnung, sie damit von dem Thema abzubringen.

Sie lächelte flüchtig und setzte dann eine Miene auf, die *nun mal im Ernst* bedeutete. »Ich meine – was *kann* man denn schon gegen diese SA-Rassisten tun? Der Typ hatte recht. Die gehören jetzt zum System…«

Er war drin im System. Jerome fühlte es, bevor er es sah. Er war *drin.*

Die Computerarbeit wurde von der linken Gehirnhälfte gemacht; die rechte sorgte für die Tarnung. Die rechte Gehirnhälfte sang. Sie sang den Refrain von ›Six Kinds of Darkness‹, während der andere Teil seines Geistes mit dem Chip arbeitete. Der rechte Lappen sang:

*Six kinds of darkness, spilling down over me*

*Six kinds of darkness, sticky with energy…*

Der linke Lappen hackte…

LONDON UNET: ID #4547g339. Superuser: WATSON.

Der linke Lappen seines Gehirns arbeitete mit dem Chip, der ein Signal abgab und mit einem starken Mikrocomputer verbunden war, der sich in den glimmerartigen Chipschichten der Midi-Elektronik von Bones' Synthesizer verbarg. Jerome-X sah den Boten auf dem halluzinatorischen LCD-Schirm seines inneren Auges: London UNET, ID #, Datum mutmaßlicher Name des ›Superusers‹. Dann ließ er ein E-Mail-Programm ablaufen, das sein Verschlüsselungswurm war. Es führte seinen diabolischen Algorithmus durch und überflutete die Input-Buffer, wo die Daten eingingen; die Überflutung trug ihn ins Befehlszentrum des Zielcomputers. Er überbrückte die Paßworte und die Sicherungen, nachdem er jetzt im Gehirn des Computers war, und befahl dann: CHANGE DIRECTORY TO ROOT.

ROOT: Das übergeordnete Inhaltsverzeichnis des Systems. Darin suchte er nach dem Zweig des Systems, den er brauchte.

Er suchte nach: Second Alliance International Security Corporation: Unterverzeichnis nachrichtendienstliche Sicherheitsmaßnahmen…

Patric Barrabas, der ihn aus dem Publikum heraus beobachtete, bemerkte (was im Krach unterging), daß Jerome-X beim Singen mit komischen Verrenkungen tanzte. Er hatte die Augen fest geschlossen, und seine Hände bewegten sich wie auf der Tastatur einer Schreibmaschine. Er spielte keine ›Luftgitarre‹, sondern tippte auf einer Lufttastatur…

Jerome tippte seine Befehle tatsächlich in die Luft. Er benutzte eine Technik, die ihm Bettina beigebracht hatte, um komplexere Kommandos einzugeben: Er schickte sie durch seinen Erweiterungschip per Funk zu einem starken Großrechner und tippte dabei mit den Fingern auf einer mentalen Tastatur.

Der Chip fütterte ihn mit illusionären Tasteindrücken und erfaßte seine Reaktionen durch seinen Kontakt mit Jeromes Scheitellappen, las den Input von den propriozeptiven Sensoren – den sensorischen Nervenenden – in den Muskeln und den kinästhetischen Sensoren – den Tastnerven – in den Fingern ab: Jeromes Bewegungen wurden in kybernetische Befehle übersetzt. Durch seine Verbindung mit dem Erweiterungschip entstand im Grunde ein mentaler Datenhandschuh, der sich nur in der holographischen ›virtuellen Realität‹ des Bewußtseins materialisierte.

Jerome sang

*Darkness of the Arctic*
*Six months into the night*
*Darkness of the eclipse*

*Forgetting of all light*
*Six kinds of darkness*
*Six I cannot tell…*

und fand seinen Weg durch die Dunkelheit im Datenwald.
Er nahm Abkürzungen, sammelte Informationen und deponierte etwas von sich selbst…

## SIEBEN

**Paris:**

Sie saßen in Pater Lesperes Wohnung hinter der Kirche. Es war eins der altmodischen Pariser Steinhäuser mit einer hohen, schmalen Tür aus rostigem Eisen; die Tür war so hoch und schwer, daß sie Ähnlichkeit mit der Tür einer Kathedrale hatte. Ihre Schritte hatten an diesem Morgen widergehallt, als sie die knarrende Tür aufgestoßen hatten und durch die Eingangshalle zu dem kleinen Hof mit dem Kopfsteinpflaster unter schmalen Fenstern mit hölzernen Läden gegangen waren. Die rissigen Wände waren braun vom Alter; Wasserflecken hatten sepiafarbene Streifen hinterlassen. Sie hatten das Hinterhaus betreten und waren die enge, gewundene Treppe hinaufgestiegen. Wie bei den sparsamen Franzosen üblich, war das Licht in dem feuchten, hallenden Treppenhaus von selbst ausgegangen, als sie im ersten Stock angelangt waren. Das Haus roch muffig; die leeren Flure waren düster.

Pater Lesperes Wohnung war ein bißchen freundlicher. Sie war eng, aber hoch, und in Grauweiß und blassem Gelb gehalten. Es gab ein paar geschmackvolle Kandelaber, ein altes Rollpult und ein paar Osterglocken aus Seide in antiken flämischen Vasen. Lespere gehörte zur Oberschicht der Stadt, was bedeutete, daß er über eine Gasheizung verfügte und einen Plattenspieler besaß. Im Moment lief gerade etwas von Mozart. Die Möblierung war schlicht, fast schon karg. Natürlich gab es ein Kruzifix und eine Muttergottes, und Bücher über Theologie und Renaissancemalerei nahmen eine ganze Wand ein. Viele Bücher, aber nichts, was Besucher von der SA Verdacht schöpfen lassen würde. Er hatte seine Bücherregale schon längst gesäubert.

Briands Gesicht war stoppelig und grau vor Kummer und Alter. Er trug die Uniform eines Straßenkehrers, hielt seine zerknüllte Mütze in den Händen und saß auf einem alten hölzernen Küchenstuhl. Auf dem weißen Holztisch neben ihm stand eine Porzellanschale mit Kaffee; daneben lag ein Stück Brot. Er rauchte und sah sie mit mildem Erstaunen an, als sie hereinkamen. Bibisch und Torrence waren wie Bauarbeiter gekleidet; sie sahen aus, als ob sie den ganzen Tag bei Trümmerbeseitigungstrupps gearbeitet hätten. Sie hatten Staub in den Haaren und schmutzige Hände. Ihre Maschinenpistolen waren sorgsam in ihren Kleidern versteckt.

Pater Lespere trug eine Soutane, als ob diese Zusammenkunft eine formelle kirchliche Veranstaltung sei und als ob er ihnen die Beichte abnehmen wollte; in gewissem Sinn traf das auch beides zu.

Sie schüttelten sich die Hände, tranken ein bißchen Kaffee aus der Schale und beklagten sich über den nicht zur Jahreszeit passenden Nieselregen draußen. Durch den nachlassenden, schräg herabfallenden Regen vor dem Fenster sah Torrence die seltsame Landschaft der Hausdächer von Paris, die ihm in seiner momentanen Stimmung wie die Monumente auf einem Friedhof

vorkamen: die buckligen grauen Ziegeldächer und Dachgeschosse wie Hügelgräber und Mausoleen, die Kamine wie eine endlose Reihe abstrakter Grabsteine. Da und dort die blasphemischen Fremdkörper von Giebelfenstern. Die Flächen waren glitschig vom Wasser, der Himmel regentrüb.

*»Eh bien«*, sagte Lespere. »Wenn ihr bereit seid, die Geschichte zu hören, werde ich Briand bitten, sie zu erzählen.«

Torrence nickte mechanisch.

Er gab sich alle Mühe, einen neutralen Gesichtsausdruck beizubehalten, während er zuhörte, wie Bibisch den Bericht des alten Franzosen übersetzte. »Sie kamen frühmorgens, wenn alle noch schlafen. Ich nicht, ich gehe sehr früh zu die Arbeit; ich bin der einzige im Haus, der wach ist. An diesem Morgen war ich glücklich, weil ich etwas Tee habe, der difficile zu bekommen ist… Dann höre ich das Geräusch eines Lastwagens und einer Maschine, die Türen einschlägt, und das Haus erzittert, alles fällt von die Wand; und die Männer kommen ins Haus, in jedes Apartment, packen uns am Kragen und zerren uns raus. Wir können nicht sehen die Gesichter, weil sie Glaskugeln darüber tragen. Ihr kennt diese Art von Soldaten… sie bringen uns auf die Straße. In den anderen Häusern schauen alle zu. Und sie morden. Das ist alles. Sie brechen ein – ich habe schon oft gesehen, wie sie einbrechen und Leute mitnehmen und sagen, es ist für Frankreich, für die Einheitspartei, für die Sicherheit, und sie haben immer Waffen, so wir protestieren nicht – aber diesmal sie haben nicht gebracht Leute ins Gefängnis, nein. Sie töten sie. Sie töten sie gleich dort auf der Straße, an Wand. Sie sagen, ist Vergeltungsmaßnahme. Ist Hinrichtung für…« Sie zögerte und bat Briand dann, den Namen zu wiederholen. Briand tat es; er sprach ihn sehr deutlich aus. Torrence spürte, wie ihm eine Geisterhand die Luft abschnürte.

Vergeltung. Für Hard-Eyes. Für das Werk des Terroristen Hard-Eyes.

Alias Daniel Torrence.

»Wie viele sind tot?« fragte Torrence mit krächzender Stimme.

*»Quatre«,* sagte der alte Mann. Vier. *»Une petite fille.«* Darunter ein kleines Mädchen.

Torrence ließ die Luft mit einem langen, langsamen, zitternden Atemzug entweichen.

»Sie tun es auch mit einem Kind. *C'est pour la psychologie«*, erklärte Bibisch Torrence leise und drückte seinen Arm.

Er nickte. »Sie versuchen, auf der Klaviatur der Gefühle aller Menschen zu spielen. Auch auf meinen. Und es klappt auch.«

Sie schüttelte den Kopf. *»Non! Merde, c'est pas vrai!«* Und dann ließ sie eine Salve Französisch im Maschinengewehrtempo vom Stapel. Wusch ihm den Kopf, weil er sich von ihnen einmachen ließ, soweit er es mitbekam. In dem Zimmer klang ihre Stimme laut, aber für Torrence war sie ein fernes Echo, das Geräusch einer Sirene, die man in der Ferne vorbeifahren hörte, während man in einer Friedhofskapelle steht…

Er stellte sich vor, wie er sich Sprengstoff umschnallte, ins Hauptquartier

der SA eindrang und Watson, Der Durst und so viele andere wie möglich mitnahm.

Vergiß es! Das würde nur weitere Vergeltungsmaßnahmen nach sich ziehen.

»Warum haben sie Ihr Haus ausgewählt, Monsieur Briand?« fragte Torrence.

Diesmal übersetzte Lespere, als der alte Mann müde sagte: »Vielleicht ohne Grund, oder vielleicht weil sich jemand im Haus wegen des Wassers beschwert hat. Wir hatten zwei Wochen lang kein Wasser. Die Regierung der Einheitspartei kontrolliert die Versorgungseinrichtungen, und sie sagten, es sei unpatriotisch, sich zu beschweren, weil alle mit Versorgungsengpässen konfrontiert seien… Oder vielleicht grundlos, einfach eine willkürlich ausgesuchte Hausnummer in einer Gegend, wo niemand aus ihrer eigenen Schicht wohnt. Ich weiß es nicht, Monsieur.«

Lespere wandte sich an Torrence. »Sie haben sich wahrscheinlich eins ausgesucht, mit dem sie Ärger hatten, aber das hat nicht viel zu sagen. Ihr Ziel war es, dich anzugreifen, Dan.«

Der alte Mann weinte jetzt. Er bewegte sich nicht, und sein Gesichtsausdruck änderte sich nicht. Er ließ den Tränen einfach freien Lauf, während er sprach. »Simone war meine Nichte«, übersetzte Bibisch für ihn. »Die kleine Mädchen. Jetzt habe ich niemand mehr. Ich habe es diesem Mädchen erzählt – er meint mich, wir kennen uns aus die Messe – und… und ich habe ihn hergebracht.«

»Woher hat er gewußt, daß du bei der NR bist?« fragte Torrence. Seine Stimme hörte sich in seinen eigenen Ohren leblos an.

»Er wußte nicht. Ich habe gesehen, wie er weinte, und ich kenne ihn, seit ich klein war. Er hat meiner Mutter auf die Straße immer etwas Nettes gesagt. So ich frage ihn, ob ich ihm helfen kann, und er erzählt mir diese Geschichte. Er sagt, er will sterben…« Sie hob die Schultern.

»Da ist er bei uns richtig«, murmelte Torrence.

»Bemitleidest du dich selbst?« fragte ihn Lespere.

Torrence schüttelte den Kopf. Dann sagte er abrupt: »Doch. Doch, ja. Mich und alle anderen, die in diese Scheißsache reingeraten sind.«

»Laß Jesus Christus sein Werk selber tun. Von dir wird Opferbereitschaft verlangt, aber kein Märtyrertum. Es geht gerade erst los. Du mußt bereit sein. Es wird noch schlimmer werden. Der Durst wird sich Leute schnappen und sie foltern, um dich zu finden. Aber die Wahrheit ist sehr einfach: Du bringst mehr Nutzen als Schaden, selbst wenn sie in deinem Namen zu Vergeltungsmaßnahmen greifen, Daniel.«

Bibisch nickte. *»Exactement. C'est ça.«*

Torrence fühlte sich wie eine Urne voller Asche. *Une petit fille… Sie foltern, um dich zu finden.*

»Mehr Nutzen als Schaden?« schnaubte er. »Das ist schwer zu glauben.«

»Das ist nun wieder eine Sache, in der ich mich von Berufs wegen

besonders gut auskenne«, sagte Lespere. »Es ist immer schwer, zu glauben.«

**Der Glass Key Club, London:**

Barrabas und Jo Ann. Es war der dritte Club, in den sie bei ihrem ersten Date gegangen waren. Der Glass Key war ein Club, in dem es erst richtig losging, wenn die anderen Läden zumachten, und das war eine hübsche Abrundung, denn sie waren beide voll auf MDE[6] und hätten ohnehin nicht schlafen können. Und der Glass Key war genau das Richtige, wenn man so drauf war und einen Laden suchte, wo man unter Leuten und trotzdem allein sein konnte…

Sie waren in stummer Übereinstimmung in das atmosphärische Feld der Hinterzimmer des Sexclubs gegangen, wobei sie so taten, als ob sie sich bloß umschauen und den Laden abchecken wollten, aber sie wußten beide, wie es hier enden würde, besonders bei der sexuellen Spannung, die sich den ganzen Abend hindurch aufgebaut hatte.

Die erste Nummer machten sie im Stehen. Sein Schwanz nagelte sie an die Wand; ihr Rock war hochgerutscht, und sie hatte die Beine um seine Hüften geschlungen. Beim zweitenmal vögelten sie auf den Matratzen, die den Fußboden bedeckten, und sie hatten sich sogar ausgezogen, wobei er allerdings seine Socken vergessen hatte. Damit zog sie ihn hinterher gnadenlos auf.

Beim drittenmal ging es ganz langsam, und er kam nie so richtig, aber das war in Ordnung.

Danach begann die Wirkung des MDE jedoch abzuklingen. Sie waren beide müde und mürrisch und – eine der Nachwirkungen der Droge – ein bißchen gereizt. »Ich könnte die beschissenen Überbleibsel von der Gehirnbank einfach ausbrennen, weil ich mir nämlich ‘nen Hirnschaden weghole«, sagte sie, »wenn ich auf der Droge drauf bleibe.«

»Ich hab ‘nen Höllendurst auf ‘ne richtige Halbe«, murmelte Barrabas.

»Ja, ich könnte auch gut ‘nen Drink ohne irgendwelche gottverdammten Upper drin brauchen«, sagte sie und schlüpfte unbeholfen in ihre Strumpfhose. Danach zogen sie sich schweigend an, gingen zur Bar hinaus und – sie war zu.

»Shit!« sagten sie beide gleichzeitig.

Die Morgensonne hatte die grausame Frechheit, durch die Wolken zu brechen, als sie hinaustraten, und Barrabas bekam pochende Kopfschmerzen vom störenden Licht und dem Straßenlärm.

Aber die frische Luft half ein bißchen, und das Laufen spülte ihre Systeme ein bißchen durch, und nachdem sie ein paar Minuten lang in Richtung zur U-Bahn-Station geschlendert waren und dabei sehnsüchtig auf die schwarzen Schneckenbuckel der elektrischen Taxis geschaut hatten, die sie sich nicht mehr leisten konnten, hielten sie sich an den Händen und fühlten sich einander wieder ein bißchen näher. »Das war vielleicht mal ‘ne Nacht. Echt

exxy[7]«, sagte Barrabas, als sie die vollgeklebten Reklamewände bei der U-Bahn-Station erreichten.

Sie blieben stehen, und Jo Ann grinste ihn an. Etwas von der Lebendigkeit, die ihn zu ihr hingezogen hatte, flammte wieder in ihren Augen auf. »Ja.«

Vier junge Pakistani, wahrscheinlich Studenten auf dem Weg zur Universität, kamen aus der U-Bahn-Station und eilten an Barrabas und Jo Ann vorbei. Einer von ihnen prallte gegen das Mädchen. Barrabas machte ein finsteres Gesicht. Der Paki, der sie angerempelt hatte, blieb neben Barrabas stehen und musterte sie. Die Ereignisse im Sexclub hatten ihre Spuren hinterlassen: Ihre Klamotten waren zerknittert und ihre Haare zerwühlt. Er grinste. »Sorry, Miss. Ich wünschte, ich hätte Zeit, mich richtig zu entschuldigen. Sieht aus, als könnte man mit Ihnen ‘nen Haufen Spaß haben.«

Barrabas reagierte instinktiv. Seine Hand peitschte aus, und er traf den Pakistani mit der Rückhand, so daß er gegen seine Freunde taumelte. In seinem überheblichsten Ton fuhr Barrabas ihn an: »Du widerlicher kleiner Kameltreiber. Wie kannst du’s wagen…?« Er spürte eine Aufwallung von Freude, als er es sagte, und dachte, daß er bei Jo Ann Punkte machte, indem er ihr zeigte, daß er für sie kämpfen und ihr den Pöbel vom Hals halten würde. »Sieh bloß zu, daß du Land gewinnst, du brauner Wichserbastard«, sagte er. »Am besten verpißt du dich gleich wieder nach Pakiland.«

Die Augen des Pakistanis wurden hart wie Kieselsteine. Er begann eine Antwort herauszusprudeln, aber die Studenten bedachten Barrabas mit spöttischem Gelächter, um die Sache zu entschärfen, und machten obszöne Gesten, dann zerrten sie ihren wütenden Freund weg. Sie befahlen ihm tadelnd, den faschistischen Hornochsen zu ignorieren: »Wahrscheinlich so ‘n SA-Idiot.«

Barrabas merkte, daß Jo Ann ihn anstarrte. Ihre vor Müdigkeit geröteten Augen paßten wie angegossen zur kalten Wut in ihrer Miene. »Ich fasse es einfach nicht«, sagte sie mit langsamer, betonter Ungläubigkeit. »Du hast mich doch tatsächlich hinters Licht geführt und mich glauben gemacht, du wärst ein Mensch. Aber du bist ein Nazi. Stimmt’s?«

»Was? Ein Nazi? Hölle und Verdammnis. Nein. Nein.«

»Du bist ‘n rassistischer Schläger.«

»Ich will sie nur aus England raushaben, diese Kanacker. Wir haben hier nicht genug Platz. Es gibt nicht genug Arbeit und nicht genug zu essen, und wir machen unseren Kram hier lieber auf unsere Weise.«

»Diesen ganzen Scheißdreck glaubst du wirklich? Hast du schon jemals deinen eigenen Kopf benutzt?«

»Ich benutz immer meinen eigenen Kopf, was, zum Henker, weißt du denn davon, verdammt, du bist ‘ne Amerikanerin!«

»Ja. Alles klar. Du kannst mich mal.«

Sie drehte sich auf dem Absatz um und rannte in die U-Bahn-Station.

Er wollte ihr nachlaufen, aber er konnte es nicht. In seinem Kopf war ein ungeheures Dröhnen. Aber es war nur ein Zug, der auf den erhöhten Gleisen

vorbeirauschte und am Bahnsteig am oberen Ende der Treppe anhielt, vor der er stand. Sein Zug. Nach einem Moment schleppte er sich zu ihm hinauf.

**Paris:**

Der Jaegernaut rollte knirschend die Straße hinunter. Er ließ die Häuser erbeben, so daß lose Ziegelsteine und Simsteile auf die Bürgersteige herabregneten. Watson war froh, daß er geschützt in einem busgroßen gepanzerten Innere Sicherheit-Fahrzeug saß. Sie waren nur eine Minute vor dem Jaegernaut angekommen, und jetzt sahen sie sich auf den TV-Monitoren im ISF an, wie er sich näherte – Kameras waren sicherer als Fenster –, und es war so ähnlich, als ob man den Test einer Interkontinentalrakete in einer militärischen Einrichtung beobachten würde: Die Überwachungsanlage piepste vor sich hin; die gleichgültigen Techniker hatten ihre Kopfhörer auf, während sie halfen, den Jaegernaut zu lenken, und nach NR-Saboteuren Ausschau hielten. Die Fernsehschirme rückten ihn gerade weit genug weg; ihn ungeschützt von der Straße in der Nähe aus zu beobachten, war ein bißchen zu ehrfurchtgebietend. Zu entnervend. Es war, als ob man einen Vulkan ausbrechen sähe – oder zuschaute, wie sich eine verdrehte Hängebrücke mit massiven Trägern von ihren Befestigungen losriß und zu einer Strafexpedition aufbrach.

Der Jaegernaut – ein ferngesteuertes Modell – kam mit den methodischen Bewegungen eines Automaten näher, nicht anmutig, aber ohne zu zögern; er hielt direkt auf das alte Mietshaus zu. Watson war froh, daß sie die richtige Adresse hatten. Es war ziemlich unangenehm, wenn sie das falsche Haus zermalmten, weil sie dabei immer gleich mehrere Hundert der falschen Leute umbrachten. Und das war alles andere als gute Public Relations.

Einige Bewohner des Mietshauses hatten gemerkt, daß der Jaegernaut kam, und ein paar hatten es geschafft, ins Freie zu gelangen. Aber für die meisten hatte die Zeit nicht gereicht.

Andere kamen an die Fenster, um noch eine Fluchtmöglichkeit zu finden. Aber schon fuhr der Hammer herunter. Unterstützt von einem gebündelten Mikrowellenstrahl, der den Stein des Gebäudes mürbe machte, grub sich die gnadenlose herabsausende Sichel aus Stahl tief ins Dach des Hauses, durchbrach Ziegel und Dach wie ein Schnabel, der in ein Schneckenhaus hackt. Und sie waren wie die Schnecken, die sich in Schneckenhäusern wanden, dachte Watson. Sie standen schreiend an den Fenstern und wedelten mit den Armen, als ob das tausende Tonnen gehärteten Stahls davon abhalten könnte, auf sie herabzuschmettern. Wirklich verdammt dumm von ihnen. Wenn man weiß, daß man sterben muß, sagte sich Watson, sollte man es mit ein wenig Würde tun. Welchen Sinn hatte das hysterische Getue?

Der Jaegernaut grub sich tiefer in das Haus hinein. Watson fühlte die Vibration des Aufpralls; er ließ die Straße erbeben und brachte das ISF zum Schaukeln. In nicht einmal einer Minute war das achtstöckige Gebäude

implodiert, eine zerschmetterte Ruine, ein hohes, schmales, zusammenbrechendes Ding, das in einer Wolke aus Rauch und Staub verschwand. Der Jaegernaut fuhr fort, das Gebäude zu zermalmen, und das Geschrei der Bewohner ging im Kreischen des Stahls unter. Als die Sichel wie das im Kreis laufende Messer einer Bodenfräse wieder hochkam, tropfte es rot von ihren Rändern.

Unter normalen Umständen hätte die Sache Watson mehr Vergnügen bereitet. Aber Giessen – Der Durst – war dabei; trotz seines dramatischen Pseudonyms sah der Mistkerl so aus wie immer, wie ein pedantischer Steuerprüfer seiner Majestät des Königs, und verdarb Watson den Spaß.

Sie saßen nebeneinander in dem engen Kontrolldeck, direkt hinter dem Fahrer und neben dem vorderen Bordschützen, dessen Kopf vollständig unter der komplexen Apparatur der Video-Zielvorrichtung seiner Geschütze verschwand. Watson trank Tee aus einer Plastiktasse; Der Durst trank Kaffee mit einem Schuß Schnaps. Er lauschte über Kopfhörer dem Überwachungsteam auf einem Hausdach und der Chopper-Wache. »Irgendwas?« fragte Watson. Giessens Gesichtsausdruck verriet ihm sehr wohl, daß sie nichts entdeckt hatten, aber er wollte ihn ärgern.

Der Durst schüttelte den Kopf. Nichts.

Watson lächelte in sich hinein. Es war pervers, sich zu freuen, wenn die NR nicht in eine Falle ging. Aber er hatte dem Dummkopf gesagt, daß es nicht funktionieren würde. Giessens Plan war wie ein Komplott aus einem Roman von Dumas oder aus *Zorro* gewesen – ein Versuch, die NR aufzuscheuchen, indem man sie wissen ließ, daß man eine Vergeltungsaktion gegen ein Haus voller Araber durchführen wollte. Dann würden sie kommen, um sie zu verteidigen oder zu rächen. Die NR hatte nicht erfahren, welches Wohnhaus es sein würde, nicht einmal in welcher Gegend – aber sie hatten durchsickern lassen, daß es passieren würde. Sie hatten angenommen, daß die NR das Gelände beobachten würde, wo die Jaegernauts standen, ihnen zum Schauplatz des Angriffs folgen und darin mit Stingern oder anderen panzerbrechenden Waffen anrücken würde. Wahrscheinlich würde Hard-Eyes da sein und die Operation leiten…

Natürlich hatte es auf diese Weise nicht geklappt. Steinfeld war kein Dummkopf, und dieser Hard-Eyes war kein Trottel. So leicht würden die sich nicht aus der Deckung locken lassen. Besonders wo sie wußten, daß sie gegen einen Jaegernaut wenig ausrichten konnten. Die Vergeltungsaktion gegen das Haus, in dem angeblich Sympathisanten und zivile Helfer der NR wohnten, war an und für sich schon nützlich. Für solche Sachen hatten sie die Jaegernauts. Letztendlich würden sie natürlich im Krieg eingesetzt werden, als vorgeschobene Phalanx bei der Besetzung einer Stadt. Wenn die Zeit zur Expansion kam…

Giessen nahm achselzuckend den Kopfhörer ab. »Ich war keineswegs sicher, daß es funktionieren würde. Aber ich wollte es mit einem Täuschungsmanöver probieren, um zu sehen, wie sie reagieren.«

Watson kochte innerlich. »Ich habe Ihnen *gesagt,* wie sie reagieren würden. Ihr mangelndes Interesse an meiner Meinung ist nicht gerade schmeichelhaft. Immerhin ist die Sicherheit mein Spezialgebiet.«

»Ich habe allen erdenklichen Respekt vor Ihnen, Herr Watson. Aber ich muß mit diesem Problem auf meine Weise fertig werden. Ich habe das Gefühl, daß sich einige altmodische Techniken als wirksam erweisen werden. Hinrichtungen als Reaktion auf die Aktivitäten dieses Hard-Eyes – das ist eine uralte, herkömmliche Methode, die uns irgendwann Informanten liefern und diesen Mann unter Druck setzen und zum Handeln zwingen wird. Ich habe außerdem vor, auch ein paar neue Techniken anzuwenden. Wir haben neue Überwachungsgeräte… Dinge, die in diesen Metrotunnels und Abwasserkanälen, die sie benutzen, sehr brauchbar sein werden.«

»Was genau? Horchposten?«

»Nein. Vogelaugen.«

»Aber unter der Erde können sie ihr Steuersignal nicht mehr empfangen! Und sie können nicht senden!«

»Die neuen verfügen über Selbststeuerung. Sie senden nicht, sondern sie zeichnen auf, und sie sind mit Infrarot ausgestattet. Sie werden die Tunnels für uns erforschen und sie finden…«

»Wir hätten irgendwas tun können«, sagte Bargeman. Seine Stimme klang leblos.

Bargeman war in seine monotone Phase übergegangen, bemerkte Torrence. Wenn er ein Problem meisterte, dann machte er Witze, sprach mit ulkigen Stimmen und warf mit Sprüchen um sich. Auf diese Weise ließ er Dampf ab, sowohl für sich selbst als auch für alle anderen. Aber wenn er gefühlsmäßig unter Druck stand, wenn er dem Ungeheuer ins Gesicht schaute, dann wurden seine Stimme und seine Persönlichkeit emotionslos, monoton und monomanisch. Es war, als ob er wieder in die Haut des typischen Opfers eines Internierungszentrums geschlüpft wäre, dessen Stimme und Augen vor Verzweiflung matt und trübe waren. Mit einer Stimme, die so farblos wie Blech klang, gab er bittere Erklärungen von sich. Wir sollten mit ihnen zusammen sterben. Wir haben's verdient. Wir sitzen hier rum und sehen zu, wie sie drauf gehen.«

»Wir hätten es nicht verhindern können«, sagte Torrence. »Wir wußten nicht, welches Haus es war. Und sie hatten das ganze Gebiet umstellt. Wir haben Glück, wenn sie uns hier drin nicht aufspüren.«

Er hielt den Blick in der Tat auf den Schirm eines Überwachungsdetektors gerichtet, einen tragbaren Monitor, der einen Blip zeigen sollte, wenn ein Vogelauge oder ein anderes elektronisches Überwachungsgerät nah genug war. Die Bildschirme waren aber nicht sehr zuverlässig.

Das Gebäude erbebte, und ein wenig weißer Staub rieselte von der Decke herab, als der Jaegernaut ein weiteres Mal über das drei Blocks entfernte Haus hinwegwalzte.

Torrence schaute zu Norman Hand auf, der mit seinem Technicki-Assistenten auf der Lehne eines umgekippten Sofas saß, das über ein anderes Sofa direkt unter dem Kellerfenster gestapelt war. Der Raum war halbdunkel, staubig und kühl und roch nach Pisse. Die alten Möbel, die darin lagerten, waren von einer puderfeinen Staubschicht aus dem Isoliermaterial in der Decke überzogen, die bei den Bombardierungen von Paris heruntergekommen war. Das einzige Licht kam von einer tropfenden Chemolaterne und durchs Kellerfenster. Torrence und Bargeman hielten die Sturmgewehre in den Armen; sie saßen auf dem Boden, lehnten an einem Stapel verschimmelnder Pappschachteln voller Bücher und behielten die Tür im Auge. Sie hatten den alten Lieferwagen um die Ecke stehenlassen, aber es bestand die Möglichkeit, daß die SA ihn bemerkte und feststellte, daß er vorher noch nicht dagewesen war. Vielleicht hatten sie gesehen, wie sie in das Haus geklettert waren. Vielleicht würden sie jeden Moment da sein.

Torrence glaubte es nicht. Die Aufmerksamkeit der SA konzentrierte sich auf die Häuser und Straßen in der näheren Umgebung des Gebäudes, das sie gerade zerstörten.

»Kriegen Sie's gut drauf?« fragte Torrence.

Hand nickte. Sein Technicki benutzte ein extremes, digital verstärktes Teleobjektiv. Sie mußten nicht näher herangehen.

Der Reporter hatte kein Wort gesagt, seit die Zerstörung begonnen hatte. Er hielt den Blick auf den kleinen Monitor in seiner Hand gerichtet und sah in Vergrößerung, was die Kamera sah. Manchmal zitterte sein Kinn ein bißchen.

Torrence war froh. Hand war betroffen von dem, was er sah. Er sah etwas, das sich nicht abstreiten oder mit einem Achselzucken abtun ließ. Wenn sie Glück hatten, besaß er genug Courage, um seine Gefühle in einen Fernsehbericht umzusetzen. Das Filmmaterial würde ihm als partieller Beweis dienen. Vielleicht konnten sie ein paar Überlebende aufspüren und sie für ein Interview vor die Kamera bekommen. Torrence hoffte, daß die Männer, Frauen und Kinder in dem Wohnhaus nicht umsonst gestorben waren.

Er kam sich dumm und hilflos vor, als er daran dachte, was ein paar Blocks weiter geschah. Direkt vor seinen Augen. Als er nichts unternahm, um es zu verhindern.

Bargeman zappelte nervös herum. »Wir könnten wenigstens ein paar von den Scheißkerlen abknallen.«

Torrence schüttelte den Kopf. »Wir dürfen dieses Projekt nicht aufs Spiel setzen. Dieser Bericht ist eine Form, sie anzugreifen. Er wendet ihre eigene Brutalität gegen sie, Mann. Verstehst du?«

»Du willst diese Sache einfach nur filmen und dann nach Hause gehen.«

»Und das Videoband benutzen. Ja.«

Bargemans Stimme war besonders leblos, als er sagte: »Das ist es nicht wert. Ich geh raus und leg ein paar von ihnen um.«

In dem Ton, den er zu benutzen gelernt hatte, seit er Offizier einer paramilitärischen Truppe geworden war, sagte Torrence: »Nein. Nein, das

wirst du nicht tun!«

Bargeman stand auf und ging zur Tür.

Torrence überlegte sich, ob er ihm drohen sollte, ihn zu erschießen. Er war absolut nicht sicher, daß das wirken würde. Eine Drohung.

Vielleicht mußte er ihn töten.

»Bargeman«, sagte er.

Bargeman legte die Hand an den Türknopf.

»Wenn du das tust…« Bargeman drehte den Türknopf.

Torrence entsicherte sein Gewehr.

Dann sagte er: »Wenn du das tust, schmeiß ich dich aus der NR raus. Wir schaffen dich in die Staaten, und dann kannst du den Rest deines Lebens glücklich und zufrieden im Kreise deiner Lieben verbringen.«

Bargeman zögerte und drehte sich dann langsam zu ihm um. »Ich hab mich bewährt.«

»Klar hast du das. Aber ich müßte es tun.«

»Liegt dir soviel an deiner Autorität?«

»Ich will nicht, daß in der Resistance alles drunter und drüber geht, Bargeman.«

»Du brauchst viel zu dringend Leute.«

»Blödsinn. Wenn du's tust, bist du draußen. Ein für allemal. Du wirst nie wieder einen Faschisten töten können. Jedenfalls nicht hier. Und die werden einfach weitermachen…«

Bargeman starrte ihn an. Seine Augen lagen tief im Schatten. Er sah aus wie der leibhaftige Tod.

Und er hörte sich auch so an, als er sagte: »Ja. Ist gut.«

Er ging wieder zu seinem Platz und setzte sich hin. Er drückte sein Gewehr an sich und starrte ins Nichts.

Das Haus erbebte von neuem. Hand stöhnte und begann mit zuckenden Schultern zu weinen. Torrence war übel.

**Labor Sechs, Cooper Research, London:**

»Was soll das heißen, Sie haben den Kontakt zu ihr verloren?« Coopers Stimme war ein Winseln am Rande der Hysterie.

»Immer mit der Ruhe«, sagte Barrabas. Sie standen im Schneideraum. Die Tür war geschlossen. Es war eng und stickig hier drin. »Na schön, ich hab Scheiße gebaut. Aber sie wird sich bei Ihnen melden. Sie braucht uns, weil wir für das Löschen bezahlen sollen.«

»Das wissen Sie nicht. Wenn sie gemerkt hat, daß es bei dem Zeug um biologische Kriegsführung ging, ist sie vielleicht schon zur NR gelaufen. Oder zu sonstwem.«

»Sie hat keine Ahnung, was es ist.« Aber er war nicht so sicher.

»Na schön. Ich möchte, daß Sie folgendes für mich tun…«

»Moment«, unterbrach ihn Barrabas. Er hatte gründlich darüber

nachgedacht. »Ich möchte zuerst mal drüber reden.«

Cooper leckte sich die zyanotischen Lippen. »Worüber… ah… wollten Sie reden?«

Barrabas zögerte. Ihm war aufgegangen, daß er etwas über Cooper wußte, was er möglicherweise als Druckmittel benutzen konnte. Er konnte etwas dafür bekommen, wenn er ihm half, die Sache unter den Teppich zu kehren. Trotzdem, vielleicht gefiel es Cooper nicht, erpreßt zu werden, wie subtil auch immer. Er würde ein gefährlicher Feind sein. Aber Barrabas wollte unbedingt raus aus diesem Projekt.

»Mir ist ein bißchen Klatsch und Tratsch zu Ohren gekommen, Dr. Cooper. Es heißt, daß Sie einen Balancer haben.«

Cooper machte den Mund auf, um es abzustreiten, besann sich dann jedoch eines anderen. »Na und?« krächzte er. »Ich habe damit angefangen, bevor jemand wußte, wie…«

»Wie süchtig es macht?« Barrabas nickte. Balancer. Ein ironischer Name. So was wie ein Drogenzapfhahn, ein Implantat, das morgens eine Dosierung eines Aufputschmittels ausschüttete, dann eine gewisse Menge eines Tranquilizers, um dem Aufputschmittel die Wirkung zu nehmen, das abends für einen schönen Rausch sorgte – manchmal eine lange, illegale Anwandlung puren Vergnügens – und einem schließlich ein Sedativ gab. Mit der Folge, daß man dauernd stoned war, sich prima fühlte und problemlos einschlief, ohne jemals zu viel vom einen oder vom anderen zu bekommen. Das Implantat balancierte mit seinen mikroskopisch kleinen Bluttestern die Drogendosierung mit dem jeweiligen täglichen Bedarf aus. Allerdings zog es die Toleranz jenseits eines gewissen Punkts nicht in Betracht; es wurde immer teurer, es machte süchtiger als jede andere Droge und sensibilisierte einen so stark für neurologische Veränderungen, daß man keine Minute mehr ohne das Implantat auskam, sobald man sich daran gewöhnt hatte. Und wenn man fünf Minuten lang darauf verzichten mußte, führte das zu Selbstmord…

Deshalb hatte man es verboten. Das hieß, daß der Preis in die Höhe schoß, in astronomische Höhe, und wenn man keinen Entzug machen wollte, zahlte man sich dumm und dämlich. Schließlich brach einem die Belastung finanziell das Rückgrat. Oder man lernte, wie in Coopers Fall, Geld zu unterschlagen.

»Ich vermute«, sagte Barrabas, »daß Sie das für den Hochsicherheits-Großrechner gedachte Budget ausgeschöpft und mit dem Geld die Rechnungen für Ihren Balancer bezahlt haben. Dann haben Sie illegal die Berechnungen auf die billige Tour über Gehirnverleiher durchführen lassen. Sie hatten das grundlegende Berechnungsprogramm…«

Coopers blasse Zunge fuhr erneut über seine blauen Lippen. »Sie vermuten! Das ist eine schwere Anschuldigung. Die SA duldet es nicht…«

»Richtig. Sie duldet überhaupt nicht viel. Ganz besonders nicht, wenn jemand Mist baut und es ihr Geld kostet. Stimmt's? Und eigentlich sind es auch keine Vermutungen. Ich habe ein paar… Nachforschungen angestellt.«

Jetzt bluffte Barrabas.

Aber Cooper nahm es ihm ab. »Na schön. Was wollen Sie?« Er winselte jetzt. »Sie wissen, daß ich kein Geld habe.«

»Ich möchte versetzt werden. Ich will raus hier. Eine Versetzung irgendwohin… ich hab mich noch nicht entschieden. Ich werde Sie's wissen lassen. Und Sie sollen mich zur Beförderung vorschlagen. So was können Sie für mich tun.«

»Ja, ja, ich glaube schon. In Ordnung. Aber hören Sie, alter Freund…« Er war jetzt ganz kumpelhaft und verschwörerisch und redete auf eine Weise, die in seinen Augen Barrabas' Klasse entsprach. Was diesen ausgesprochen verunsicherte. »Sie müssen auch ein bißchen was für mich tun. Die Sache muß bereinigt werden.«

Vertuscht meint er, dachte Barrabas. »Ich bin auf Ihrer Seite, ›alter Freund‹. Aber wenn Sie von mir erwarten, daß ich das Mädchen finde…« Er schüttelte den Kopf. »Wird nicht leicht sein. Wir hatten Streit.«

»Finden Sie sie! Entschuldigen Sie sich! Tun Sie, was nötig ist! Aber finden Sie sie und sagen Sie mir, wo sie ist! Sorgen Sie dafür, daß sie dableibt, dann komme ich und… ah… rede mit ihr. In Ordnung?«

Barrabas kaute auf seiner Unterlippe. Mit ihr *reden?* Cooper?

»Ja«, sagte er langsam, obwohl er ein flaues Gefühl im Magen hatte. »Ich finde sie.«

**Zehn Meilen außerhalb von Paris, in der Nähe des Flughafens Orly:**

Für manche war es im Flüchtlingslager schlimmer geworden, für andere besser.

Torrence, Bibisch, Bargeman und Hand stapften den gefurchten, unbefestigten Weg entlang, der sich durch das Lager wand, blinzelten ins ungefilterte Sonnenlicht und unterhielten sich leise. Im nördlichen Zentralfrankreich war endlich der Sommer eingekehrt. Ihre Kleidung entsprach dem Wetter noch weniger als die der anderen Menschen im Lager. Die meisten Flüchtlinge hatten einfach alles an, was sie besaßen. Torrence und seine Gefährten trugen die ungewaschene, willkürlich zusammengewürfelte Kleidung, die für die Flüchtlinge typisch war: Bargeman hatte sich ein Reklame-Sweatshirt für Mitspiel-Filmsoftware übergestreift, auf dessen Brust ein schmutziger, greulicher Videoaufdruck prangte, der für *Psycho Sam, der Mann mit den Kettensägenfingern* warb; Bibisch trug einen fleckigen Jogginganzug; Torrences Kleidung bestand aus einer dicken Schicht militärischer Uniformteile ohne Rangabzeichen, die an diesem sonnigen Nachmittag viel zu warm war, aber praktischerweise seine Waffen verbarg; Hand trug einen dreckigen blauen Sweater, eine zerrissene Khakihose und Armeestiefel, die ihm nicht paßten. Im Vergleich zu den Menschen, die bei den Hütten, Baracken und Zelten um sie herum hockten, sahen sie geradezu elegant aus, dachte Bargeman. Die unterernährten Kinder,

deren Augen so stumpf waren wie die von drogenbehandelten Kälbern im Stall eines landwirtschaftlichen Großbetriebs, deprimierten Bargeman besonders. Kinder waren bloß Erwachsene, die noch keine klaren Konturen hatten, dachte er, und es war wahrscheinlich dumm, sich von ihnen mehr rühren zu lassen als von den Erwachsenen, die hier litten. Leiden war Leiden. Aber unausweichlich spürte er die Gewalt, die den Menschen angetan wurde, besonders dann, wenn er die Kinder in den Lagern sah.

Und es gab so viele heimatlose Kinder in Paris, wie überall in Europa. Entweder starben sie, bevor sie zwölf waren, oder ihre Entschlossenheit zu überleben machte kleine Ungeheuer aus ihnen. Eine entwurzelte Nation innerhalb einer Nation; eine Nation von Entrechteten.

Natürlich stank es hier. Anfangs hatte es noch chemische Toiletten gegeben, die dank der kläglichen Bemühungen des Internationalen Roten Kreuzes ins Lager gebracht worden waren, aber dann hatte das Rote Kreuz die Grausamkeiten der SA miterlebt und sich beschwert; daraufhin war das IRK hinausgeworfen worden. Die wenigen sanitären Einrichtungen reichten hinten und vorn nicht für die Zahl der Flüchtlinge, die dazu übergegangen waren, offene Gruben auszuheben und als Klos zu benutzen. Die Fliegen waren schrecklich, groß und blauschwarz und so allgegenwärtig, daß sie spontan vom Gestank erschaffen zu werden schienen. Das war ein mittelalterlicher Gedanke, aber mittelalterliche Gedanken waren hier auch durchaus angemessen, fand Bargeman.

Das Lager selbst war ein Flickwerk, das sich der Erfassung durch das Auge entzog. Insgesamt machte es den Eindruck, als ob Tausende menschlicher Wesen auf einer Müllkippe lebten, ein wimmelndes Durcheinander wie das von Möwen auf einem Frachtkahn. Der Weg war im Lauf der Regenfälle aufgeweicht, dann von der Sonne zu einem von Fußabdrücken und Wagenspuren zernarbten, zementharten Etwas gebrannt worden. Torrence und die anderen arbeiteten sich darauf voran, verscheuchten die Fliegen von ihren Gesichtern und versuchten, durch den Mund zu atmen.

Und dann kamen sie zu dem Fernsehschirm.

»Ich glaub’s einfach nicht«, flüsterte Hand. »Was, zum Teufel, hat dieses Ding hier zu suchen?«

Torrence zog sich seine weiche Tarnmütze tiefer über die Augen und versuchte, sein Gesicht zu verbergen, als sie sich der Lichtung mit dem riesigen Fernsehschirm näherten. Er war so groß wie zwei übereinandergestapelte Reklametafeln, ein mehrere Stockwerke hoher, scheunenbreiter Fernsehschirm. Eine absurde Anomalie. Eine verglaste, von Chrom eingerahmte Sektion des Gitters, die auf einem in steinhartes Insta gebetteten Trägergerüst ruhte. Davor standen ordentliche Reihen von Klappstühlen aus Metall. Die Stühle waren nicht besetzt, bis auf eine alte Frau, die unablässig vor sich hin fluchte, und ein zerlumptes Kind, das mit seinen Genitalien spielte, während es mit offenem Mund auf den Schirm starrte. Vier SA-Soldaten hielten um den Bildschirm herum Wache, zwei

dahinter und zwei davor. Die Beine ihrer gepanzerten Anzüge waren gespreizt und standen unverrückbar fest, so daß sie sich im Innern der Anzüge anlehnen konnten; die Anzüge waren klimatisiert und bestanden aus gepolstertem, kevlarverstärktem schwarzen Material. Die verspiegelten Helme, die ihre Köpfe umschlossen, verliehen ihnen eine insektenhafte Anonymität.

Auf dem Video-Monolithen, der zwei Stockwerke hoch über ihnen aufragte, quasselte der sprechende Kopf des französischen Präsidenten über die Einheitspartei. Hin und wieder wurden über seiner Schulter Bilder der französischen Fahne im Wechsel mit Aufnahmen der kleinen Teile von Paris eingeblendet, die die SA aufgeräumt und wiederaufgebaut hatte.

Es gab auch Aufnahmen gutgelaunter Bürger von Paris, die beim ›Freiwilligen Wiederaufbauplan‹ mitarbeiteten; sie winkten in die Kameras und schwatzten gesellig miteinander, während sie den Schutt aus Gebäuden räumten, die durch Granatbeschuß beschädigt worden waren, und lädierte Wände neu verputzten und anstrichen. Sie bekamen kein Geld für ihre Arbeit, sondern nur gestempelte Coupons, die angeblich zu einem späteren Zeitpunkt gegen etwas zu essen eingetauscht werden konnten. Zu einem nicht genannten späteren Zeitpunkt…

Dann kam ein kurzer Werbespot für SVOES mit der zusätzlichen Unterstützung der Einheitspartei für die Allianz, die Frankreich ›neue nationale Stärke‹ verleihen würde. Darauf folgte eine Bekanntmachung des öffentlichen Dienstes, in der vor ›Einheitsfeindlichen kriminellen Elementen‹ gewarnt wurde. Sie zeigten Verbrecherfotos und Computerbilder von einigen Gesichtern der ›Kriminellen‹; viele davon kannte Bargeman aus der NR. Die meisten waren Schwarze, Araber, Sikhs oder Hindus. Die letzten beiden waren Weiße – aber einer davon war Jude.

Es waren Torrence und Bargeman.

Ein eiskalter Luftstrom fuhr über Bargemans Rückgrat, als er zu dem zwei Stockwerke hohen Bild von sich selbst auf dem Schirm hinaufstarrte. Es zeigte ihn bei der Flucht aus dem Abfertigungszentrum. Der Videocomputer hatte die Menschen gelöscht, die zu beiden Seiten neben ihm hergelaufen waren – Menschen, die niedergeschossen worden waren. Nur Bargeman war zu sehen, erst im Profil und dann das ganze Gesicht, als er über die Schulter zurückblickte (er konnte sich nicht daran erinnern, daß er das getan hatte; vielleicht war es eine Computernachbildung) und in die Kamera schaute. Das Bild blieb stehen. Nahaufnahme. Ein Krimineller, der einen Massenausbruch aus einem Gefängnis inszeniert hat, sagten sie. Halten Sie Ausschau nach ihm! Melden Sie ihn! Oder zeigen Sie ihn bei einem Bürgerjustizkomitee an. Damit waren die faschistischen Vigilanten gemeint, die Schlägertrupps der Braunhemden, die auf der Suche nach Sündenböcken, an denen sie ihr Mütchen kühlen konnten, die Straßen unsicher machten.

Auf dem Weg zum Flüchtlingslager waren sie an einer solchen Gruppe vorbeigekommen. Die Braunhemden hatten Hand angesehen, als überlegten sie, ob sie ihm eine Abreibung verpassen sollten, weil er Asiate war. Aber sie

waren gerade mit einem anderen Vorhaben beschäftigt. Wenn sie Bargeman anhand dieses Video-Kopfbilds erkannt hätten, wären sie auf ihn losgegangen und hätten ihn totgeschlagen.

Aber entweder hatten sie das Video nicht gesehen, oder er sah jetzt ganz anders aus. Sein Gesicht war voller geworden, und er hatte sich einen Bart und lange Haare wachsen lassen. Er würde noch mehr tun müssen, um sich zu tarnen.

Und jetzt kamen die vom Computer verbesserten Aufnahmen von Torrence. Ein ›Terrorist, der den Tod vieler Unschuldiger auf dem Gewissen hat, möglicherweise auch den Mord an Präsident Le Pen‹. Ein geistesgestörter Killer, sagten sie. Wenn Sie ihn sehen, versuchen Sie nicht, ihn gefangenzunehmen; holen Sie die SA-Polizei. Er ist sehr gefährlich.

Bargeman war ein bißchen eifersüchtig auf die besondere Beachtung, die sie Torrence schenkten.

Er warf ihm einen raschen Blick zu. Torrence sah sich das Video an, ohne daß sich die resignierte, niedergeschlagene Miene, die er schon den ganzen Tag zur Schau trug, auch nur im geringsten änderte. So lief er herum, seit die SA angefangen hatte, Vergeltungsaktionen ›für die Aktivitäten des Terroristen Hard-Eyes‹ durchzuführen. Vergeltungsaktionen, die der wahre ›Mord an vielen Unschuldigen‹ waren. Zweimal hatte Torrence vorgehabt, sich der SA zu stellen; zweimal hatten Smoke, Bargeman, Bibisch und Lespere es ihm ausgeredet. Wenn Torrence sich stellte – oder genauer, sich auf ihrer Türschwelle in die Luft sprengte – würde jemand anders seinen Platz als Steinfelds Truppenführer einnehmen müssen. Jemand anders würde denselben Job machen und zum ›Anlaß für Vergeltungsmaßnahmen‹ genommen werden. Das erzählten sie Torrence jedenfalls. Er murmelte, daß die Vergeltungsmaßnahmen eine persönliche Sache seien; Watson und Der Durst, der bürokratische Soziopath Giessen, hätten es besonders auf ihn abgesehen. Als er das hörte, bezeichnete ihn Pater Lespere als Solipsisten und Megalomanen. Sie redeten es ihm aus.

Aber als er Torrence jetzt ansah, dachte Bargeman, daß die SA vielleicht schon gewonnen hatte. Torrence tat mechanisch, was zu tun war; aber in gewissem Sinn war er besiegt.

»Jesus und Buddha im Bett«, fluchte Hand im Flüsterton und starrte auf die Video-Kopfbilder. »Das ist…«

»Schnauze!« zischte Bibisch.

»Sie werden die beiden sehen«, flüsterte Hand. Er zitterte sichtlich.

»Wir sind zu weit weg«, sagte Bargeman leise. »Die Wachtposten sind fast fünfzig Meter entfernt. Von da aus werden sie uns nicht erkennen. Wahrscheinlich würden sie's nicht mal von nahem tun. Ich hab mich verändert. Und unser Jungchen hier hat sein Gesicht ziemlich gut versteckt.«

Hand holte tief Luft. Bargeman sah, wie er die Panik unterdrückte. »Ich kann's nicht glauben, dieser Fernsehschirm mitten in all diesem… Teufel noch mal!«

Jetzt lief ein alter Spielfilm. Ein französischer Film über den Kampf eines heroischen Polizeikommissars gegen arabische Terroristen. Ein paar Leute kamen grüppchenweise aus den Hütten, um sich den Film anzusehen. Sie beschatteten ihre Augen gegen die Sonne.

»Ein Film!« sagte Hand. »Ich glaub's einfach nicht! Diese Leute sind halb verhungert und hausen in Hütten, die aus *Scheiße* sind, soweit ich erkennen kann, und da stellen sie *dieses* Ding auf! Ich meine, so eine Anlage ist verflucht teuer.«

»Und in der Stadt und den Lagern gibt's ein Dutzend davon«, erklärte Bargeman.

»Gedankenkontrolle ist eben wichtiger, als Menschen Unterkunft und Nahrung zu geben«, murmelte Torrence in einem Ton, als ob ihn das alles gar nichts anginge.

»*Mais* sie haben gegeben Unterkunft zu einige Leute«, wandte sich Bibisch an Hand. »Sie werfen Araber und Juden und Schwarze aus die Häuser und geben die Wohnungen an weiße Leute. Sehr einfache Plan zur Wohnungsbeschaffung. Und auf die andere Seite des Lagers es ist anders. Sie haben Häuser aus Metall…« Sie drehte sich zu Torrence um. »Wie nennt ihr sie?«

»Nissenhütten. Mit fließendem Wasser, chemischen Toiletten und Duschen. Rationen. Im Vergleich zu Zelten und Hütten aus Abfall sind das recht ordentliche provisorische Unterkünfte.« Er deutete mit dem Kinn nach Süden; sie konnten sehen, wie sich die Sonne auf Reihen grauer Metallbuckel auf der anderen Seite des Lagers spiegelte.

»Naja, dann ist es ja gar nicht so schlimm«, sagte Hand. »Sie arbeiten dran.«

»Die sind nur für die Weißen, Hand«, sagte Torrence müde. »Und nur für die loyalen Weißen. Die Weißen im Lager, die nicht von vornherein loyal zur SA und zur Partei sind, lernen es bald.«

»Können wir dafür Beweise kriegen?« fragte Hand.

Torrence nickte. »Wir bringen Sie hin, damit Sie sich's anschauen und mit ein paar von ihnen sprechen können.«

»Ich würde hier gern ein bißchen was drehen…«

»Wir schmuggeln Ihr Kamerazeug rein, wenn sich die Dinge wieder beruhigt haben.«

Hand sah ihn nervös an. »Was meinen Sie damit, wenn sich die Dinge wieder beruhigt haben?«

»Ich dachte, Sie wollten eine NR-Aktion sehen.«

»Heute? Ich meine… ich dachte, wir… na jedenfalls, ich… ja, ich will eine sehen, aber, wissen Sie, nicht mitten aus dem Geschehen heraus. Ich hatte vor, von irgendwo in der Nähe aus zu schießen – mit der Kamera, meine ich. Von einer Stelle aus, wo ich in Sicherheit bin. Ich bin Journalist, kein Soldat. Und ich hab meine Geräte nicht dabei.«

Torrence sah Bibisch an. »Ich dachte, du hättest gesagt, er wollte dabei

sein? Hast du ihm nicht klar gemacht…«

»Oh!« Sie heuchelte überraschte Reue. »Ich habe vergessen. *Merde!«*

Torrence lächelte beinahe. Bargeman schmunzelte. Hand sah Bibisch anklagend an. »Sie haben mich reingelegt, und jetzt stecke ich mit drin! Finden Sie das vielleicht *komisch?«*

Sie sah ihn mit großen Augen an. Sie mochte Hand nicht. »Ich weiß nicht, was Sie meinen!«

Torrence seufzte und bedachte sie mit einem Kopfschütteln. »Das hättest du nicht tun sollen. Er ist wichtig für uns. Er kann die Wahrheit rausschmuggeln.«

Sie schmollte ein bißchen. *»Je m'excuse.* Ist okay – er wird lebend überstehen.«

»Und wenn nicht«, scherzte Bargeman fröhlich, »können wir ihn vor die Kamera setzen und 'ne Bauchrednernummer draus machen. Vielleicht bauen wir auch 'n paar Witze ein.«

»Das ist nicht sehr komisch«, sagte Hand eisig.

»Okay, den Witz laß ich weg.«

Hand wandte sich erbittert an Torrence. »Was genau haben Sie eigentlich vor? Wird auf mich geschossen werden?«

»Wenn wir Glück haben, nicht. Deshalb hat Bibisch wahrscheinlich gedacht, es ist okay, wenn wir Sie mitschleppen. Na kommen Sie, es ist alles aufgebaut. Wir können die Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen lassen. Ab und zu durchsuchen sie das Gelände hier, und dann finden sie's vielleicht…«

Torrence brach in das Labyrinth der Abfallhütten um die Fernsehlichtung herum auf und führte sie zu einer Art Rasenhütte aus Grassoden, die mit Teerpappe und Fetzen von Plastikfolie bedeckt waren. Das Ganze wurde von Ziegeln und Dornen aus verbogenem Metall zusammengehalten. Sie war größer als die meisten anderen. Zwei dünne Männer ohne Schuhe, die Bargeman nicht kannte, Männer in Lumpen, die wie Pakistani oder Inder aussahen, kauerten auf der Türschwelle. Locker hielten sie selbstgemachte Speere aus Besenstielen mit Spitzen aus zugefeilten Stacheln in den Händen. Sie nickten Torrence zu und gaben die Tür frei. Sie hatten die Hütte für die NR bewacht.

»Das wär's, ihr könnt gehen«, erklärte ihnen Torrence. Sie verstanden zwar sein Englisch nicht, dafür aber die Geste, die er dabei machte. Sie machten Anstalten, sich zu entfernen, taten es aber doch nicht so richtig.

Torrence griff in seine Jacke und zog zwei Büchsen mit Rationen der U.S. Army heraus. »Hätte ich fast vergessen.« Die Männer nahmen die Rationen und verschwanden in dem buntscheckigen Durcheinander des Lagers.

Das Eingangsloch der Grashütte lag so, daß es zur Rückseite der anderen Hütten zeigte. Niemand beobachtete sie, als Torrence den Türvorhang aus Sackleinen beiseite schob und sie hineingingen.

Innen war es halbdunkel. Nur ein schmaler Streifen Sonnenlicht fiel durch

ein kleines Luftloch in der Lehmdecke herein. Auf dem festgestampften Erdboden standen ein tragbarer Videosender und ein paar andere Geräte. Die meisten davon kannte Bargeman nicht. Das Ganze sah wie eine Kreuzung zwischen einem Kurzwellen-Funkgerät und einer PC-WorkStation aus. Das Sony-IBM-Logo an der Seite der Konsole war mit Dreck oder vielleicht auch Kot beschmiert.

Es war heiß in dem Raum, und es stank. Hand hielt sich ein parfümiertes Taschentuch vor die Nase. Bargeman wünschte, er hätte daran gedacht, sich auch eins mitzubringen. Eine Flasche teures Parfüm war in Paris ziemlich leicht zu kriegen. Sie kostete weitaus weniger als eine Dose Bohnen.

»Verdammt«, fluchte Torrence leise, »das Zeug sollte irgendwie getarnt sein. Oder wenigstens zugedeckt.«

»Hätte zum Schutz auch in Plastik eingeschweißt sein sollen«, ergänzte Hand. Er versuchte dazuzugehören.

»Leicht gesagt«, meinte Bargeman, »aber es war schon schwer genug, die Sachen hier reinzuschmuggeln. Wahrscheinlich hatten sie keine Lust, sich groß mit solchen Details rumzuschlagen.«

Bibisch hockte sich neben die Anlage und schaltete sie ein. Die Batterien waren heil, wie es schien. Ein Summen ertönte, und an den verschiedenen Teilen leuchtete nacheinander ein grünes Licht auf; auch der kleine Monitorschirm wurde hell. Torrence zog eine kleine Videodisc aus seiner Jacke und gab sie Bibisch, die sie in den Sender steckte. Sie beobachtete die Anzeigen, nahm ein paar Einstellungen vor und stellte die Antenne schräg, die durch eine Wand ragte und von draußen wie ein Dorn aussah, der ein Teil des Dachs an Ort und Stelle hielt. Dann sagte sie: *»Ca marche.«*

»Was genau tun wir hier eigentlich?« erkundigte sich Hand. »Falls es nicht zu *aufdringlich* von mir ist, das zu fragen.«

»Wir senden ein paar Sachen mit einem Piratensender«, antwortete Torrence.

»Werden sie die Sendungen, was für welche das auch immer sein mögen, nicht zu uns zurückverfolgen?«

»Wir haben einen Interferenzsignalgenerator, der es ihnen unmöglich machen müßte, uns anzupeilen, ohne daß wir auch unser Signal verlieren…«, sagte Torrence geistesabwesend, während er Bibisch zusah. Bargeman nahm an, daß er den mystischen Ritus dieser Technologie zu verstehen suchte. Praktische Arbeit mit High-Tech-Geräten war nicht gerade Torrences starke Seite.

Plötzlich sprang Hand auf, stieß sich den Kopf an der niedrigen Decke, sprang wie wild herum und fuhr mit der Hand an den Nacken. »Scheiße!« brüllte er. »Holt es raus!«

Bibisch lachte. Torrence steckte seine Hand ungeduldig hinten in Hands Sweater, zog eine zappelnde Kakerlake heraus, die so groß war wie sein Daumen, und warf sie zur Tür hinaus. Hand zitterte. Er zog seinen Kragen fest zu und musterte die Decke. »Pfui Teufel! Hier ist ja alles voller Ungeziefer!«

»Die meisten sind in den kleinen Löchern. Die kriegen Sie gar nicht zu Gesicht.« Torrence hockte sich wieder zu Bibisch.

»Was war das für ‘n kleiner Tanz, den Sie da aufgeführt haben, Hand?« fragte Bargeman. »La Cucaracha?«

Hand funkelte ihn an. Torrence sagte: »Hör auf, uns auf die Nerven zu gehen, Bargeman, und paß auf die Hintertür auf. Dazu bist du hier.«

Bargeman gehorchte mit Freuden. An der Tür konnte er sauberere Luft atmen. Er hockte sich in die offene Tür und spähte an dem Vorhang vorbei. Kein Mensch in der Nähe, nur ein paar kleine Kinder, die lustlos über die Hüttendächer hinweg auf den riesigen Fernsehschirm starrten, der zwanzig Meter entfernt war.

Eins von ihnen stieß einen Laut des Erstaunens aus und zeigte mit dem Finger. Bargeman stand auf und schaute um eine Ecke herum auf den Bildschirm, der sich in der Ferne wie die Leinwand eines Autokinos erhob. Der Guerillasender arbeitete. Sie hatten das Signal der SA mit ihrem unterbrochen. Das Bild flackerte ab und zu, brach jedoch nicht zusammen: Aufnahmen von SA-Männern, die Kinder totschlugen; ein Film von einem Jaegernaut, der ein Haus zertrümmerte. Menschen versuchten, vor ihm zu fliehen, und starben wie Insekten unter einem Stiefelabsatz. Währenddessen erklärte eine Stimme auf französisch, daß die Neonazis drauf und dran waren, in Europa die Macht zu übernehmen, und daß man ihnen Widerstand leisten mußte. Die blaue NR-Fahne wehte. Eine weitere Aufnahme von einer Greueltat der SA…

In diesem Moment hörte Bargeman den Autotank kommen. Er kannte das Geräusch, das hohe Heulen dieser Fahrzeuge. Er hatte sie bei einem anderen Einsatz in Aktion gesehen. In einem Autotank saß niemand drin, und irgendwie jagte ihm das größere Angst ein, als wenn er vor einem IS-Fahrzeug gestanden hätte. Die Dinger konnten nur eins: jagen und töten.

Die Interferenz-Tarnung, die Bibisch benutzte, funktionierte nicht. Vielleicht war sie korrodiert, weil sie der Feuchtigkeit ausgesetzt gewesen war. Irgendwas hatte versagt, verdammt, was auch immer: Die Faschisten hatten sie lokalisiert. Hatten das Signal zurückverfolgt.

Es mußte so sein. Denn er sah sie jetzt. Es waren zwei Autotanks, die sich aus entgegengesetzten Richtungen näherten. Sie kamen direkt auf sie zu.

## ACHT

**London:**

Nachdem Barrabas die Gegend zwei Tage lang beobachtet hatte, fand er Jo Ann im Gewirr der Ramsch- und Trödelläden, die sich um die Portobello Road drängten. Sie versuchte einen billigen Platz in einer Maschine nach New York zu organisieren und feilschte in einem Antiquitätengeschäft um das Ticket.

Das Ticket war keine Antiquität. Es war vom Schwarzmarkt. Im Gefolge des Krieges gab es immer noch wenige, seltene Transatlantikflüge, die meistens Staatsbeamten auf dienstlichen Missionen vorbehalten waren. Sekretäre im Auswärtigen Amt konnten manchmal Plätze bekommen, wenn sich einer dieser Beamten vor dem Trip gedrückt hatte; die Sekretäre verkauften die Tickets dann angeblich auf dem Schwarzmarkt, hieß es.

Barrabas stand am Rand der Menge, die sich über die Bürgersteige schob, und sah aus dem Schatten einer Markise heraus zu, wie Jo Ann mit einem grauhaarigen, fetten Mann mit winzigen Augen und einer Kartoffelnase verhandelte. Jo Ann stand ungefähr zehn Meter entfernt in dem Antiquitätengeschäft; sie drehte ihm den Rücken zu. Er wußte, daß sie keine Antiquitäten kaufte, und das da war der Kerl, der angeblich mit Schwarzmarkt-Tickets dealte. Bei ihrer Sauferei an jenem Abend in der Bar hatte sie davon gesprochen, daß sie versuchen würde, sich ein Schwarzmarkt-Ticket zu besorgen, wenn Cooper das Geld für sie nicht bewilligt bekäme. Sah so aus, als ob der Preis zu hoch für sie war, wenn man danach ging, wie sie den Kopf schüttelte und ärgerlich die Hände spreizte.

Es war ein warmer Tag, ein Sonntag, und die Portobello Road erlebte eine Wiedergeburt. Überall wimmelte es von Kauflustigen und Spaziergängern, die Jongleuren und Musikern zuschauten, sich offene Buden mit allerlei Waren sowie alte Ladenfassaden ansahen und an Schaufenstern vorbeibummelten, in denen alles mögliche zu finden war, von auserlesenen Kostbarkeiten bis zu Müll mit einem Preisschild dran. Den größten Teil des Krieges über hatte die Portobello darniedergelegen; die Geschäfte waren schlecht gegangen. Jetzt waren die Sowjets hinter ihre Grenzen zurückgetrieben worden, und der Handel begann wieder zu florieren. Nicht mehr lange, dann würden auch die Fluglinien wieder aufmachen, und Heathrow würde von Düsenmaschinen überfüllt sein wie ein Freeway in der Stoßzeit von Autos. Aber Barrabas wußte, daß Jo Ann von London endgültig die Nase voll hatte. Und vom Warten ebenfalls.

Sie machte ihre Handtasche auf. Jetzt mußte er eingreifen.

Barrabas stürzte sich in die Menge und bekam ein paar sarkastische Bemerkungen zu hören, als er sich durchdrängte und den Laden betrat. Muffig, dunkel, vollgestopft, alles gleichbedeutend mit altmodisch; nicht so

wie die wählerischen und von einem Innenarchitekten gestylten neuen Läden, wo aufgemotzte Antiquitäten in mildes Bühnenlicht getaucht und zu postmodernen Kompositionen arrangiert waren. In diesem Laden herrschte ein einziges Durcheinander, und er war wahrscheinlich schon seit Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts hier, setzte seither Staub an und fuhr zweifelhafte Profite ein.

»Das würde ich nicht tun, Jo Ann«, sagte er.

Sie versteifte sich und warf ihm dann über die Schulter hinweg einen bösen Blick zu. »Laß mich zufrieden!«

»Wenn du dir das Ticket leisten kannst, dann ist damit was nicht in Ordnung«, sagte Barrabas. »Normalerweise sind sie eh wertlos, ganz egal, wieviel man dafür bezahlt.«

»Jezz hörn Sie mah«, maulte der Mann hinter dem Tresen. »Ich bin ‘ier im Geschäft seit…«

»Halt die Fresse!« fauchte Barrabas.

Jo Ann drehte sich zu ihm um. Ihre Wangen waren vor Wut rot gefleckt. »Versuchst du immer noch, mich zu beeindrucken, indem du Leute anpöbelst?«

Fehler, dachte er. »Du hast recht.« Er drehte sich zu dem Ladenbesitzer um. »Tut mir leid, Kumpel. Hab mir Sorgen um die Kleine gemacht. Wollt’s nicht an Ihnen auslassen.« Dabei dachte er: Dir würd ich deinen fetten Arsch gern bis zu den Ohren hochtreten.

Jo Ann blickte stirnrunzelnd auf das Ticket auf dem Tresen. »Verdammt noch mal, Patrick.« Sie ließ ihre Handtasche mit einer zornigen Handbewegung zuschnappen und ging steifbeinig an Barrabas vorbei zur Tür.

»Nu warten’se doch mah, Miss!« begann der Ladenbesitzer.

Barrabas grinste ihn an. »Mehr Glück beim nächstenmal.«

Er folgte ihr auf die Straße hinaus. Sie rief ihm über die Schulter hinweg etwas zu. Ein Straßenmusiker schlug mit den Knien Becken zusammen, spielte Banjo, blies auf einer Mundharmonika in einem Gestell und schlug mit einem Fußpedal auf eine Bassdrum; der Krach der Einmannband gesellte sich zum Summen der Elektrowagen und dem Rumpeln der Methanol-Lkws, und Barrabas konnte nicht verstehen, was sie ihm zuschrie. Aber er bekam durchaus mit, was sie meinte.

»Na schön, ich verpiß mich, ich verschwinde aus deinem Leben, Ehrenwort!« rief er, als er zu ihr aufschloß. »Wenn du nur ‘ne Tasse Tee mit mir trinkst. Und vielleicht ‘n paar Chips dazu ißt. Was sagst du? Und dann schwöre ich feierlich, daß ich auf Nimmerwiedersehen verschwinde, wenn du’s immer noch willst. Tut mir leid, was ich neulich nachts gemacht hab. Bitte.«

Sie blieb stehen, drehte sich um und schrie ihm unangenehm laut ins Gesicht: »Mit Rassisten will ich nichts zu tun haben!«

»Sieh mal – so bin ich nun mal erzogen worden, verstehst du? Ich meine, ich hab drüber nachgedacht. Du hast recht mit dem ganzen Kram.« Er fragte

sich, ob er überzeugend log. Und dann fragte er sich, ob er *überhaupt* log. »Ich möchte bloß, daß du einen Happen mit mir ißt und mir zuhörst.«

Sie starrte ihn an.

»Ich kann dir diese Löschung verschaffen, die du haben wolltest«, fügte er hinzu. »Komm schon! ‘ne Tasse Tee.«

Sie warf resigniert den Kopf hoch. »Okay. Nur für ein paar Minuten.«

**Das Flüchtlingslager in der Nähe von Paris:**

Die autonome Waffe hielt auf die Grashütte zu. Die Kanone schwenkte herum, und aus dem Lautsprechergitter an ihrem Turm kam warnendes Sirenengeheul, als der Tank durch die Hütten pflügte. Er war khakifarben, lief auf glänzende Ketten aus rostfreiem Stahl und hatte die Form einer stumpfen Axt mit einem abgeflachten, stromlinienförmigen Turm, der mit elektronischen Sensoren bestückt war. Flüchtlinge spritzten in alle Richtungen davon. Kinder schrien und jauchzten; manche hatten Angst, andere wurden durch die Abwechslung im monotonen Einerlei in Hochstimmung versetzt. Ihre Mütter packten sie einfach und rannten weg.

Der Robotertank trug ein Abzeichen auf seiner gepanzerten Front, das den Arc de Triomphe zeigte, das neue Symbol der Einheitspartei, und an den Seiten war das Symbol der SA aufgespritzt, das Auge und das Kreuz. Ein alter Mann stand ihm im Weg und starrte ihn mit offenem Mund verwirrt an, abgestumpft vom Hunger, bis er ihn umfuhr und ihn an einer Holzhütte zerquetschte, so daß Blut aus seinem Mund auf das Bild des Triumphbogens spritzte. »Sie gewinnen die Herzen und Seelen, wie immer«, murmelte Bargeman, während er sich von links her zu dem Panzer vorarbeitete. Flammen blitzten an der Mündung der Kanone des Autotanks auf. Ein Donnerschlag. Und die Baracke direkt vor der Grashütte flog in vier Richtungen gleichzeitig davon; sie schien sich selbst zu zerreißen, als die Granate in ihrem Innern explodierte. Der Boden erbebte. Trümmer regneten herab. Blauschwarzer Rauch wallte auf, zog sich dann in der schwachen Brise in die Länge und hüllte Bargeman ein. Er hustete. Schmeckte ätzende Chemikalien und Öl. Um ihn herum brannten Fetzen von Teerpappe und Holzstücke. Der nächste Schuß würde die Grashütte treffen.

Er hörte, wie Torrence einige Flüchtlinge anbrüllte und ihnen befahl, sich hinzuwerfen. Sah, wie sich die Sonne in den Helmen der SA-Wachen spiegelte, die sich vorsichtig in einer Sechserreihe ein gutes Stück hinter dem ersten Autotank näherten.

Dreißig Meter rechts von Bargeman lenkte Torrence den zweiten Autotank ab. Er schlüpfte zwischen den Hütten durch und feuerte kurze, wirkungslose Salven auf ihn ab, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Bargeman schlich auf den anderen Autotank zu. Das ist doch verrückt, dachte er, ich sollte vor dem Ding *wegrennen!*

Aber das konnten sie nicht. Sie waren umzingelt. Und Bibisch war mit

etwas Lebenswichtigem beschäftigt…

Bargeman war jetzt noch zwölf Meter von dem ungeschlachten Robotfahrzeug entfernt. Er glaubte zu spüren, wie dessen Kamera ihn beobachtete, wie sich das Fadenkreuz des Maschinengewehrs auf seinen Kopf ausrichtete. Der Panzer schob sich knirschend und knackend durch eine weitere Hütte, wühlte den Schutt mit seinen Ketten auf, spuckte Staub, und seine Maschine heulte. Bargeman feuerte mit seiner Ingram Automatic eine Salve auf den Autotank ab. Die MP zog eine durchbrochene Funkenlinie über dessen abgeschrägten Bug, machte ihm jedoch nur ein paar Kratzer in den Lack.

Und sorgte dafür, daß das Ding ihn bemerkte.

Die Kanone und das MG schwenkten leise surrend herum, um ihn ins Visier zu nehmen. Er sprintete nach links davon, weg von der Grashütte, und hörte einen Knall – und ein Schwirren in der Luft –, als einer der SA-Bullen aufs Geratewohl auf ihn feuerte. Er spürte das schwache Pulsieren der Mikrowellen des Tanks auf seiner Brust, als dieser auf ihn zielte.

Bargeman tauchte hinter etwas Metallisches und Rostiges. *Rumms.* Wo er eben noch gewesen war, flog der Boden in die Luft. Er erschauerte, als die Schockwelle über ihn wegraste und Dreck auf ihn herabregnete. Er war hinter einem alten Audi-Wrack in Deckung gegangen; von dem Wagen war nur noch die rostzerfressene Karosserie übrig, halb mit Abfall und Kleiderfetzen gefüllt, mit denen sich irgendein Flüchtling ein übergroßes Vogelnest gebaut hatte.

Er hörte den Autotank heulend auf das alte Wrack zukommen und hob den Kopf, um ihn durch den Wagen hindurch zu beobachten. Sah ihn im Rahmen des gegenüberliegenden Fensters. Ungefähr dreißig Meter entfernt. Die SA-Bullen waren noch ein gutes Stück weiter weg; sie blieben zurück und hofften, der Autotank würde für sie die Risiken übernehmen und die Arbeit tun.

Auf halbem Wege zwischen Bargeman und dem Tank lag jemand auf einer improvisierten Matratze aus den Vordersitzen und der Rückbank des alten Audi. Die Sitze waren aus dem Wagen gerupft und in die Sonne geschleift worden. Es war eine Frau. Schwer zu sagen, wie alt sie war; er konnte nur erkennen, daß sie krank war – vielleicht von der Cholera – und zu schwach, um sich in Sicherheit zu bringen. Sie hoffte, das Ding würde an ihr vorbeifahren. Aber Bargeman hatte den Autotank unabsichtlich in ihre Richtung gelenkt. Heulend rumpelte er auf sie zu. Seine Warnsirene plärrte.

Sie drehte sich mit einem wortlosen Wimmern um und versuchte sich aus dem Weg zu schleppen. Sie hatte nicht die Kraft, auf die Beine zu kommen. Sie kroch.

Das Ding beschleunigte.

Er wird um sie rumfahren, dachte Bargeman. Es widerstrebte ihm, die Deckung des Wagens aufzugeben.

Der Panzer fuhr weiter, direkt auf sie zu. Auf der Suche nach ihm. Er

würde nicht um sie herumfahren.

Die Wachen werden ihn anhalten, dachte er.

Er kam immer näher. Sie war jetzt in seinem Schatten, und ihr Wimmern war zu einem Heulen geworden. Dann schrie sie.

»Gottverdammt, zur Hölle mit dir, du Scheißding!« brüllte Bargeman, sprang auf und feuerte auf den Turm des Panzers. Er rannte nach links, versuchte ihn von ihr abzulenken. Zu spät.

Ohne auch nur einen Moment innezuhalten, rollte der Tank über sie hinweg. Er brach ihr das Rückgrat, zermalmte ihren Kopf, zerschnetzelte sie und spuckte eine Masse aus Blut und zerhacktem Fleisch und Knochen hinten heraus wie ein Maishäcksler. Nicht aus einprogrammierter Grausamkeit, nicht weil er sie bestrafen wollte; einfach nur, weil sie im Weg war, und er alles kurz und klein hackte und sich auch nicht einen Augenblick lang von seinem Ziel abbringen lassen würde.

Bargeman blieb wie festgewurzelt stehen und starrte den Panzer an. Einer der SA-Soldaten schoß auf ihn. Die Kugel wirbelte den Dreck dicht bei seinem linken Fuß auf, aber er rührte sich nicht. Er starrte den Autotank an.

Der Autotank war die SA. Er war der Prototyp der Faschisten. Er war eine Inkarnation aller Intoleranz, aller Inflexibilität, alles Rassismus', aller Fremdenfeindlichkeit und sämtlicher Absolutismen, alles in einer Maschine. Programmiert von den Faschisten mit dem Befehl, diese Guerillakämpfer zur Strecke zu bringen und wegen der Zivilisten, die im Wege waren, kein Jota langsamer zu werden. Einfach nur draufloszufahren und das kleine Widerstandsnest auszuradieren.

Er war ein Ding mit harten Winkeln und unnachgiebigen Kanten. Er war unerbittlich. Er war mörderisch, er war effizient; er war mörderisch effizient. Er war die Verkörperung des Feindes.

Bargeman sah wieder das Abfertigungszentrum. Die elektronischen Zäune. Die grauen Stunden der Fäulnis im Elend der überfüllten kleinen Zimmer von Abfertigungszentrum 12. Den Ausbruch, die im Laufen niedergemähten Flüchtenden. Und sie, Gabrielle, seine Freundin: ihren explodierenden Kopf, das aus ihrem Mund quellende Gehirn.

Er sah Hitler; er sah die Nazis. Er sah den Holocaust.

All das war irgendwie in dieser einen Maschine verdichtet.

Auf einmal rannte er brüllend auf das Ding zu, kreischte Obszönitäten, feuerte an einem Ölfaß vorbei. Das Ding erwiderte das Feuer, das Ölfaß bekam die Salve ab, *spank-spankspank-spank,* Kugeln schlugen Dellen in das rostige Metall. Bargeman warf seine einzige Sprengladung, eine magnetisierte Metallscheibe, die vorn auf dem Autotank haften blieb – *wumpf,* als die Kanone feuerte, und *krack-rumms,* als seine Sprengladung hochging. Die Granate schlug in eine Hütte direkt vor ihm. Etwas hob ihn hoch und schleuderte ihn zu Boden. Schrapnelle rissen ihm den Schenkel und den rechten Arm auf.

Schwärze.

Und dann stellte Bargeman fest, daß er vor dem Autotank auf dem Boden lag. Er blickte durch Rauch und Staub nach oben, als die autonome Waffe rasch auf ihn zukam.

Die Sprengladung hatte sie nicht gestoppt. Hatte vielleicht ihre Sensoren ein bißchen durcheinandergebracht und ihr eine Beule in den Rumpf gemacht. Aber sie kam immer näher.

Er kam auf die Knie hoch. Das tat weh. Das Aufstehen war, als ob er eine Leiter aus Glassplittern hinaufkletterte. Er hob seine MP, um zu schießen, und versuchte zu schreien, um den Druck loszuwerden, aber sein Mund war von Blut verkleistert.

Er spürte das Pulsieren der Zielvorrichtung; wußte, daß ihn das Ding im Fadenkreuz hatte.

Er spuckte Blut und schrie: *»Leckt mich!* Wir treffen uns in Gehenna, ihr hirnlosen Schweine!« Und er feuerte. Und der Tank kam weiter auf ihn zu, und er feuerte, und…

Der Tank blieb stehen.

*Klonk – Blieb stehen!* Summte unentschlossen vor sich hin.

Er zwinkerte und hustete im Rauch, starrte ihn an. Hatte er mit einem Glücksschuß aus seiner jämmerlichen kleinen MP ein lebenswichtiges elektronisches Teil getroffen?

Durch den Rauch sah er plötzlich die Silhouetten der SA-Soldaten, die auf ihn zukamen. Ein halbes Dutzend.

Auf einmal fuhr der Turm des Autotanks surrend in die entgegengesetzte Richtung, wie eine Eule, die ihren Kopf ganz herumdrehte und nach hinten schaute. Er feuerte seine Kanone rasch dreimal hintereinander ab. In den Fingern des Chaos wurden SA-Soldaten unförmig in die Luft geschleudert. Sie wirbelten herum und flogen außer Sicht. Waren weg.

*Sie hat's geschafft.*

Bibisch war mit dem Plateau ins Interface gegangen und hatte gleichgesinnte Wölfe gefunden. Sie hatte das Mikrochipgerät in der Grashütte benutzt. Hatte sich die Zugangscodes besorgt, die Hintertür in den Computer der Autotanks. Hatte ihn über den Sender neu programmiert.

Die SA-Gardisten rannten weg. Der Tank feuerte auf seinen Partner. *Wamm.* Traf den anderen Autotank mit einem Kernschuß und warf ihn auf die Seite, so daß seine Ketten nutzlos durch die Luft rasselten.

Torrence kam grinsend angetrabt. Der Rauch brachte ihn zum Husten. Ein Feuer breitete sich in diesem Teil des Lagers aus. »Alles okay?«

»Yeah. War das Bibisch?«

»Sie hat's echt *geschafft,* verdammt!« krächzte Torrence. »Sie's einfach *Spitze!«*

»Wie hat sie das Ding so schnell unter Kontrolle gekriegt?« fragte Bargeman, während sie zur Grashütte zurückliefen. Der Autotank eröffnete das Feuer auf weitere SA-Männer, trieb sie zurück und tötete einige von ihnen.

»Sie hat ‘ne Weile dran gearbeitet, im Grunde ‘n paar Tage, mit unseren Chip-Leuten. Alouette – das Kind von Smoke, so ‘n kleines Genie –, die hat’s zusammen mit noch ‘n paar anderen ausgeknobelt. Naja, und Bibisch hat gerade eben ‘ne Nachfrage rausgeschickt, ob sie bei dem Ding schon durchblicken würden, und ja, so war’s. Wir hatten echt Glück.«

»Hand hat sich wahrscheinlich in die Hosen geschissen.«

Torrence lachte. Er hatte das gebraucht, um nicht mehr an die Vergeltungsmaßnahmen denken zu müssen. Hatte ein Tänzchen mit Mr. D gebraucht. »Ja, wahrscheinlich.«

Der Autotank traf mit ihnen zusammen an der Hütte ein. Er war jetzt ein anderes Geschöpf für ihn. Eine Art großes, freundliches, zahmes Rhinozeros, das auf einen neuen Befehl wartete. Die Hitze seiner Maschine fühlte sich wie Körperwärme an. Sie hörten das jaulende Geheul näherkommender Sirenen. Sie kamen von Norden.

Bibisch kam mit der kleinen Computereinheit aus der Hütte. Norman Hand kam direkt hinter ihr heraus. Er war bleich und hatte die Arme fest an den Leib gedrückt. Er sprach in ein kleines, tragbares Bandgerät: »… die näherkommenden Sirenen der SA-Polizei…«

»Sie sind auf der anderen Seite des Lagers«, sagte Torrence. »Wir sind in der Nähe der alten Raffinerie auf dieser Seite – sie ist ungefähr eine Viertelmeile südlich von hier. Ich glaube, wir können den Tank da drin verstecken, aber wir müssen es so machen, daß sie denken, wir seien nach Westen gegangen…« Er setzte bereits seinen Kopfhörer auf und forderte einen Scheinangriff westlich vom Lager an.

Bargeman horchte auf die Sirenen. Es klang, als ob Hard-Eyes recht hätte. Sie hatten Zeit. Gerade genug Zeit. Die SA-Befehlshaber würden eine Weile brauchen, um herauszubekommen, was passiert war. Aber sie würden es herausbekommen: Ein Großteil des Krieges drehte sich jetzt um Strategien der Signalübertragung, der Signal-Interferenz und der elektronischen Übernahme.

Sie kletterten auf den Rücken des Autotanks und hielten sich hinter dem Turm fest, während Bibisch dem Autotank neue Befehle gab und Hand in sein Bandgerät plapperte. Der Tank setzte sich heulend in Bewegung und rumpelte mit höchster Geschwindigkeit nach Süden. Die beiden NR-Sympathisanten, die ihre Geräte bewacht hatten, würden die SA in die Irre führen, bis der Tank außer Sichtweite des Flüchtlingslagers war. Sie würden seine Kettenspuren irgendwie verwischen müssen.

Bargeman lächelte. Diesen Autotank würden sie behalten. Würden ihn verstecken, bis er gebraucht wurde. Und er würde gebraucht werden, o ja.

Tatsächlich benutzten sie ihn noch einmal, als sie aus dem Lager flohen. Auf dem Weg nach draußen befahlen sie ihm, den riesigen Bildschirm zu sprengen.

Er tat es. Und das war ein wunderschöner Anblick.

**Paris. Hauptquartier der SA:**

Jebediah steckte die Videodisc ins Gerät und wandte sich an das kleine Publikum im Konferenzraum. Watson, Giessen, Klaus und ein Dutzend untergeordnete SA-Funktionäre saßen um den großen Tisch herum, das Gesicht dem Bildschirm zugewandt. Der Raum war weiß, fensterlos und hell erleuchtet. Es hätte jeder beliebige Zeitpunkt bei Tag oder Nacht sein können. Es war zehn Uhr abends.

Unser Jebediah sollte im Bett sein, dachte Watson, und nicht hier oben den Laden schmeißen.

Er begann den Jungen allmählich zu fürchten.

Der Schirm flackerte und wurde hell. Das erinnerte Watson an die Piratensendung, die von dem Gerät im Flüchtlingslager ausgestrahlt und von den meisten noch funktionierenden Fernsehgeräten in Paris empfangen worden war. Er erinnerte sich an den gestohlenen Autotank, der den riesigen Fernsehschirm zerstört hatte. Da war ein Haufen Geld den Bach runtergegangen.

Noch schlimmer war die in der Piratensendung ausgestrahlte Propaganda gewesen… und der Jubel, als das NR-Geschmeiß entkommen war…

Die Flüchtlingslager waren Brutstätten potentieller Schwierigkeiten. Sie mußten gesäubert werden. Man mußte den Weizen von der Spreu trennen und einlagern; die Spreu mußte man verbrennen.

»Diese Aufnahme enthält eine Erklärung von Reverend Crandall«, sagte Jebediah, »die in Kürze über Satellit in die ganze Welt ausgestrahlt werden wird.« Seine Stimme klang ehrerbietig, aber selbstsicher. Seine Uniform war tadellos; jedes Haar war da, wo es hingehörte. Auch seine Haltung war bemerkenswert für ein Kind. Watson vermutete, daß sein Vater diese kleine Ansprache mit ihm gepaukt hatte. »Es ist eine Erklärung, die in den Augen mancher Leute nur von akademischem Interesse sein wird. Andere werden jedoch sehr wütend sein, wenn sie sie hören. Schließlich werden alle verstehen, was sie bedeutet: einen Wandel in unserer Einstellung zu Gott und zu Gottes Plan.« Er sah sie ernst an, dann drückte er die Play-Taste. *»Diese Aufnahme ist eine Offenbarung Gottes.«*

Als Crandalls Bild auf dem Fernsehschirm erschien, stellte sich Jebediah respektvoll daneben. Er beugte sich Crandall, ließ sich jedoch nicht in die Bank zurückschicken.

Auf dem Bildschirm sagte ›Crandall‹, daß dreißig Jahre Forschungsarbeit der Kirchengelehrten endlich Früchte getragen hätten. Durch Archäologie, das Studium von Dokumenten und ein Dutzend andere wissenschaftliche Methoden seien sie endlich zu der unbestreitbaren Schlußfolgerung gelangt, daß die Bibel, wie wir sie kennen, in Wahrheit gar nicht die Bibel sei. »Wir haben unwiderlegliche Beweise«, sagte Crandall.

Nein. Es war nicht Crandall, der das sagte. Watson und Klaus hatten den echten Crandall ermordet. Von allen Anwesenden im Raum wußten nur sie beide, daß sie eine lebensechte Computeranimation sahen; nur sie wußten, daß

Crandall tot war.

Watson hatte kein Interesse daran, Crandalls Ansprache zu lauschen. Er hatte sie selbst geschrieben und die Aufnahme zehnmal überarbeitet, um ihre Glaubwürdigkeit zu gewährleisten. Er hatte sie sich bis zum Überdruß angehört. Dann hatte er sie Jebediah und dessen Vater gegeben und dankbar gesehen, wie die beiden sie sich zu Herzen genommen hatten. Gleichzeitig hatte ihn die fanatische Glaubenskraft des Jungen beunruhigt. Die Art, wie er gierig alles aufsaugte, was ›Crandall‹ sagte. Watson beschlich das Gefühl, daß er die Kontrolle verlor, daß sein Projekt irgendwie von dem Jungen übernommen wurde.

Er wandte den Blick von Jebediah ab und beobachtete verstohlen die anderen, um zu sehen, wie sie reagieren würden. Der neue Entwurf des Christentums war ein wichtiger Schritt bei der Machtübernahme. Sie mußten die Zügel im philosophischen Bereich ebenso in die Hand bekommen wie im politischen.

»Jüdische Verschwörer«, sagte der falsche Crandall, »haben am Neuen Testament der sogenannten King James-Bibel – der autorisierten englischen Bibelübersetzung – herumgepfuscht und es geändert, um es so aussehen zu lassen, als ob Jesus von jüdischer Herkunft gewesen sei. Des weiteren haben sie jene Abschnitte herausgestrichen, in denen Jesus Gottes Plan für eine Herrenrasse bestätigt…«

Giessen reagierte auf Crandalls Enthüllungen mit bebenden Nasenflügeln, geweiteten Augen und einem leichten Zucken der Hände. Er war wie ein jagendes Tier, das die Spur einer heiß ersehnten inneren Beute aufgenommen hatte. Bei seinem Anblick verspürte Watson einen Kitzel der Erregung, weil er solche Macht über Giessens Geist hatte.

»Und nun«, sagte die Animation von Crandall, »habe ich etwas Wertvolles für euch. Ein Zitat, das unmittelbar von Jesus selbst stammt und uns zweitausend Jahre lang vorenthalten wurde! Dieses Zitat fanden wir in den Rollen von Damaskus, die vor zwei Jahren von einem Team unserer Kirchenarchäologen entdeckt und erst kürzlich übersetzt worden sind. Ich sage es noch einmal: Was ihr jetzt hören werdet, ist ein Zitat unmittelbar von Jesus Christus selbst: ›Ich bin der Funke, der die Flamme der Reinigung entzündet. Lasset die Rassenmischlinge ihre Gesichter vor meinem Licht verbergen. Jene, die sich kreuzen, besudeln den Göttlichen Plan. Ja, wahrlich, ich sage euch, jene, die die Auserwählte Rasse nicht anerkennen, sind die raunenden Sendboten Satans, die Tiere zu Herrschern neben dem Menschen erheben wollen. Die Flamme der Reinigung wird den Zunder der Tierrassen verbrennen. Wahrlich, die Anbeter falscher Götzen sind jene, die Tiere erheben wollen; und jene, die Tiere erheben wollen, sind Anbeter Satans, unter einem anderen Namen. Bringet sie also in meinem Namen mit der Flamme der Reinigung vor das Gericht des Herrn; gebt ihnen den Tod, auf daß dieser sie vor das Gericht des Herrn bringe.

Wahrlich, dies ist mein Wort. Schreibt es in eure Herzen.‹«

Im Konferenzraum waren Laute des Erstaunens zu vernehmen. Es waren die Laute von Gläubigen.

Crandall hielt ehrfurchtsvoll inne und schaute ernst zu ihnen heraus. »Jesu Wort bestätigt die Lehren unserer Kirche. In einer anderen Passage äußert Jesus eine Prophezeiung über den Satan der Hundemenschen, ›der im Südosten geboren werden wird, an einem Ort namens Mekka‹. Dieser Mann, den er ›einen der fünf großen Lügner‹ nennt, wird einen großen Teil der Welt mit seiner falschen Lehre vergiften. Jesus spricht hier eindeutig von Mohammed. Seine Warnung ist unüberhörbar, und seine an uns gerichtete Ermahnung über die Anbeter falscher Götzen, und jene, die Tiere – mit anderen Worten, die minderwertige Rassen – zum Status von Menschen erheben wollen, ist unmißverständlich. Überantwortet sie dem Tod, sagt Jesus der Herr, so daß der Tod sie dem Gericht überantwortet… Es ist klar, welche Aufgabe vor uns liegt.«

Watson warf einen Blick auf Klaus. Er sah die Spannung in seinen zusammengebissenen Zähnen. Klaus war nervös wegen der Veröffentlichung des Teils über Mohammed, den großen Lügner. *»Wir sind noch nicht bereit für einen heiligen Krieg«,* hatte er gesagt. *»Wenn wir Pech haben, werden die Moslems nicht abwarten, bis wir das ›Wort Gottes‹ ausführen, sondern auf uns losgehen. Und wir sind noch nicht stark genug.«*

*»Die weißen Christen werden die Reihen um uns schließen«,* hatte Watson erwidert. *»Das wird die Welt noch mehr polarisieren und den ganzen Prozeß beschleunigen – wir* brauchen *die Konfrontation, um uns zu vereinigen, und damit die Leute deutlich sehen, wer ihr Feind ist.«*

*»Das ist doch Wahnsinn. Es könnte einen Dschihad geben. Die Sache würde außer Kontrolle geraten, Watson. Spielen Sie den Teil unseren Leuten vor, wenn Sie wollen, aber bringen Sie's nicht an die Öffentlichkeit…«*

»In Bälde werden unwiderlegliche Dokumente veröffentlicht werden«, sagte Crandall gerade, »um die Glaubwürdigkeit dieser Quellen zu erhärten. In der Zwischenzeit werde ich weitgehend unerreichbar sein. Ich ziehe mich zur Einkehr zurück, um über diese Offenbarungen und unsere Pflicht nachzudenken, sie auf der ganzen Welt in die Tat umzusetzen. Bitte betrachtet Colonel Watson während meiner Abwesenheit als meine Stimme in absentia. Ich werde in engem Kontakt mit ihm stehen. Gott segne euch alle.«

Die Aufnahme war zu Ende. Watson achtete sorgfältig darauf, Klaus nicht anzusehen. Er spürte, wie Klaus ihn anstarrte.

»Wollen Sie diese Aufnahme veröffentlichen?« fragte Giessen geistesabwesend, während er seine manikürten Hände betrachtete.

»Alles bis auf den letzten Teil über seinen Rückzug und daß ich als Ersatz für ihn einspringe.«

Giessen sah ihn an. »Sind Sie ganz sicher, daß er das übrige veröffentlicht sehen will?«

»Ganz sicher«, sagte Watson kalt.

»Aber – diese Sache mit Mohammed. Das wird viel böses Blut schaffen…

so was ist sicher keine gute Politik…«

Klaus schnaubte, als wollte er sagen, daß dies für einen geistig gesunden Menschen offensichtlich sei.

»Und Sie meinen, daß Reverend Crandalls Interpretation der kürzlich enthüllten Schriften falsch ist?« verlangte Jebediah zu wissen. Er hörte sich eher wie ein weißbärtiger alter Dogmatiker an als wie ein kleiner Junge.

»Keineswegs!« warf Giessen hastig ein. »Er hat bestätigt, was ich in meinem tiefsten Innern schon immer wußte! Aber – es ist eine Frage des Timings, wie und wann wir das enthüllen.«

»Es ist nicht Ihre Aufgabe, sich um solche Dinge Gedanken zu machen«, sagte Watson scharf. »Sie sind im Grunde nur ein polizeilicher Ermittler.«

»Ich dachte, das wäre auch Ihre Rolle.« Giessens Stimme war klanglos.

»Jetzt nicht mehr«, erwiderte Watson. »Sie sind nicht ganz auf dem aktuellen Stand.«

Er lächelte Klaus distanziert zu. Der starrte ihn nur an.

Ich muß die Sache mit Klaus ausbügeln, dachte Watson. Und bis dahin sollte ich lieber aufpassen.

»Die Welt hat sich verändert«, sagte Jebediah plötzlich. Sie drehten sich alle zu ihm um. Seine Augen glitzerten wie die eines Adlers. »Genauso wie damals, als es vierzig Tage und Nächte regnete. Nun ist alles wieder anders. Zum erstenmal haben wir das Wort Gottes, das wahre Wort Gottes.«

Watson hatte ein flaues Gefühl, als er das hörte. Er dachte: Kann ich die Sache wirklich unter Kontrolle halten?

Aber Giessen war eindeutig bewegt von den Worten des Jungen. Er hatte eine mystische Ader, die als ausgleichender Kontrapunkt zu seiner pedantischen Förmlichkeit und seinem Pragmatismus sehr deutsch war.

Der Durst stand auf und sagte: »Ich… ich schäme mich, daß ich so wenig getan habe. Während Rick Crandalls Rückzug zur Einkehr müssen wir sein Werk tun.«

»*Gottes* Werk.«

Giessen nickte. »Ja. Gottes Werk.« Er glättete sein Jackett und rückte seine Krawatte zurecht. Sah auf seine Uhr. Alles Zeichen dafür, daß er im Begriff war, sich in irgendeine Aktivität zu stürzen. »Wahrhaftig, Gottes Werk. Da sind Gefangene, die ich noch nicht verhört habe. Das werde ich jetzt nachholen. Ich habe das Gefühl, daß mich einer von ihnen zu dem Tier führen wird, das sie Hard-Eyes nennen.«

Er ging mit energischen Schritten zur Tür, so zielstrebig wie eine durch die Luft sausende Messerklinge.

**Die Badoit-Arkologie, Ägypten:**

Mehr als eine Woche war vergangen, aber als Steinfeld in Badoits Büro zurückgebracht wurde, hatte er den Eindruck, daß die Zusammenkunft fortgesetzt wurde, als ob sie nie durch seine Festsetzung unterbrochen worden

wäre. Es war ungefähr die gleiche Tageszeit, der Teewagen war da, und Badoit hatte mehr oder weniger den gleichen Anzug an und trug die gleiche Miene zur Schau. Freundliche Gleichgültigkeit.

»Bitte nehmen Sie Platz, mein Freund«, sagte Badoit. »Ich möchte mich zunächst dafür entschuldigen, daß ich Sie hier festgehalten habe. Wir haben Ihre Leute davon unterrichtet, daß Sie etwas später zurückkehren würden, aber ich bin sicher, es hat Ihnen große Unannehmlichkeiten bereitet.«

Steinfeld zuckte die Achseln und setzte sich in denselben Sessel, in dem er vorher gesessen hatte. »War eher wie ein Urlaub. Ich hatte ein Bad, Filme, Fernsehen, ein komfortables Apartment, gutes Essen und Zugang zu einem Swimmingpool. Und eine Masseuse.«

»Und dann war da die Demütigung, Ihren Geist einer Extraktor-Durchforstung zu unterwerfen…«

»Das ist ein schmerzloses Verfahren. Ich habe es freiwillig getan. Ich hatte nichts dagegen.«

Badoit schenkte ihnen mit einem dünnen Lächeln Kaffee ein. »Sie sind die Höflichkeit selbst. Nun gut. Ich nehme an, Sie haben mir vergeben. Vergessen wir das also. Sie haben den Extraktortest mit fliegenden Fahnen bestanden. Der Extraktor ist felsenfest davon überzeugt, daß sie absolut ehrlich sind.« Er grinste, so kurz und strahlend wie das Aufflammen eines Blitzlichts. »Und daß Sie keineswegs darauf aus sind, meine Organisation von innen heraus zu sabotieren. Einige meiner Berater waren der Meinung… nun ja, egal. Die anderen Nachforschungen über Ihren Hintergrund haben alles bestätigt, was Sie mir erzählt hätten. Für einen ehemaligen Mossad-Agenten sind Sie wirklich ein sehr ehrlicher Mensch. Sie haben das Fernsehen erwähnt.« Er gab Steinfeld den Kaffee und ein Stück Teegebäck. »Haben Sie…?«

»Die Erklärung von Reverend Crandall gesehen? Die sogenannten Damaskus-Rollen. Ja. Verblüffend. Und diese Sache mit Mohammed – die Frechheit dieser Leute versetzt mich in Erstaunen. Sie haben einen großen Fehler gemacht. Sie sind zu selbstsicher geworden. Arrogant und dumm. Und wie so viele dumme Menschen glauben auch sie, daß der Rest der Welt noch dümmer ist.«

»Absolut richtig: Mit dieser Fälschung haben sie einen großen Fehler gemacht. Damit haben sie mich gezwungen, mich zu engagieren, mein Freund. Ich werde Sie freilassen, und Sie werden die Hilfe bekommen, die Sie verlangen – bis zu einem gewissen Punkt.«

»Bis zu einem gewissen Punkt? Was für ein Punkt ist das?«

»Zunächst einmal etwa dreißig komma fünf Millionen in übertragbaren Sicherheiten.«

**FirStep, die Raumkolonie:**

Russ Parker und Claire standen auf der Plattform des Podiums unter der auf den Kopf gestellten Wiege des Himmels, die der Boden war, und warteten

verlegen und glücklich auf den Beginn der feierlichen Eröffnung. Die Plattform bestand aus gepreßtem, wiederverwertetem Altpapier – dem künstlichen Zellulosebrei, den sie für die Printout-Kleidung verwendeten, die sie trugen –, und sie quietschte ein bißchen unter Chesters schweren Schritten, als er zu ihnen herüberkam, ihnen für die Kameras der TV-Stationen der Kolonie die Hände schüttelte und dann zu dem grashalmdünnen Mikrofon ging, das ans Podium geklebt war. Er sprach im Technicki-Argot zu der Technicki-Menge; erzählte den Menschen, daß es zum Teil Claires und Parkers Anstrengungen zu verdanken sei, wenn die neue Wohnsiedlung für das Technicki-Personal im Freigelände der Kolonie fertiggestellt worden war; daß Parker ihm das Leben gerettet hätte und daß Claire Rimpler ein Mensch sei, der Verständnis für die Arbeiter hatte und sich für ihre Belange einsetzte. Daß die Unterkünfte hier im Freigelände der Kolonie – dem parkähnlichen Gebiet in der Bernalkugel, die die nach innen gestülpte Biosphäre mit ihrem Reichtum an frischer Luft, Sonnenschein und nützlicher Fauna enthielt – ein Symbol der neuen Wertschätzung der Kolonieverwaltung für die Arbeiter auf allen Ebenen seien.

Parker sprach nicht gut Technicki und verstand nur einen Bruchteil dessen, was Chester sagte. Er hörte seinen eigenen Namen inmitten eines Mischmaschs aus Konsonanten und Vokalen; jeder Satz hörte sich für Parker wie ein langes Wort an. Er war verlegen, weil er wußte, daß er gelobt wurde. Und er war glücklich. Er wußte, daß sie etwas erreicht hatten. In diesem Moment fühlte er sich Claire sehr nah.

Manchmal schüchterte sie ihn ein. Bei ihrer Rückkehr von der Erde hatte sie etwas richtig Scharfkantiges gehabt, als ob sie dort Dinge erlebt hätte, die sie verhärtet und geschliffen hätten. Aber wenn sie glücklich war, kam die *Frau* in ihr wie strahlendes texanisches Sternenlicht zum Vorschein, und, Mann, dann würde er gern…

*Verdammt noch mal, du bist viel zu alt für sie, Rusty,* sagte er sich.

Als Chester fertig war, stieß Claire Parker an, und er ging linkisch ans Mikrofon, zuckte bei dem lauten Rascheln von Papier zusammen, als er seine Notizen entfaltete, und las seine kurze Ansprache auf Standard ab. Claire, diese Angeberin, hielt ihre auf Technicki. Sie schnitten das Band durch, schlenderten durch die Mehrfamilieneinheiten und tranken Punsch an der Rezeption des Gemeindezentrums der Siedlung. Claire und Parker standen beieinander und schwatzten mit Kitty, Chesters Frau; nach einer Weile kam Chester auf sie zu, und Claire murmelte: »Oje. Er hat diesen rhetorischen Blick drauf.« Kitty lachte in sich hinein; Parker stöhnte innerlich.

»Wißt ihr«, sagte Chester und durchbohrte Parker mit seinem herausfordernden Blick, »wir sind im Moment gerade so gut in Schwung, diese Reformbegeisterung und all das. Vielleicht sollten wir's ausnutzen und gleich damit weitermachen, die ökonomische Infrastruktur der Kolonie zu reformieren.«

»Chester«, sagte Parker, »glaubst du wirklich, daß die Leute für einen

marxistischen Staat in der Kolonie stimmen würden, wenn man sie vor die Wahl stellen würde? Mal ehrlich! Die meisten Technickis sind mehr oder weniger Anhänger der Demokratischen Partei und keine Radikalen.«

»Besonders im Licht der Veränderungen in letzter Zeit«, sagte Claire. »Wie die Dinge im Moment liegen, läuft doch alles bestens für sie.«

»Nein«, sagte Chester. »Es läuft besser für sie. Das heißt nicht, daß es wirklich gerecht zugeht. Hier gibt's immer noch eine Klassenstruktur; sie sind immer noch unterrepräsentiert; es gibt immer noch Ungerechtigkeiten bei den Löhnen und Gehältern. Admin behandelt sie nicht mehr wie vertraglich fest gebundene Diener, sondern eher wie… wie normale Diener mit einem ›liberalen‹ Arbeitgeber.«

»Die Reformen sind ja noch keineswegs abgeschlossen«, meinte Claire. »Mir wäre es durchaus recht, wenn sie noch weiter gingen. Ich glaube, wir brauchen wirklich so was wie eine sozialistische Struktur. Meiner Meinung nach sollte eure Gesundheitsvorsorge vollständig vom Staat finanziert und nicht von euren Gehältern bezahlt werden; und ich finde, der Wohnungsbau müßte stärker subventioniert werden. Aber der Marxismus ist einfach zu archaisch für eine solche Umgebung, Chester.«

»Der Marxismus ist nicht archaischer als die Grundsätze der Technik. Sie entwickeln sich weiter, wenn die Menschen lernen, wie man Sachen baut, aber die elementaren Prinzipien…«

So ging es noch eine Weile weiter, und es endete damit, daß sich jeder einverstanden erklärte, darüber nachzudenken, Chester schien nicht verärgert zu sein, daß sie nicht auf seinen Kurs umgeschwenkt waren, aber er konnte ziemlich unergründlich sein; es war schwer, das mit Sicherheit zu sagen.

Nachdem Chesters Frau sie gerettet hatte, indem sie ihn wegschleifte, damit er ihr mit dem Baby half, sagte Claire: »Für heute hab ich genug von der Politik. Haben Sie Lust, mit mir spazierenzugehen, Russ?«

Teufel noch mal, ja.

In der Kolonie gab es Wetter. Mildes Wetter, aber trotzdem Wetter. Teilweise wurde es planvoll vom Lebenserhaltungssystem erzeugt, teilweise ergab es sich zufällig aus der Konstruktion der Kolonie und ihren inneren Zyklen. Im Freigelände gab es Wolken und leichten, feinen atmosphärischen Niederschlag; manchmal erzeugten die unvollkommenen Luftfilter ein bißchen Smog; die Rotation der Kolonie und die dabei auftretenden Temperaturschwankungen, wenn der Sonnenwind ihre sich drehenden Seiten peitschte[8], führten zu Luftdruckänderungen, durch die leichte Winde entstanden. Heute waren die Fenster so eingestellt, daß sie mehr Sonnenlicht hereinließen als zu anderen Jahreszeiten, und durch die Verdunstung der morgendlichen Bewässerung war es ziemlich feucht; Parker mußte an Dallas denken.

»Jetzt hätte ich Appetit auf ein Eis«, erklärte er ihr, als sie den Weg durch die lichten Wälder entlangschlenderten und dickbäuchigen ›Frisbee-Athleten‹ zusahen, die einander auf der Rasenfläche jenseits der Baumlinie durch die

Luft segelnde Plastikscheiben zuwarfen.

»Können Sie vielleicht von mir kriegen, wenn Sie's richtig anstellen«, sagte sie.

»Sie haben Eiskrem? Seit wann bringen sie die denn rauf?«

»Überhaupt nicht. Ich hab sie selber gemacht. Mein Dad hatte eine Eismaschine mit einer Handkurbel.«

»Und davon haben Sie mir nie ein Sterbenswörtchen erzählt! Junge, Junge, ich sag 's ja, das war wohl nix mit Vitamin B bei den Admin-Leuten, wenn Sie 'n Beispiel für die sind! Wo ist mein Anteil an euren dekadenten Vergünstigungen? «

»Sie müssen schon was dafür tun, um sie sich zu verdienen. Eiskrem macht dick. Wenn's so feucht ist wie jetzt, geh ich gern in die Freifallräume. Da spring ich 'ne Weile in der Luft rum und mach ein bißchen Fitnesstraining. Allein macht's aber nicht viel Spaß. Wollen Sie mitkommen?«

»Äh – sicher. Glaub schon. Bin zwar erst einmal dagewesen…«

»Der Fahrstuhl zu dieser Sektion ist auf dieser Seite der Wälder…«

Parker folgte ihr auf einem quer verlaufenden Weg zu der gekrümmten Wand, die kürzlich vom größten Teil der Graffiti gereinigt worden war. Von dort führte ein Korridor aus transparentem Plastik wie eine Nabelschnur vom plazentaähnlichen Freigelände in den kompliziert angelegten Uterus der Raumkolonie. Claire wirkte ein bißchen nachdenklich; das und die Tatsache, daß die Freifallräume häufig für den Geschlechtsverkehr benutzt wurden, brachten ihn auf den Gedanken: Vielleicht läuft da doch noch was… *Ausgeschlossen. Du bist zu alt für sie.*

In der Kommunikationszentrale der Kolonieverwaltung trank Stoner Coca Cola aus einer Tüte und wartete darauf, daß der Anruf von der Erde durchkam. Er saß an der Konsole und schaute auf die leeren Bildschirme; auf dreien davon standen in der Mitte die Worte ›Verbindung wird aufgebaut. Bitte warten‹.

Steinfeld kam als erster durch, aus Israel; er erschien auf dem linken Schirm. Dann war Smoke aus London auf dem rechten zu sehen. Der mittlere Schirm blieb leer, als Steinfeld sagte: »Stoner, Badoit nimmt an der Videokonferenz nicht teil. Der Mann ist schlichtweg zu paranoid. Aber er ist trotzdem dabei. Ich habe das Geld als Beweis dafür. Ich glaube, er wird uns Truppen für gewisse Aktionen zur Verfügung stellen…«

Wenn man die Verzögerungen durch die Übertragung wegließ, lief der Rest der Konferenz folgendermaßen ab: »Smoke, kriegen Sie uns beide rein?«

»Voll und ganz.«

»Steinfeld?«

»Ja.«

»Steinfeld, sind Sie davon überzeugt, daß diese Schaltung sicher ist?«

»Außer wenn jemand einen technologischen Vorsprung hat, von dem wir nichts wissen. Die Möglichkeit besteht immer.«

»Ziehen wir's einfach durch«, sagte Stoner. »Ich hab da was auf dem Herzen, worüber ich mit Ihnen reden muß. Hören Sie – wenn Badoit wirklich hinter uns steht, dann brauchen wir Witcher nicht. Richtig?«

Steinfeld zögerte. Eine interplanetarische Interferenz, vielleicht eine Eruption von Sonnenstrahlung auf einer problematischen Wellenlänge, ließ sein Bild einen Moment lang flackern und knistern, als ob der Fernsehschirm Steinfelds Unsicherheit zum Ausdruck bringen würde. Dann stabilisierte es sich, und er nickte. »Wir können seine Unterstützung ebenfalls immer brauchen, aber jetzt können wir ohne sie auskommen und trotzdem effektiv arbeiten, denke ich. Ist es schlimmer geworden?«

»Ja«, sagte Stoner. »Es ist schlimmer geworden. Ich bin ziemlich sicher, daß sich Witcher nach Kräften bemüht, uns Informationen vorzuenthalten.«

»Das heißt nicht unbedingt, daß er uns… ah… aus den falschen Gründen etwas verheimlicht«, erwiderte Steinfeld. »Es kann etwas sein, das wir nicht zu wissen brauchen. Wegen der Extraktoren.«

»Hier in der Kolonie? Das bezweifle ich. Wie auch immer – ich hab so eine leise Ahnung, worum es da geht. Jedenfalls teilweise. Es ist etwas, das er uns auf gar keinen Fall verheimlichen dürfte, verstehen Sie, was ich meine?« Stoner machte eine Pause und nuckelte nachdenklich an seiner Coca Cola. Die Schaltungen waren teuer, und die Zeit des Systems sollte nicht verplempert werden, aber er mußte sich überlegen, wie er es formulieren sollte. »Er ist an einen unserer Techniker rangetreten und hat ihm einen Haufen Geld geboten, damit er heimlich für ihn arbeitet. Er wollte, daß er ihm einen Sender in seiner Unterkunft aufbaut, und hat den Burschen dafür bezahlt, daß er draußen an der Hülle eine Kurzwellenantenne anbringt. Mit so 'nem Ding kann er sein Signal in einer Huckepackschaltung in unseren Hauptstrahl einschleusen, wenn wir was rausschicken, und unabhängig empfangen… Naja, der Bursche hat sich die Sache überlegt und ist zu Parker gegangen, um zu klären, ob das in Ordnung ginge. Russ Parker ist Sicherheitschef und stellvertretender Administrator. Und Parker ist damit zu mir gekommen. Ich hab ihm gesagt, er soll ihn das Zeug ruhig installieren lassen, aber mit ein paar Modifikationen… von denen Witcher keine Ahnung hat.«

»Sie haben ihn elektronisch ausgespäht?« fragte Steinfeld. »Das war ziemlich riskant. Wenn er's rausgefunden hätte und wir Badoit nicht hätten…«

»Vielleicht. Ich konnte mir die Chance nicht entgehen lassen, rauszukriegen, was mit ihm los ist.«

»Im tiefsten Innern sind Sie immer noch ein CIA-Mann, Stoner«, sagte Smoke.

Stoner warf einen wütenden Blick in Smokes Kamera. Die Bemerkung war kein Kompliment gewesen.

»Es ist nun mal passiert«, sagte Stoner. »Was ich bekommen habe, ist einiges Hin und Her mit dem Vizepräsidenten seines Unternehmens über irgendeine Untersuchung, die seine Firma für ihn angestellt hat. Die SA hat

Leute eingestellt, die Spezialkenntnisse im Bereich der gentechnischen Manipulation von Viren haben. Witcher hat eine Anfrage nach genauen Angaben rausgeschickt…«

»Klingt für mich, als ob er Nachforschungen zu unserem Schutz anstellt«, sagte Steinfeld. »Wir haben uns Sorgen gemacht, daß die SA Stoffe zur biologischen Kriegsführung entwickelt. Er wußte, daß wir beunruhigt waren.«

»Aber warum diese ganze Heimlichtuerei in bezug auf die Übertragung? Seine Verbindung ist nicht sicherer als unsere – außer meiner und der von Parker.«

Steinfeld zuckte die Achseln. »Er ist eben paranoid. Vielleicht hat er beschlossen, sich selbst ein Bild von der Sache zu machen, und will niemand anderem vertrauen, wenn's nicht sein muß.«

»Den Eindruck habe ich nicht. Es stimmt nicht mit meinen Erfahrungen überein«, entgegnete Stoner. »Und da spricht wirklich der CIA-Mann in mir.«

»Okay, überwachen Sie ihn weiter«, sagte Steinfeld. »Stellen Sie alle Nachforschungen an, die Sie wollen.«

»Vielleicht rechtfertigt es ein Extraktor-Verhör«, meinte Smoke. »Was das angeht, so könnten wir darüber reden.«

»Ist das dein Ernst, Smoke?« fragte Steinfeld. »Witcher?«

»Ich hatte oft den Eindruck, daß er sowas wie ein… heimliches Programm hatte«, sagte Smoke.

»Kann sein, daß er beide Seiten zugunsten der Mitte gegeneinander ausspielt«, mutmaßte Stoner. »Die NR gegen die SA, aus irgendeinem Grund. Vielleicht bloß zum Nutzen seines Unternehmens. Es ist der größte Konkurrent der SA im Sicherheitsgeschäft.«

»Nein«, sagte Steinfeld. »Wenn Sie das glauben, kennen Sie ihn nicht. Er ist ein Idealist, wenn auch einer der seltsamen Sorte. Wenn er uns gegen sie ausspielt, hat er einen anderen Grund dafür.«

»Dann kann ich also weitermachen und mir die Sache genauer anschauen.«

»Ja.« In Steinfelds Ton lag ein ganz tiefer Schmerz, der über Hunderttausende Meilen der Leere hinweg zu hören war.

»Schauen Sie sich die Sache genauer an.«

Die Emanzipation der Frau, dachte Russ Parker, war auf der Erde eine regionale Angelegenheit. In Europa und den Vereinigten Staaten war sie weit verbreitet, im Mittleren Osten jedoch eine Seltenheit. In letzter Zeit trat sie in Japan und Südostasien stark in Erscheinung, und in einem Großteil von Afrika kam sie überraschend gut voran, was hauptsächlich an den Bemühungen der schwarzen Frau lag, die Präsidentin der Volksrepublik Südafrika war.

Aber in Texas, wo Parker aufgewachsen war, hatte sie noch keine großen Fortschritte gemacht.

Sie gehörte zu den Dingen, die Parker für gut und richtig hielt, aber es fiel ihm irgendwie schwer, in der Praxis damit zurechtzukommen. Deshalb wurde er von Claires Aggressivität völlig überrumpelt. Sie verwirrte ihn.

Das hieß nicht, daß es ihm nicht gefiel, als sie ihn mitten in der Luft packte, ihn hart auf den Mund küßte und ihre Beine um seine Hüften schlang.

Ja, es hatte ein Vorspiel gegeben. Auf dem Weg hierher hatten sie beide sehr viel geredet. Er hatte von seiner früheren Freundin auf der Erde gesprochen, sie hatte von Torrence erzählt. Von diesem Hard-Eyes. Über frühere Partner zu sprechen war eine Methode, den romantischen Unterbau zu schaffen, ohne zu plump zu sein, nahm er an. Und für sie war es vielleicht auch so etwas wie ein Geständnis – sie fühlte sich schuldig, weil sie Torrence verlassen hatte. Weil sie glaubte, daß sie auch dann ein Liebesleben brauchte, wenn er nicht da war. Das Gespräch darüber, das Eingeständnis der Schuld, war eine Art Buße im voraus. Nahm er an.

Nach zehn Minuten ihrer Zeit im freien Fall hatte das Reden aufgehört. Das Soundsystem spielte den japanischen Komponisten Tanaka, ausgedehnte Flächen von Synthesizerklängen und gesampelten Chören, die das Kathedralenhafte über das Ätherische legten; darunter schlug der leise, beharrliche Puls der Sehnsucht, der unterdrückten Libido. Er sah ihr zu, wie sie sich wie eine osteuropäische Turnerin in der unmittelbar aufs tatsächliche Geschehen folgenden Zeitlupenwiederholung in der Luft drehte; keine überflüssige Bewegung, sie interpretierte die Musik, aber völlig selbstvergessen, ohne jede Überspanntheit. Er schaute ihr tief in die Augen, wenn er konnte; betrachtete das leichte, ballettartige Wippen ihrer Brüste, ihre fließenden Bewegungen in der Luft…

Nun nahm sie seine Hände. Ergriff ihn, küßte ihn, umklammerte ihn mit ihren Beinen. Sie trudelten sich langsam überschlagend durch den großen, annähernd kreisrunden Raum. Das Licht war gedämpft. Die gepolsterten Wände drehten sich an ihnen vorbei. Parkers Magen rebellierte. Je älter er wurde, desto weniger vertrug er alles, was seinen Gleichgewichtssinn bedrohte – aber in seinem Geschlecht staute sich das Blut, und es straffte seine Hose. Er merkte, wie sie seinen Reißverschluß aufmachte, und war für kurze Zeit verlegen, als er die kalte Luft an seinem Penis fühlte, der im freien Fall hin und her pendelte. Sie schälte sich aus ihren Kleidern wie ein phantastisches fliegendes Tier, das sich in der Luft häutete. Er zog sich ungeschickter aus und wünschte sich, es wäre noch dunkler, damit man seinen Bauch nicht so sah. Er streckte die Hand aus und stoppte ihre kreiselnde Bewegung, als sie in die Nähe einer Wand kamen. Claire schien zu akzeptieren, daß er beim Sex einen festen Halt brauchte. Er hatte es noch nie im freien Fall gemacht; er hatte gehört, daß man das üben mußte. Aber als sie sich an einem Wandgurt festhielten und das Schwerezentrum zwischen sich fanden, in ihren miteinander verschmolzenen Genitalien, genossen sie die Vorteile von Sex im freien Fall, ohne dessen Nachteile in Kauf nehmen zu müssen. Es war fast wie etwas, das er einmal auf die Erde gemacht hatte: Sex in einem Swimming-pool, wo er sich am Betonrand festgehalten hatte. Aber hier gab es kein störendes Wasser. Nichts störte sie. Die fast totale Schwerelosigkeit schien ihr Fleisch vollständiger zu vereinigen und ihr Blut

freier strömen zu lassen. Dann trieb er haltlos in ihr dahin und stellte sich vor, sie wären wie ein System aus zwei Planeten im Weltall, wie die Erde und der Mond, und zwischen ihnen fände ein unsichtbarer, aber köstlicher Austausch planetarer Energien statt.

Nachdem er gekommen war, floß der Samen aus ihrer Vagina und bildete in der Luft um sie herum schillernde Perlen, die vor potentiellem Leben vibrierten.

*Okay,* dachte er und hielt sie fest. Sie trieben langsam dahin, ruhten beide in den Armen des anderen, schwebten in der nachglühenden Wärme…

Sie nahm seinen Kopf zwischen die Hände und gab ihm einen langen, ausdauernden Kuß.

*Okay, ich habe mich geirrt. Sie steht auf ältere Männer.*

**Paris:**

»Die wissen, daß ich hier bin«, sagte Torrence.

»Sei nicht albern«, sagte Bargeman. »Das ist ein Zufall.«

Torrence saß mit Bibisch und Bargeman am Tisch eines Cafés an der Place Clichy. Auf dem Platz herrschte reges Treiben. Sie saßen mit dem Rücken zu den Fenstern an einem der innersten Tische des Cafés und spürten, wie das Sonnenlicht, das vom Fenster abprallte, ihnen den Schweiß auf den Nacken treten ließ. Unter der Statue im Zentrum des Platzes, gegenüber der ausgebombten Ruine des alten Videoladens ›nur für Erwachsene‹, stellten die Soldaten der Einheitspartei die Gefangenen in einer Reihe auf. Weitere Gefangene blinzelten ins Sonnenlicht, als sie von den Ladeflächen der Laster heruntergeholt wurden. Wie viele würden sie hinrichten?

»Die wissen bestimmt, daß ich hier bin«, wiederholte Torrence.

»Woher sie könnten wissen?« fragte Bibisch. *»Nous somme sarrivés…«*

Sie brach ab, als Bargeman sie ansah und den Kopf schüttelte. Sie nippte ohne ein Zeichen von Genuß an ihrem Eiskaffee. Sie waren in dieses Café gegangen, weil sie gehört hatte, daß es hier echten Kaffee gab. Jetzt, wo der Krieg vorbei war, gelangten wieder erstklassige Konsumartikel nach Paris, aber es dauerte ewig, wie es schien, bis die Sachen auch bei den einfachen Leuten ankamen. Vielleicht mußten einige der korrupten Einheitspartei-Bürokraten erst mal das Beste davon für sich abzweigen, um einen letzten Reibach auf dem Schwarzmarkt zu machen.

Vierzig, dachte Torrence, als die Soldaten die Hecktür des Transporters zuschlugen. Sie werden vierzig Menschen umbringen. *Sie wissen, daß ich hier bin.*

»Das sind die *Soldats Superieurs Françaises* der Parti d'Unité«, flüsterte Bibisch.

Torrence nickte dumpf. Die neuen, von der SA ausgebildeten Elitetruppen der Regierung. Nur reinrassige Franzosen. Hervorragende Soldaten. Die SS der PU. Sie trugen gepanzerte Kevlar-Uniformen in Silber und Mattschwarz.

Auf die Schultern war das Symbol der Einheitspartei genäht: der Arc de Triomphe vor einer französischen Fahne.

»Wir gehen jetzt, Dan«, sagte Bibisch. »Komm!«

Er schüttelte den Kopf. Er konnte sich nicht bewegen. Eine spirituelle Trägheit hielt ihn wie angewurzelt auf seinem Stuhl fest. In seinem Bauch war ein Gewicht, das er unmöglich hochheben konnte. Er wog etwa anderthalb Tonnen. Ungefähr das Gewicht von vierzig Menschen.

Einige Gefangene waren dunkelhäutig, ein paar waren Chassidims, dazu kamen mehrere weiße französische ›Subversive‹. Sie liefen durcheinander und drängten sich zusammen, bis sie schließlich alle miteinander verschmolzen und in ihrer gemeinsamen Verwirrung über diese abrupte Erfüllung ihres Schicksals ihre Individualität verloren. Die Wachen hatten eine Menschenkette um sie herum gebildet, mit den Gesichtern nach innen, während ein Mann, den Torrence als Giessen erkannte – Der Durst –, die Menge um den Platz herum musterte. *Rühr dich nicht. Lauf nicht weg. Nicht schreien. Er wird dich bemerken.*

»Ich kann nicht weg«, murmelte Torrence.

Bibisch sah ihn an. *»Quoi?«*

Torrence schwieg.

Giessen sprach leise mit dem befehlshabenden Offizier der SSF, der sich an die Menge wandte und verkündete, diese Exekution ›krimineller Verschwörer‹ werde als Vergeltungsmaßnahme für die Verbrechen des NR-Terroristen Hard-Eyes durchgeführt. Dann drehte er sich zu seinen Soldaten um und bellte einen Befehl. Die Soldaten richteten ihre MPs auf die Gefangenen. Diese schrien und krümmten sich zusammen. Einige der Zuschauer schrien ebenfalls. Der SSF-Offizier machte den Mund auf, um den Feuerbefehl zu geben.

Torrence stand auf. Er wußte nicht, was er tat. Er begann auf Giessen zuzugehen und öffnete den Mund, um etwas zu rufen.

Aber Giessen schaute nicht in seine Richtung. Bargeman und Bibisch hakten Torrence unter, einer auf jeder Seite, drehten ihn von der Szenerie weg und hielten ihm den Mund zu. Bibisch zischte ihrer Bedienung – einem Freund – etwas auf französisch zu.

»Zeit zum Rollentausch, Torrence«, sagte Bargeman leise. »Diesmal sorge ich dafür, daß du's nicht vermasselst.« Im Schutz der Menge um den Platz herum, die sie vor Der Durst verbarg, schleifte er Torrence mit Hilfe von drei weiteren Männern ins Café. In den Hinterraum, durch eine Hintertür hinaus, eine Treppe hinauf, in das Haus hinein und durch eine Hintergasse. Torrence versuchte ihnen mit erstickter Stimme zu erklären: »Sie wissen sowieso genau, daß ich hier bin, also bringt es überhaupt nichts. Sie tun das, um mich zu quälen, bevor sie mich holen kommen. Sie wissen es. Sie wissen es. Das ist die Strafe.«

»Nein, nein«, sagte Bibisch. »Pst!«

Torrence hörte, wie der befehlshabende Offizier seinen letzten Befehl

bellte.

Aber er war nicht nah genug, um das *sss-sss-sss* der MPs zu hören, als die winzigen Explosivgeschosse in die Gefangenen hineingejagt wurden. Es tat nicht sehr weh – bis die Kugeln in ihren Leibern explodierten und jeden einzelnen Gefangenen in eine kurz aufspritzende Blutfontäne verwandelten. Etwa zwei Drittel von ihnen starben ziemlich schnell. Bei den anderen dauerte es eine Weile.

Torrence war nicht nah genug, um es zu hören; er konnte es nicht sehen.

Aber irgendwie sah er es hinterher noch lange Zeit immer und immer wieder.

## NEUN

**London:**

Cooper benahm sich seltsam, fand Barrabas. Und begann sich Sorgen zu machen, daß es falsch von ihm gewesen war, Jo Ann wieder hierherzubringen.

Sie waren im Video-Schneideraum; nicht um einen Film zu schneiden, sondern um sich ungestört unterhalten zu können. Cooper saß auf einem Drehstuhl. Er hatte die Arme an den Körper gepreßt und schwankte ein wenig; es sah aus, als ob er jeden Moment herunterfallen könnte. Seine Augen weiteten und verengten sich, weiteten und verengten sich.

Er ist stoned, erkannte Barrabas. Hat an seinem Balancer rumgespielt.

»Ist sie draußen im Foyer?« fragte Cooper mit belegter Stimme.

»Ja.«

»Gehen Sie raus und reden Sie mit ihr. Sorgen Sie dafür, daß sie dableibt. Ich lasse sie von Sicherheitskräften hinten rausbringen. Dort steht ein Wagen bereit…«

Schritte auf dem Flur. Barrabas streckte die Hand aus, drückte nachlässig auf einen Schalter und setzte das Schneidegerät in Gang, so daß das Geräusch ihre Unterhaltung übertönte. Ein Film von den Untermenschen. Sie stolperten umher und beschmutzten sich selbst. Lebende Karikaturen. Barrabas wandte rasch den Blick ab und versuchte die quäkenden Laute zu ignorieren, die aus den Lautsprechern kamen.

»Wieviel wollen Sie löschen?« fragte er. »Ich meine – doch nicht ihre ganzen Erinnerungen aus der letzten Zeit? Ich möchte nicht aus ihrem Gedächtnis gelöscht werden. Höchstens selektiv, vielleicht. Löschen Sie bloß das gentechnische Zeug oder…«

»Was faseln Sie da?«

»Sie ist gekommen, damit dieses Zeug gelöscht wird.«

»Das kostet Geld. Ich meine, wir können es nicht löschen, ohne daß man uns eine Menge Fragen stellen würde…«

»Was, zum Teufel, faseln Sie da?«

»Ich will sagen, kümmern Sie sich einfach nicht drum. Überlassen Sie das uns!« Cooper versuchte beruhigend zu lächeln. Es war, als ob ein Frettchen die Zähne fletschte.

»Sie wollen sie umbringen.«

»Nicht eigenhändig.« Rosarote Geschöpfe, die sich quäkend auf dem Video am Rande seines Sichtfelds wanden. »Die werden sie in den Wagen stecken und…«

»Sie haben sich doch wohl nicht ernsthaft in diese Kreatur *verknallt,* oder? Sie ist eine Linke, höchstwahrscheinlich eine Kommunistin oder Anarchistin. Kann gut sein, daß sie so einen stämmigen Schrank von einem Neger heiratet und sich von ihm Kinder machen läßt. Rassenschande der übelsten Sorte.

Widerlich. Schlagen Sie sich die aus dem Kopf.«

Barrabas' Gesicht wurde ausdruckslos. Er hob resigniert die Schultern. »Okay.«

»Dann mal los. Halten Sie sie da draußen fest, bis…«

»Okay.«

Barrabas nickte, drehte sich um, machte mechanisch die Tür auf, ging steifbeinig hinaus und den Flur entlang. Er fand sie im Foyer. Sie wirkte nervös und drehte die Handtasche in den Fingern hin und her. »Hast du die Genehmigung für die… Sache gekriegt?« fragte sie. Als ob er eine Abtreibung arrangiert hätte.

»Ja. Ja, äh…«

Er hörte Stimmen im Raum nebenan. Eine davon gehörte dem Sicherheitschef.

Er packte sie am Handgelenk. »Komm, ich bring dich selbst hin.«

»Zerr nicht so an mir rum!« Aber sie ging mit nach draußen. »Weshalb hast du's denn nur so verdammt eilig?«

Er schaute sich um und sah sich die Autos an. Es hatte gerade geregnet. Die Straßen waren naß und glänzten, und die Luft war schwül, weil das Pflaster die Hitze des Tages in die Dämmerung abgab.

Da: ein Taxi. Es parkte vor einem Pub.

Er zerrte sie durch den Verkehr. Autos hupten sie an und wichen ihnen aus. Er zog sie in den Pub, schaute durch das staubige Fenster hinaus und sah die Sicherheitsleute aus der Vordertür des Labors kommen. Sie blickten sich stirnrunzelnd um. Ein Bierwagen fuhr vor dem Pub an den Randstein und versperrte ihnen die Sicht. Und es herrschte dichter Verkehr. Vielleicht hatten sie noch etwas Zeit.

Barrabas entdeckte den Taxifahrer an der alten Bar aus Messing und Holz. Er war ein untersetzter, blasser Burmese mit einem dünnen Schnurrbart und wäßrigen Augen, der gerade den braunen Schaum am Boden eines Bierglases in sich hineingoß. Barrabas durchquerte den Raum mit zwei Schritten, packte den Fahrer am Ellbogen und knallte eine Zwanzig-Pfund-Note[9] vor ihm auf die Theke. »Die Pause ist zu Ende, Kumpel. Ist so was wie 'n Notfall.«

»Hey, ich laß doch meine Essenspause nicht für 'n Zwanziger sausen…«

»Trinkste dein Essen immer? Na schön, hier.« Er knallte ihm noch einen Zwanziger vor die Nase. Es war alles Geld, das er hatte.

»Verdammt noch mal, Barrabas!« fing Jo Ann wütend an. Sie dachte, daß er schon wieder einen Farbigen schikanierte. »Der Mann ist…«

»Vertrau mir dies eine Mal, Liebes.«

Der Taxifahrer war ein Bild des Widerwillens, als er die vierzig Pfund nahm, sie zusammenfaltete und in die Tasche steckte. Dann folgte er Barrabas auf unsicheren Beinen hinaus zu seinem Taxi. Jo Ann kam stirnrunzelnd hinterher.

Die Sicherheitsleute waren gerade dabei, die Straße zu überqueren, als der Laster wegfuhr. Sie sahen Jo Ann, als sie mit Barrabas in das Taxi stieg. Sie

riefen ihm nach, als es losfuhr, und griffen in ihre Jacken, als es sich in den Verkehr einfädelte. Der Verkehrsstrom war auf der Seite des Taxis. Sie ließen die SA-Schergen rasch hinter sich.

»Wohin?« fragte der Fahrer.

»Nur zum – Piccadilly.« Bis ihm etwas anderes einfiel.

Sie sah ihn an. »Wir fliehen vor denen.«

Er nickte, lehnte sich in den Sitz zurück und ließ die Spannung abflauen. Ihm war schwindlig. Er hatte hyperventiliert. »Sie wollten nicht nur das Zeug in deinem Kopf löschen, sondern dich. Und zwar komplett.«

Sie schüttelte ungläubig den Kopf. *»Warum?«*

»Um die Finanzfreaks der SA dazu zu bringen, das Geld für eine Löschung zu bewilligen, müßte Cooper ihnen eine Menge erklären. Dann würde rauskommen, daß er ihr Geld veruntreut hat. Verstehst du, er…«

Und dann sah er, wie sie ihn anblickte. Er erkannte, was er gesagt hatte.

»Die SA«, wiederholte sie. »Die Second Alliance. Denen gehört das Labor?« Und mit einem Flüstern: »Für die arbeitest du also.«

»Ich *hab* für sie gearbeitet. Es war… ich brauchte einfach Arbeit.« Wofür schämte er sich? Er war auf die SA stolz gewesen. Auf die Uniform und die Ausbildung. Auf den Auftrag. Er sollte ihr sagen, sie solle sich zur Hölle scheren. Statt dessen sagte er: »Ich hab dir das Leben gerettet. Das weißt du doch, oder nicht?«

Sie nickte langsam. »Du hast dabei Kopf und Kragen riskiert. Ich weiß. Aber du bist einer von ihnen. Die stellen nicht einfach irgendwelche Leute ein. Soweit ich gehört habe, müssen die alle an sie *glauben.«* Sie starrte ihn an; sie sah ihn jetzt anders. »Glaubst du an diesen Mist?« fragte sie ihn unverblümt. »An deren rassistischen Scheißdreck?«

Er suchte nach dem Glauben; nach seinem Stolz, seiner Überzeugung.

Dann sah er die rosaroten, sich windenden Wesen. Die Untermenschen. Die Dinger in Tank einundvierzig. Und seine Überzeugung war ein nasses Stück Seife.

»Ich weiß nicht.« Es war das Beste, was er zuwege brachte.

Sie schaute aus dem Fenster. »Warum Piccadilly?«

»Ohne Grund. Ich wollte nur in ‘nen anderen Teil der Stadt. Hast du ‘ne bessere Idee? Mein Haus oder deins scheiden aus.«

»Ich sollte zusehen, daß ich dich loswerde«, sagte sie, ohne ihn anzusehen. »Aber ich schätze… ich schätze, ich will’s nicht.«

Aber sie blickte weiterhin aus dem Fenster. Er wollte ihre Hand nehmen, wollte den Arm um sie legen, aber die Art, wie sie die Beine zusammenpreßte, und etwas Warnendes in der Haltung ihrer Schultern hielten ihn zurück.

Nach einer Weile fügte sie hinzu: »Ich hab eine Idee, wo wir hinkönnen.«

»Freunde, bei denen wir unterkriechen können?«

»Ja. Jedenfalls jemand, den ich durch eine Freundin kenne. Bin ihm nur einmal begegnet. Aber ich glaube, der würde uns helfen. Ich hab gehört, daß

er in der Stadt ist. Bei Dahlia. Ein Typ namens Smoke.«

Barrabas hatte ein unwirkliches Gefühl, als er Jerome-X und seine riesige Negerin bei Dahlia auf dem Sofa sitzen sah.

Nein: Jerome saß eigentlich gar nicht auf dem Sofa. Er saß auf ihrem Schoß.

*Rassenschande,* dachte Barrabas und erwartete, daß ihm vor Ekel übel wurde. Er verspürte jedoch nur eine dumpfe Desorientiertheit. Jerome trug eine schwarze Lederjacke, die vorn offen stand, so daß auf seiner mageren, hemdlosen Brust ein paar Haare zu sehen waren. Uralte Jeans, ziemlich alberne rote Plastikstiefel mit leuchtend gelben Babydollärmchen statt Merkurflügeln. Die Schwarze trug ein großes, formloses rotes Hauskleid, auf dem elektroblaue Nelken stroboskopisch aufblitzten. Keine Schuhe. Barrabas befürchtete, daß die Couch unter ihrer unglaublichen Leibesfülle zusammenbrechen würde.

»Hi«, sagte Jerome. »Na, wie sieht's aus?«

Barrabas kam zu dem Schluß, daß es sich um eine rhetorische Frage handelte, die als Begrüßung gedacht war, und zuckte nur die Achseln.

»Wir wollen zu Dahlia«, sagte Jo Ann.

»Schon zur Stelle.« Sie erschien an der Tür zum Speiseraum. Dahlia war eine hochgewachsene Schwarze mit langem Hals in einem afrikanischen Gewand mit einem Batikmuster in Lehmrot, Kupfer und Silber. Ihre Lippen waren blauweiß geschminkt, und sie trug silberne Kontaktlinsen und Ohrringe, die baumelnde goldene Replikas uralter Stammesfetische waren; jede Bahn ihrer Getreidegarbenfrisur war in einer anderen Metallikfarbe getönt: Kupfer, Silber, Gold, Platin, Bronze, rostfreier Stahl…

»Hallo, meine Liebe«, sagte sie und kam zu Jo Ann herüber. Ihre Fußspangen klirrten; ihre nackten Füße tapsten über den polierten Hartholzboden. Sie umarmte Jo Ann lang und innig. Barrabas schaute sich ein bißchen peinlich berührt um.

Das alte Reihenhaus stammte aus der Zeit König Edwards. Sie standen in einem Wohnzimmer mit hoher Decke neben einem staubigen Marmorkamin. Der Raum wirkte allein schon durch seine überbordende Ausstattung belebt. Auf dem Kaminsims drängte sich eine Sammlung von Jadefigürchen. Der Stuck an der Decke, der aus dem späten neunzehnten Jahrhundert stammte, war reich verziert. Zwischen dem in fröhlichen Farben bemalten Balkenwerk an den Wänden hingen massenhaft Gemälde, die den größten Teil der verblaßten, verworren gemusterten Tapete bedeckten. Kunstwerke der Aborigines mit ihrer aggressiven Eckigkeit mischten sich wahllos mit den verschwommenen Konturen impressionistischer Malerei, die vage Gefühle wachriefen, und den ruhelosen Collagen von Videogemälden. Afrikanische und australische Naturgottheiten glotzten finster zwischen Seurat und Thaddeus Wong hervor.

Mein Gott, wo hat sie mich da bloß hingeschleppt, dachte Barrabas.

Dahlia löste sich aus der Umarmung und dem Gekicher und ließ den Arm zu Barrabas vorschnellen. Jo Ann sagte mit ziemlich komischer Stimme, wie Barrabas fand: »Oh, Dahlia, das ist Patrick Barrabas.«

»Jo.« Er nahm ihre Hand. Warm und feucht.

»Jerome und Bettina haben Sie ja schon kennengelernt, nehme ich an.«

»Sozusagen, ja. Und wir haben sie neulich bei ihrem Auftritt gesehen.« Pflichtgemäß fügte er hinzu: »Exxy Show.«

Jerome grinste. »Danke.«

Dahlia führte Jo Ann zu dem Louis Quatorze-Sofa. Barrabas nahm gegenüber in einem antiken Sessel aus rissigem braunen Leder Platz. Er gab sich Mühe, Jerome und Bettina nicht anzustarren.

Der Kerl sah wie die Puppe eines Bauchredners aus, wie er da so auf dem riesigen Schwabbelschoß der Schwarzen saß, dachte Barrabas.

Dahlia langte träge nach einer Fernbedienung auf einem kleinen Mahagonitisch am Ende des Sofas. »Hören wir ein bißchen Musik«, sagte sie. Trotz ihres ganzen afrikanischen Gehabes sprach sie mit dem Akzent der Londoner Mittelschicht, dachte Barrabas. Höchstwahrscheinlich eine reiche Familie, nach dem teuren Mischmasch der Einrichtung zu urteilen. Nachfahren schwarzer Immigranten, sagte er sich, die vor mehr als einer Generation hergekommen waren und Chancen genutzt hatten, die eigentlich einheimischen weißen Briten zugestanden wären.

Barrabas versuchte, einen inneren Funken der Empörung darüber zu entfachen. Aber der Feuerstein fand nichts, woran er sich reiben konnte.

Die Musik schwoll an, schlug dröhnend und strudelnd an die hohe Decke. Barrabas hatte mit Aufnahmen ›authentischer Aboriginal-Musik‹ oder etwas ähnlichem gerechnet, aber statt dessen war es die neueste Variante von World Beat. Vielleicht das zeitgenössische Äquivalent von Aboriginal-Musik.

»Ich hatte gehofft, daß Smoke noch hier ist«, sagte Jo Ann. »Ich muß mit ihm sprechen, wenn du einverstanden bist. Ich hab da ein Problem. Ein paar Leute…«

»Ist vielleicht besser, es so wenig Leuten wie möglich zu erzählen«, fiel ihr Barrabas ins Wort. Er lächelte entschuldigend. »Auch zu ihrem eigenen Schutz.«

Jo Ann zögerte. »Stimmt wohl, ja. Zu ihrem Schutz.«

»Oh, ich *liebe* es, wie dramatisch das alles klingt«, sagte Dahlia gähnend. »Wollt ihr's nicht mal der armen Dahlia erzählen?«

»Oh, irgendwann vielleicht«, sagte Jo Ann.

»Sie wissen nicht, ob sie uns trauen können«, flüsterte Jerome Bettina mit halblauter Verschwörerstimme zu.

»Weiß selbah nich, ob sie's können, verdammich«, erwiderte Bettina. »Ich weiß nich, weah die sind. Un' außahdem interessiaht mich diesah Mist auch 'n feuchten Dreck. Ich hab 'n tierischen Hungah. Ich geh ein, wenn ich nicht bald hammermäßig was zu futtern kriege.«

Jerome machte Anstalten aufzustehen. »Ich hole Smoke. Vielleicht können

wir alle zusammen irgendwo hingehen.«

Bettina packte ihn und hielt ihn fest. »Du gehs' nirgends hin. Hab ich gesacht, du solls' aufstehen?« Sie sah Jerome mit schmalen Augen an. Es war nicht ernst, erkannte Barrabas. Irgendein Spiel.

»*Leck* mich«, sagte Jerome und bemühte sich, nicht zu lachen, als er sich ihrem Griff entwand. »Ich geh, wohin ich will, du Miststück.«

»Wen nenns' du 'n Miststück? – Komm heah, dann versohl ich diah dein' magern rosaroten Aarsch!«

Aber er war weg. Er grinste sie an, als er durch die Tür ging.

»Kleinah weißah Blödmann!« rief sie ihm nach. »Das wird diah noch leid tun!« Aber sie wurde von einem lautlosen Lachen geschüttelt. Ihr dicker Bauch und die fetten Unterseiten ihrer Arme schwabbelten.

Echt abgedreht, dachte Barrabas.

»Wenn du Smokes Hilfe brauchst«, sagte Dahlia und klickerte mit ihren langen, golden lackierten Nägeln nachdenklich gegen das geschnitzte Holz der Armlehne, »dann ist es vielleicht ein… politisches Problem?«

»Ja«, sagte Jo Ann.

»Brauchst du auch Smokes Leute?«

»Ja.«

»Dann gibt es keinen Grund, daß wir uns nicht in Gegenwart von Jerome und Bettina unterhalten. Es kommt eh raus, schätze ich – sie gehören dazu.«

»Äh…« Jo Ann sah Barrabas an. Er vermutete, daß sie erwog, Dahlia zu warnen, in seiner Anwesenheit nicht zuviel zu sagen. Sie war sich nicht sicher, auf welcher Seite er stand.

Und ihm ging es genauso. Aber er sagte: »Ist schon okay, Jo Ann. Ich hab mich entschieden.«

Sie schürzte die Lippen, hob jedoch resigniert die Schultern.

Barrabas merkte, daß Bettina ihn beobachtete; sie hatte die implizite Botschaft in seinem Wortwechsel mit Jo Ann ebenso mitbekommen wie die explizite.

Er hatte das unbehagliche Gefühl, daß Bettina genau wußte, was los war. Er schaute sie an – nur ein rascher Blick in Bettinas Augen – und sah, wie es in ihrem Kopf analytisch klickerte. Das harte Glitzern von Intelligenz, das er dort sah, rüttelte ihn auf.

Muß ich mir eingebildet haben, redete er sich ein.

Jerome kam mit einem gebeugten, schlaksigen Mann mit einer Adlernase in einem zerknitterten, schlecht sitzenden grauen Nadelstreifenanzug aus echtem Stoff zurück. Er lief auf Strümpfen. »Die Frau da wollte dich sprechen«, sagte Jerome.

»Jack Smoke«, sagte der hochgewachsene Mann. Er kam zu ihnen herüber und gab Jo Ann die Hand.

Das Restaurant war eng und voll, und es roch intensiv nach Bier und Rindfleisch. Die vergilbten Drucke von Opernplakaten aus dem neunzehnten

Jahrhundert gingen im Ambiente aus gedämpftem Licht und dunklem Holz nahezu unter. Die niedrigen Dachbalken waren rauchgeschwärzt von einer Zeit, als das Rauchen in Restaurants noch erlaubt gewesen war. Barrabas, Jo Ann, Dahlia, Jack Smoke und Jerome hatten sich in eine harte Holznische gequetscht. Bettina saß schlecht gelaunt auf einem Stuhl am Kopfende des Tisches. Jo Ann erzählte ihre Geschichte, zumeist mit so leiser Stimme, daß die anderen sich anstrengen mußten, um sie zu verstehen. Sie war gerade fertig, als das Essen kam.

»Das einzige, was sie in diesem Scheißland einigahmaaßen hinkriegen, is Roastbeef«, sagte Bettina und machte sich ohne weitere Vorrede über ihre Portion her.

Barrabas hätte ihr die Bemerkung gern verübelt, aber sie hatte leider recht.

»Es gibt auch noch die Currygerichte«, erwiderte Dahlia. »Und Couscous.«

Nicht britisch, dachte Barrabas. Außer insofern, als sie's nicht richtig zubereiten können.

»Ich habe Kochkurse gemacht«, erklärte Dahlia. (Barrabas dachte: Ich hatte recht, was sie betrifft. Sie besucht Kurse.) »Nordafrikanische Küche. Und es hat sich auf meine Bilder ausgewirkt.« (Barrabas nickte vor sich hin.) »Je mehr Gewürze ich beim Kochen verwende«, fuhr sie fort, »desto mehr Farbe benutze ich – es ist eine Widerspiegelung dieser Energien, wißt ihr.« Und so weiter und so fort. Sie füllte die Zeit mit ihrem Gerede über ›ihre Kunst‹ und ›ihre Musik‹, während Smoke eingehend über Jo Anns Dilemma nachdachte.

Als sie schließlich Magenbitter tranken und Pudding aßen, sagte Smoke: »Jerome. Bettina.«

Sie sahen ihn erwartungsvoll an.

Er sprach langsam weiter und starrte dabei auf seinen halb gegessenen Pudding. Seine Stimme war leise, obwohl es in dem Laden sehr laut zuging. »Könnt ihr auf dem Plateau nachschauen und rausfinden, ob jemand, dem wir vertrauen können, Zugang zu einem Extraktor in London hat?«

Jerome und Bettina nickten wie ein Mensch mit zwei Köpfen.

Und ihre Augen verschleierten sich gleichzeitig.

Barrabas überlief es kalt, als er sie ansah. Als ob sie in Trance wären. Vielleicht irgendeine Chiperweiterung.

»Mickan«, sagte Bettina.

»Schutz«, sagte Jerome.

»Hm?« sagte Jo Ann.

»Sie unterhalten sich in einer Art Chiperweiterungs-Steno«, erklärte Smoke. »Sie hat gesagt, da sei ein eingeschalteter Mikrowellenherd, der Störungen verursachen würde; Jerome hat gesagt, er würde ihr Übertragungsschutz geben, damit sie durchkäme.«

»Oh.«

»Hätten Sie was dagegen, wenn wir Sie unter einen Extraktor setzen

würden, Jo Ann?« fragte Smoke. Er war höflich, ohne sich jedoch wirklich etwas daraus zu machen, ob es ihr paßte oder nicht.

»Unter einen Extraktor?« fragte Jo Ann nervös. »Kriegen Sie das Zeug mit dem Ding… ja, ich glaube, Sie kriegen's damit weg.«

Smoke nickte. »Und wir können es aufzeichnen. Können rausfinden, was es ist. So wie Sie's beschreiben, klingt es, als ob es für uns von Interesse sein könnte.«

Für uns. Erst in diesem Moment war Barrabas sicher, mit wem er sich da eingelassen hatte. Mit der NR.

Er war bei seinen Feinden untergekrochen.

Sie dankten Dahlia und schickten sie nach Hause. Die anderen fuhren mit dem Taxi vom Restaurant aus direkt zum Londoner Institut für Mikrobiologie, wo ein Sympathisant Zugang zu einem Extraktor hatte. Als sie ins Taxi stiegen, war sich Barrabas unangenehm bewußt, daß die große schwarze Frau ganz dicht bei ihm stand. Daß sie ihn tatsächlich beobachtete. Ebenso wie Jerome. Sie behielten ihn im Auge, seit Jo Ann ihnen von seiner Verbindung zur SA erzählt hatte. Er begann sich zu fragen, ob er irgendwo und irgendwann von Jo Ann getrennt und irgendwohin zum Verhör gebracht werden würde. Und ob seine Leiche hinterher wohl in irgendeiner Gasse landete…

Sie würden ihn nicht einfach so gehen lassen, das war klar. Er hatte mit dem Gedanken gespielt, sich auf eigene Faust aus dem Staub zu machen. Er hatte Angst davor, zur SA zurückzukehren, aber vielleicht konnte er sich bei Verwandten auf dem Land verstecken. Oder irgendwoanders, ganz allein.

Er konnte sich jedoch nicht dazu durchringen, sich endgültig von Jo Ann zu trennen. Wenn er sie ansah, machte dieses merkwürdige Gestaltphänomen ihr Gesicht zu einem Ort köstlicher Ruhe.

Angenommen, er unterdrückte alle diese Gefühle. Angenommen, er verlangte es von ihnen. Forderte sie auf, ihn hier und jetzt aus dem Taxi steigen zu lassen.

Sie würden ihn garantiert nicht gehen lassen. Sie wagten es nicht, ihm zu vertrauen. Er konnte es ihnen eigentlich kaum verübeln. Es würde zumindest eine Diskussion geben, höchstwahrscheinlich sogar einen Kampf.

Nein. Er würde es darauf ankommen lassen und bei ihnen bleiben müssen, wenigstens vorläufig.

Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, war es draußen schon ziemlich dunkel, und sie waren bei dem Krankenhaus angekommen.

Sie fuhren hinten herum. Ein zwergenhafter pakistanischer Arzt in einem blauen Kittel wartete auf sie, die Arme nervös vor der Brust verschränkt. Er bedachte Smoke mit einem knappen Nicken und die anderen mit einem finsteren Blick, sagte jedoch nichts. Er führte sie in die klinische Helligkeit und den medizinischen Geruch des Korridors. Ihre Schritte hallten von den weiß gekachelten Wänden wider. Er brachte sie eilig in ein Labor und von da aus in einen kleinen Raum voller Apparate, die Barrabas nicht kannte. Mitten

unter all den geheimnisvollen Geräten stand ein gepolsterter Untersuchungstisch. »Legen Sie sich bitte hin«, sagte der Arzt.

Barrabas erkannte mit einem Frösteln, daß der Arzt nicht mit Jo Ann sprach, sondern mit ihm. Mit Patrick Barrabas.

»Ich zuerst«, sagte Jo Ann, als sie seinen Gesichtsausdruck sah.

»Zuerst?« sagte Barrabas.

»Gottchen, der Mothahfackah kann ja reden! Dachte schon, der wär taub«, sagte Bettina.

»Sprecht leise, bitte«, sagte der kleine Arzt. Seine Stimme war fast ein Quieken. Er schaute durch ein Fenster in der Tür. »Wir dürften gar nicht hier drin sein, wißt ihr.«

Smoke nickte. »Wir müssen dich durchleuchten«, sagte er leise zu Barrabas, »um rauszufinden, wie weit wir dir vertrauen können, wie zu den Dingen stehst und ob du vielleicht etwas weißt, das uns helfen könnte.«

»Ihr könntet einen Teil von mir löschen«, sagte Barrabas, »um euch zu schützen. Oder mir eine Gehirnwäsche verpassen, was weiß ich.«

Smoke schüttelte den Kopf. »Wir werden nichts aus deinem Kopf löschen. Und auch nichts einpflanzen. Wir wollen's nur lesen. Wir werden dich auch nicht zwingen. Aber…«

Aber. Barrabas nickte. Es war… eigentlich keine Drohung. Das war nicht der Ton, in dem der Mann sprach. Eher eine Mischung aus Bedauern und einer Warnung. Daß sie ihn sonst vielleicht töten müßten.

Barrabas holte tief Luft und sagte: »Sie zwingen mich doch, in gewissem Sinn. Aber Scheiß drauf.« Er drehte sich zu Jo Ann um. »Das tu ich für dich.« Vielleicht war es melodramatisch. Es war ihm egal.

Er hatte das Gefühl, in der Falle zu sitzen. Aber seltsamerweise fühlte er sich zugleich befreit.

Er legte sich auf den Tisch, und sie hielt seine Hand.

**Dover, Kent, England:**

Die Dämmerung brach stahlblau und aluminiumgrau über die Dover Straits herein. Es war ein windiger Morgen, und die See warf sich gegen die Spundwände des Docks und ließ die große Hovercraft an ihren Vertäuleinen schaukeln. Barrabas, Jo Ann, Smoke und Jerome standen am Dock im Hintergrund der Menge und warteten auf das Signal, daß sie an Bord der Fähre gehen konnten. Links von ihnen hatten sich die Fahrer aufgereiht, die eine Genehmigung hatten, ihre Autos mit nach Frankreich zu nehmen. Sie saßen größtenteils in billigen brasilianischen Methanol-Kompaktwagen.

Barrabas kuschelte sich tiefer in seinen Mantel und trat etwas näher an Jo Ann heran. Der Himmel war von Wolken getrübt, und die jadegrünen Wellenkämme hatten weiße Schaumkronen. »Scheißkalt hier«, murmelte Jerome. Barrabas rückte noch ein bißchen näher an Jo Ann heran.

»Das ist England«, sagte Jo Ann. »Angeblich haben wir jetzt Sommer.«

»Wird schon noch wärmer«, meinte Barrabas. »Ist ja noch früh.« Er blickte sich um und hielt Ausschau nach SA-Leuten. »Ich wär aber trotzdem froh, wenn wir ‘n Flugzeug genommen hätten.«

»Auf dem Flughafen ist garantiert die SA.« Smokes Stimme war kaum lauter als ein Flüstern. »Vielleicht sind sie nicht so weit rausgekommen, um uns zu suchen.«

»Ich weiß nicht«, sagte Barrabas. »Überrascht mich, daß sie nicht hier sind. Sie wollen Jo Ann haben, und sie meinen es ernst. Sie wollen sie finden. Ich kenne die Typen.«

»Vielleicht lassen sie uns einfach von den Cops festnehmen«, meinte Jerome. Er schaute sich über die Schulter um und suchte in der Straße hinter ihnen nach jemandem.

»Sie haben gute Beziehungen zur Polizei, aber sie wollen sie nicht in diese Sache reinziehen, da bin ich sicher«, sagte Barrabas.

Jerome sah klein und traurig aus. Er verschwand beinahe in dem viel zu großen grauen Trenchcoat, den er sich von Dahlia geliehen hatte. Und er war müde. Er hatte Ringe unter den Augen, als ob er nicht geschlafen hätte. Smoke warf ihm einen raschen Blick zu. »Bist du sicher, daß du das Richtige tust, Jerome?«

»Yeah.« Aber er sah sich erneut um.

»Denkst du, sie kommt her und redet’s dir aus?« fragte Smoke.

Jerome warf ihm einen harten Blick zu. »Leck mich!«

»Jerome – Bones ist jetzt für uns in Paris. Er ist dort unsere Verbindung zum Plateau.«

»Ich hab keinen Bock, ‘n Chipfreak zu sein. Ich will kämpfen.«

»In den Staaten bist du im Kommen. Wenn du berühmt wärst, könntest du uns dort helfen.«

»Ich will nicht berühmt werden, verdammt noch mal. *Ich will kämpfen.«* Schmollend schlang er seinen Mantel enger um sich.

Smoke sagte sanft: »Jerome…«

*»Was?«*

»Es gibt mehr als nur eine Art zu kämpfen.«

»Paß auf – ich hab mal was gesehen. Als ich gekoppelt war. Als wir aus dem Knast abgehauen sind. Ich hab mich selbst gesehen. Wie… wie ‘ne Persönlichkeits-Gestalt-Animation oder so. War echt krank, Mann. Ich brauch ständig Aufmerksamkeit. Kein Selbstvertrauen. Ich versuch Musiker zu sein, weil ich in die Medien rein will. Als ob ich keine richtige Persönlichkeit wäre, solange ich keine Platten mache und im Fernsehen bin und all solches Zeug. So was ist doch Bockmist, Smoke.«

»Hast du darüber die ganze Nacht mit Bettina diskutiert?«

»Yeah.«

»Sie hat gute Instinkte, Jerome.«

»Was willste mir damit sagen? Schuster, bleib bei deinem Leisten? Ich kann lernen. Ich muß mein Leben nicht damit zubringen, ‘n beschissener

Popstar zu sein. Ist doch kindisch. Davon muß ich wegkommen.«

»Ja. Rickenharp hat gelernt. Aber es hat ihn nicht geändert. Jeder hat den Trieb, so oder so zu sein. Du hast den Trieb, ein Popstar zu sein – na und? Vielleicht gibt's dafür einen Grund. Du hast nur die subjektive Gestalt gesehen. Kann sein, daß es noch einen anderen Grund gibt, warum du Musiker bist – wenn's eine Neurose ist, naja, dann gibt's vielleicht einen Grund für die Neurose.«

»Ist, verdammt noch mal, zu früh am Tag, um mystisch zu werden, Smoke.«

»Sie ist da hinten, Jerome. Ungefähr einen Block entfernt.«

Jerome sah ihn verblüfft an. »Bettina?«

»Ja. Sitzt in einem Mietwagen. Ich hab sie gesehen. Sie will dir nicht nachlaufen. Sie will dich nicht auf diese Weise demütigen.«

»Wär das erste Mal.«

»Du solltest sie besser kennen. Und dich auch. Du mußt nichts beweisen. Ich weiß, daß du bereit bist, für uns zu sterben. Ich finde nur, du könntest uns mehr nützen, wenn du mit der anderen Sache weitermachen würdest. Kämpfe als Künstler für uns. Öffentlichkeitsarbeit, Bewußtseinsbildung. Sei du selbst, Jerome! Ich weiß, das tut weh. *Mir* hat's auch mal weh getan…«

Jerome starrte ihn an; er sah aus, als wollte er ihm gleich ein *›Leck mich!‹* ins Gesicht schleudern. Schließlich grinste er. »Hey, ist echt 'n mieser Job, Mann, aber irgendwer muß es ja tun«, sagte er und klopfte Smoke auf die Schulter. Dann drehte er sich zu den anderen um. »Okay. Ich klink mich aus, Leute. Viel Glück. Laßt euch nicht unterkriegen!«

Dann wandte er sich noch einmal an Smoke. »Was für 'n Mietwagen?«

»Einer dieser großen arabischen Salonschlitten, deren Getriebe Unmengen von Kartellöl verbraucht. Ich glaube, er war gelb oder…«

»Laß gut sein – ich hab sie schon per Chip.«

Er entfernte sich eilig. Lief zu Bettina zurück. Zurück zu seiner dicken schwarzen Mama, dachte Barrabas. Tja, warum auch nicht, zum Teufel?

Barrabas sah Smoke forschend an. »Wollen Sie uns nicht sagen, was der Extraktor rausgeholt hat? Aus Jo Ann, meine ich? Was war das für 'n Zeug, mit dem sie in ihrem Kopf rumgepfuscht haben?«

»Nein«, sagte Smoke kategorisch. »Erst muß ich mal ein paar Dinge nachprüfen. Bones ist in Paris; mit dem werde ich zuerst sprechen. Er hat eine Menge über gentechnisch manipulierte Organismen auf Lager. Ich rede erst dann drüber, wenn ich weiß, wovon ich rede.«

Er sieht aus, als ob etwas an ihm fressen würde, dachte Barrabas. Als ob er eine Ahnung hätte, was ihm dieser Bones bestätigen soll. Und es macht ihm Angst.

Klammheimliche Angst. Barrabas wußte, wie es war, klammheimlich Angst zu haben.

»Ich wünschte, ich hätte Zeit gehabt, ein privates Boot zu chartern«, sagte Smoke und spähte nach Südosten, in Richtung der französischen Küste. Sie

war direkt jenseits des Kanals, aber von hier aus nicht zu sehen. »Jedenfalls hat Dahlia gesagt, sie würde ein paar Leute besorgen, die uns hier abschirmen.«

Barrabas schnaubte. »Dahlia. Bißchen sehr von sich eingenommen, die Dame.«

Jo Ann schoß einen Blick auf ihn ab. »Wirst du jetzt gleich wieder ‘nen rassistischen Spruch ablassen? Wenn du das nämlich tust…«

»Nein nein nein. Aber…«

»Ich weiß, was er meint«, kam ihm Smoke zu Hilfe. »Sie redet andauernd über sich selbst und über ihre kleinen Projekte. Sie kann einem schon ziemlich oberflächlich vorkommen.«

Jo Ann zuckte die Achseln. »Sie hatte das zweifelhafte Glück, von Geburt an reich zu sein. Ihre Eltern haben einen Diamantengroßhandel. Und sie ist ein Einzelkind. Hat alles gekriegt, was sie wollte, und zwar meistens sofort. Sie war nie so recht sicher, wer sie war, weil sie die Freiheit hatte, zu sein, wer sie wollte. Aber sie ist immer für einen da. Sie ist fast die einzige echte Freundin, die ich in London hatte.«

Smoke nickte. »Für uns ist sie auch immer da. Sie weiß, was sie riskiert, indem sie uns hilft. Sie wird schon noch erwachsen werden. Und mittlerweile hat sie so viele Connections – kann sein, daß sie dich überrascht, Patrick.«

Barrabas zuckte die Achseln. Die Matrosen der Hovercraft ließen die Kette vor der Sperre herunter, und die Menschen begannen sich auf die Fähre zu schieben. Sie sickerten durch den Engpaß wie Sandkörner in einem Stundenglas, immer nur ein paar zugleich.

Und dann sah Barrabas den Chef des Londoner Sicherheitsdienstes und ein halbes Dutzende andere SA-Leute, alle in Zivil. Aber ihre Hände lagen an den Waffen in ihren Jacken. Sie stiegen hinten aus einem nicht gekennzeichneten grünen Van.

»So ‘ne Scheiße…«

»Ich sehe sie«, sagte Smoke. Er schaute zur Hovercraft hinüber. Die Sperre war immer noch zehn Meter entfernt. Eine dichte Menschenmenge vor ihnen.

Die SA-Schergen kamen über die Straße auf sie zu. Smoke griff in seine Tasche. Jo Ann grub ihre Finger in Barrabas’ Arm.

Und dann kam eine Horde brüllender Thrasher im Teeniealter auf Skatebords aus einer Gasse geschossen.

Sie rasten direkt auf die überraschten SA-Schläger zu.

Die Thrasher würden lächerlich wirken, wenn sie nicht so furchterregend aussähen, dachte Barrabas – und wenn sie ihre kinetischen Energien nicht dermaßen *unter Kontrolle* hätten. Ihre Skalp-ups hatten die Form von Heckflossen, wie man sie an Autos um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts sah. Und diese verspiegelten Schutzbrillen. Trotz der Kälte trugen sie nur hautenge, knielange Neoprenhosen. Nicht mal Schuhe. Jeder von ihnen war mit prägnantem Muscletone gezeichnet und hatte Bandenembleme eintätowiert. Chrominsignien von BMWs, Jaguars, Daimlern

und 999er Mitsubishis schwangen glitzernd an Glasketten um ihre Hälse. Die großen, schmalen Skateboards aus durchsichtigem Plastik hatten mit Superkleber angepappte Flaschenglassplitter an den Rändern und waren mit Abziehbildern gespickt. Sie kamen halb geduckt angesaust, die Köpfe nach vorn gestreckt, und ihre Chromzähne blitzten.

An ihre Waden waren hakenförmige, rasiermesserscharfe Klingen geschnallt. Spikes an Knien und Ellbogen.

Und auf jedem Gesicht derselbe Ausdruck, wie eine Uniform: ein so breites und bösartiges Grinsen, wie es die menschliche Gesichtsmuskulatur erlaubte. Wahrscheinlich ein Resultat der Drogenkombination, von der sie bis an die Haarwurzeln voll waren: 2,C-B gemischt mit Methedrin und Vitaminen, hatte er gehört. Deshalb waren sie schon so früh morgens unterwegs, voll auf Randale aus und unempfindlich gegen Kälte.

Eine Abart von Thrash Acid-House, eine Spezialmischung für die Thrasher, peitschte die Luft aus einem Ghettoblaster, der auf den Rücken des Anführers geschnallt war, als er an der Spitze der Gang mitten in die SA-Gruppe hineinraste. Der Anführer – der Thrasher-Captain – pumpte mit den Beinen auf dem Skateboard, dessen Räder so ausgelegt waren, daß sie die Pumpbewegung in kinetische Energie umwandelten, so daß er sich nicht auf der Straße abstoßen mußte. Die Jungs stießen kryptische Schlachtrufe in dem abgewandelten Technicki aus, das englische Streetpunks benutzten.
»Oichschwoi maahnwaz ackfloi!«

»Dwixau'chn Tunnlinsirn!«

»Autn Arschgoing Schoißosnochn!«

(Barrabas und Jo Ann wurden von der wogenden Menge mitgerissen, die auf der Flucht vor der Gang brutal nach vorn drängte, um auf die Hovercraft zu gelangen. Barrabas beobachtete den Kampf über die Schulter hinweg.)

Was folgte, war ein verschwommenes Durcheinander, wie eine Zeichentrick-Animation von Elektronen, die um einen Atomkern herumsausten; einen Kern, der sich möglicherweise spaltete, als Blut spritzte, Männer schrien und Schüsse fielen, alles von dem häßlichen *wumpf-crunch* der Ellbogen- und Kniespiekes durchsetzt, die in Fleisch gerammt wurden.

»Schlitzi Schwoinauf!«

Zwei Thrasher gingen schreiend zu Boden. Der eine war im Hals, der andere im Unterleib getroffen. Ein dritter, der eine Kugel durch den Knöchel bekommen hatte, schoß wie ein Kranich auf einem Bein mit seinem Skateboard aus dem Getümmel heraus.

Die SA-Schergen waren entweder auf den Knien – mit klaffenden Schnittwunden und Kleidern wie die Fetzen armer Zirkusclowns – oder liefen zum Van zurück. Manche humpelten. Ihre Waffen waren größtenteils über die Straße verstreut. Der Sicherheitschef der SA taumelte zurück und fuchtelte mit seiner Waffe herum. Der Thrasher-Captain brüllte: »Zieloin krihz Mama, du Woichoi!« und versetzte der Waffe einen Schlag, daß sie durch die Luft davonflog. Er packte den Chef des Londonder Sicherheitsdienstes am Hals,

bog ihn zurück, küßte ihn mit offenem Mund, feucht und mit Zunge, biß ihm ein Stück von der Unterlippe ab, drehte ihn rum und trat ihm in den Arsch, daß er auf die Schnauze fiel. Der SA-Mann schrie vor Entsetzen und krabbelte zum Van. Blut strömte ihm übers Kinn.

Bei all dem verlor der Captain auf seinem Skateboard auch nicht eine Sekunde das Gleichgewicht.

Und dann ertönte das Kreissägengeheul näherkommender Polizeisirenen, und die Thrasher sausten in ihre Gasse zurück. Und Smokes Trupp stolperte auf die Hovercraft.

Das Boot legte ohne Verzögerung ab. Schließlich konnten die Straßenhändler der Polizei ja erzählen, was geschehen war. Aber im verglasten Café auf dem Oberdeck der Hovercraft schaute Jo Ann durch das schmutzige Fenster zu dem zurückweichenden Dock zurück. Sie weinte. »Lieber Gott, war das schrecklich. Diese Männer sind ja in Fetzen geschnitten worden. Und zwei von den Jungen sind tot. Erschossen.« So leise, daß man es kaum hören konnte, fügte sie hinzu: »War das unseretwegen, Smoke?«

Er nickte. »Die hat bestimmt Dahlia geschickt. Hat ihnen wahrscheinlich einen Monatsvorrat an Drogen gekauft und ihnen befohlen, den Platz zu beobachten.«

»Sie werden die SA in Frankreich anrufen«, betonte Barrabas. »Die werden uns schon erwarten.«

Smoke schüttelte den Kopf. »Ein Schiff wird kommen und uns abholen, bevor wir die Küste drüben erreichen. Das hab ich mit einem Freund auf der Fähre geregelt. Die Hovercraft wird ein paar Minuten lang ›eine Panne haben‹, ungefähr eine Meile vor der Küste…«

Jo Ann hörte nicht zu. »Mein Gott. Diese Kinder sind unseretwegen gestorben.«

Barrabas legte einen Arm um sie und gab ihr eine weiße Plastiktasse mit heißer Schokolade. »Wein nicht um diese Kids. Die leben für so was, Liebes. Die meisten von denen sind eh schon so gut wie tot von dem Zeug, das sie sich ewig reinziehen. Produkte des Krieges, auf ihre Weise. Total ausgetickt.«

Sie biß sich auf die Lippe und wandte sich vom Fenster ab. »O Scheiße, was hab ich getan.«

Meinte sie: *Was habe ich gemacht?* Oder: *Womit habe ich das verdient?*

Barrabas beschloß, sie nicht zu fragen.

**Paris. Drei Tage später:**

Die ehemalige Ausnüchterungszelle im NR-Versteck war rammelvoll, und das Traurige war, dachte Bargeman, daß keiner der Anwesenden was getrunken hatte. Er hätte einen Drink brauchen können.

Die meisten wichtigen NR-Leute in Paris drängten sich in dem Raum. Sie saßen auf Klappstühlen aus Metall oder auf dem Boden; andere lehnten an der Wand. Die Tür stand offen, aber die Luft war trotzdem stickig. An einem

Ende der Zelle saßen Steinfeld und Smoke an einem kleinen Tisch, auf dem Computerausdrucke lagen; die anderen saßen ihnen in groben Reihen gegenüber.

»Wie lange dauert es noch, bis sie das Zeug einsetzen können?« fragte Torrence.

Smoke zuckte die Achseln. Er warf einen Blick zu den Neuen, dem Engländer Patrick Barrabas und Jo Ann, der Amerikanerin. »Nach dem, was der Extraktor aus Jo Ann herausgeholt hat, ist das Virus jederzeit einsatzbereit, wenn sie es massenhaft produzieren wollen. Die Einrichtungen dafür haben sie. Sobald das Zeug freigesetzt ist, gedeiht es eine Weile selbständig. Aber nicht ewig. Es ist so konstruiert, daß es nach einer gewissen Zeit abstirbt. Vorher werden jedoch Millionen Menschen sterben. Vielleicht mehrere hundert Millionen. Sie testen immer noch seine Wirksamkeit, aber wahrscheinlich nicht mehr lange.«

Bargeman dachte: Ich müßte schockiert sein. Oder es müßte mich umhauen. Ich sollte vor Empörung schreien oder so.

Aber das war nicht der Fall, weil er nicht überrascht war. Eine neue Endlösung mußte zu der Gleichung gehören. Zu ihrer Denkstruktur. Er hatte mit so was gerechnet. Es machte Sinn. Ein rassisch selektives Virus, das nur nach Maßgabe der DNA-Codifizierung tötete. So wirksam, daß die Nazis neidisch gewesen wären.

»Ich glaube, sie haben ein paar frühe Spielarten davon letzten Monat in den Internierungszentren getestet«, sagte Pater Lespere. »Die Leute dort sterben schneller als sonst. Ungewöhnliche Symptome…«

»Oh, *merde«*, sagte Bibisch. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Torrence legte den Arm um sie. Alle saßen sie eine Weile stumm da und stellten es sich vor. Das Leiden.

»Hat's Schwierigkeiten dabei gegeben, sie außer Landes zu bringen?« fragte Bargeman und wies mit dem Kinn auf Barrabas und Jo Ann. Er erwähnte es, um das Thema zu wechseln. Im Moment konnte er den Druck einfach nicht ertragen, den es auf ihn ausübte. Er dachte an die Kinder, die an dem Virus starben…

»Ein paar«, sagte Smoke. »An den Docks. Da waren SA-Schergen. In Zivil, aber bewaffnet. Sie hatten die Polizei nicht eingeweiht.« Er lächelte dünn. »Bei den britischen Kids ist ein großes Skateboard-Revival im Schwange. Dahlia hat ein paar Anrufe getätigt, und schon hatte sie eine ganze Gang von denen da unten, als wir raus wollten. Die SA rückte an, und die Kids kamen auf ihren Skateboards aus dem Nichts…«

»Auf *Skateboards?* Machst du Witze oder was?«

Aber er war nicht amüsiert. Im Moment war nichts komisch.

»Die harten SA-Jungs haben wie 'ne Horde Kinder geheult, die sich's Knie aufgeschlagen haben«, setzte Smoke mit grimmiger Befriedigung hinzu.

Die ganze Anekdote wurde geistesabwesend erzählt. Sie waren mit den Gedanken alle bei dieser anderen, dunkel dräuenden Sache.

Steinfeld sagte: »Jerome-X, Bettina und Bones« – er deutete mit einem Kopfnicken zu dem ausgemergelten Schwarzen hinüber, der mit verschränkten Armen in einer Ecke lehnte – »sind in den SA-Computer eingedrungen und haben die Bestätigung gefunden, daß sie das genetische Rohmaterial bestellt haben, um mit der Herstellung des Virus zu beginnen.«

»Ich glaube das nicht«, sagte Hand mit einer gewissen Verzweiflung. Er saß rechts von Bargeman mit dem Rücken an der Wand und machte sich Notizen. Steinfeld wollte nicht, daß er sie auf Band aufnahm. Und er sah sich die Notizen durch. Es war schon gefährlich genug, daß Hand überhaupt hier war. Bargeman hoffte, daß Smoke wußte, was er tat.

»Das ist… das ist einfach zu viel. Ich kann das nicht glauben«, sagte Hand. »So weit würden sie nicht gehen. Bis zu einem derartigen Völkermord. Zur Auslöschung ganzer Nationen.«

»Sie glauben es nicht«, sagte Torrence. Seine Stimme war klanglos, sein Gesicht ausdruckslos. Seit dem Massaker an der Place Clichy war er fast die ganze Zeit so gewesen. »Sie glauben es nicht, verdammt noch mal. Das mit den Abfertigungszentren glauben Sie doch auch. Sie haben gesehen, wie der Jaegernaut Menschen zermanscht und ausgespuckt hat. Welchen Unterschied machen da schon Zahlen?«

Hand schüttelte den Kopf. Er hatte keine Ähnlichkeit mehr mit dem überlegenen, selbstsicheren Fernsehreporter, der er noch bei seiner Ankunft in Paris gewesen war. Er sah abgehärmt, elend und gequält aus. »Wahrscheinlich haben sie vor, uns… uns alle als Geiseln zu nehmen, uns mit dem Virus zu *drohen…«*

»Haben Sie schon mal was von der Wannsee-Konferenz gelesen?« fragte ihn Bargeman. »Wo die Nazis in den Vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts die Ausrottung von Millionen geplant haben? Haben Sie eine Ahnung, wie nüchtern und kühl sie dabei vorgegangen sind? Eine psychopathische Ideologie macht Psychopathen aus denen, die an sie glauben, Norman. Sie würden das Virus bedenkenlos einsetzen.«

»Aber die ökonomischen Auswirkungen – ein Zusammenbruch – das ist einfach nicht sinnvoll, nicht mal für…« Hands Stimme stockte zitternd.

»Was das betrifft«, sagte Smoke müde, »da hat unser neuer Freund Patrick Barrabas eine Geschichte zu erzählen. Sie entwickeln so was wie einen hausgemachten Arbeitstrupp. Schneidern sich mit gentechnischer Manipulation einen Arbeitskräftepool von dummen, gehorsamen Kreaturen zurecht, die nur so dahinvegetieren. Ich glaube, man kann sie als Hündchen bezeichnen. Halbmenschliche Geschöpfe. Untermenschen. Ihre eigene Karikatur einer ›minderwertigen Rasse‹…« Er verzog das Gesicht. »Wahrscheinlich wird's nicht so laufen, wie sie sich das vorstellen. Jedenfalls hat Barrabas eins ihrer Videobänder kopiert und mitgebracht. Wir haben es Hand gegeben.«

»Wie hast du's geschafft, das Band zu kopieren?« fragte Bargeman.

»Barrabas ist ein ehemaliger SA-Mann«, sagte Smoke kühl. Es war, als ob

jeder im Raum einen elektrischen Schlag bekommen hätte. »Er hat sich gewandelt. Er hat das Band kopiert, als er Probleme mit Cooper bekam. Dachte, er könnte es als Druckmittel benutzen, um die SA zu zwingen, Jo Ann in Ruhe zu lassen. Aber man kann sich natürlich nicht drauf verlassen, daß sie's auch tun. Das ist ihm klar geworden, und er hat's gar nicht erst versucht…«

Barrabas blickte unverwandt auf seine Knie. Er war sich wohl bewußt, daß alle anderen unverwandt *ihn* anblickten. Seine Wangenmuskeln zuckten zornig.

»Wir haben ihn unter einen Extraktor gesetzt und sind zu dem Schluß gekommen, daß wir ihm vertrauen können. Er ist ziemlich desillusioniert.«

Barrabas schnaubte. »Desillusioniert.« Ihm versagte die Stimme. »Bescheuertes Wort. Desillusioniert. Scheiße. Das sind Wahnsinnige, verflucht noch mal.«

Entweder war der Kerl ein toller Schauspieler, oder er meinte es ernst, dachte Bargeman. Er wußte jetzt, was passiert war. Die Sache mit dem Virus hatte ihm wahrscheinlich zu schaffen gemacht. Hatte bewirkt, daß er die Dinge in Frage stellte. Daß ihm einiges klar wurde. Zum Beispiel, daß Menschen Menschen sind und daß Tote für alle Zeiten tot sind. Und daß das Leiden manchmal kein Ende zu nehmen scheint.

»Hey, Barrabas«, sagte Bargeman. »Willkommen an Bord, Mann.«

Torrence war in den Speicher heraufgekommen, um allein zu sein. Er saß in der muffigen Dunkelheit am Fenster und wartete darauf, daß der Mond herauskam – nur um etwas zu haben, worauf er warten konnte. Er dachte über Viren nach. Viren, die Computer befielen; Viren, die Menschen auslöschten.

Er machte sich Gedanken über Giessen. Darüber, ob Giessen gewann. Giessen, Watson und Crandall. Hatten sie gewonnen, wenn er sich ihnen stellte? Ganz und gar nicht. Sie hatten nur einen wichtigtuerischen Guerilla geschnappt. Einen selbsternannten Che, der nicht einmal ein Volk hatte, für das er kämpfen konnte. Dann würden die Vergeltungsmaßnahmen aufhören. Für eine Weile.

Er dachte an Randy Maynard, einen Schulfreund. Eine Zeitlang waren sie ziemlich eng befreundet gewesen, bis er rausfand, daß Randy schwul war; dann war er auf Distanz zu ihm gegangen, ohne den Kontakt jedoch ganz abzubrechen. Naja. Vielleicht hatte er den Kontakt *doch* abgebrochen.

Trotzdem war es wie ein Tritt vor den Kopf gewesen, als er gehört hatte, daß Randy AIDS Drei hatte. Jedesmal wenn sie einen Impfstoff gegen den AIDS-Virus hatten, tauchte eine neue Mutation auf, und der Impfstoff wirkte nicht mehr. AIDS Drei führte ziemlich schnell zum Tod. Wenn man damit in Kontakt kam, hatte man noch drei Wochen bis sechs Monate zu leben. Bei Randy dauerte es zweieinhalb Monate, bis er signifikante Symptome entwickelte. Sie hielten ihn eine Weile mit antiviralen Behandlungen am Leben.

Und Torrence dachte an etwas, das Randy gesagt hatte, als er ihn im Krankenhaus besucht hatte. »Ich mach morgens die Augen auf, und ein oder zwei Minuten lang bin ich einfach nur da; ich wach in einem Bett auf, strecke mich, gähne und schau mich um. Ich überlege, was heute so anliegt. Es dauert immer ein oder zwei Minuten, bis ich dran denke… du weißt schon… bis mir wieder einfällt, daß ich sterbe.«

So ähnlich ging es Torrence auch. Er konnte ganz in den Planungen und den Aktivitäten der NR aufgehen, konnte sich auf Bibisch einlassen und sein persönliches Verhängnis für ein oder zwei Minuten vergessen. Aber der Schatten war nie sehr weit von ihm entfernt.

Die Schreie an der Place Clichy. Die explodierenden Leiber. Als Vergeltungsmaßnahme für die Verbrechen des Terroristen Hard-Eyes.

Tränen standen ihm in den Augen, als er bitter lachte und laut sagte: »Hard-Eyes.« Was für ein mieser Witz.

Manche von ihnen starben schnell…

*Für die Verbrechen –*

Bei manchen dauerte es eine Weile.

*Des Terroristen –*

Blutfontänen…

*Hard-Eyes.*

»Dan?« Das Knarren der Bretter unter ihren Füßen. »Danny?«

»Hey, verzieh dich, Bibisch. Und zwar sofort, okay?«

»Ich mag nicht, wenn du so zu mir redest.« Sie kniete sich neben ihn. »Nicht weinen. Es ist nicht deine Schuld.«

»Spar dir das, ja?« fauchte er.

»Du beschämst mich mit diesem Shiet.«

»Diesem was?«

»Shiet. *Merde.*«

»Oh: Shit.« Er lachte blöde. »Ist mir egal, ob du dich schämst. Laß mich in Ruhe, verdammt noch mal!«

»Du bist ein…« Sie suchte nach dem amerikanischen Ausdruck. »Ein Schwächling. Ein Feigling.«

»Was ist denn das für ‘n plumpe Idiotenpsychologie? Glaubste, ich hab mein Selbstbewußtsein verloren? Nenn mich doch, wie du willst.«

Sie änderte ihre Taktik. »Du tötest diese Leute. Sie sterben deinetwegen.«

»Was?«

Sie gab ihm eine Ohrfeige. Griff ihm in die Haare und riß seinen Kopf zurück. »Vielleicht du kriegst diesmal von *mir* Schläge, Hard-Eyes.«

Er riß sich los. »Was für ‘n beknacktes Spiel…«

Sie sprang ihn an, stieß ihn auf den Rücken und setzte sich rittlings auf ihn. »Küß das, du…«

Er war ein aufgesprungenes Schnappmesser. Sie wurde gegen die Wand geschleudert.

Er sah ein blitzendes rotes Licht, schlug auf sie ein und zerriß ihre Kleider.

(Hörte die Schreie am Place Clichy.) Der vom Selbsthaß genährte Zorn detonierte in seinem Innern; die Explosion riß ihr die Kleider vom Leib und warf sie zu Boden. Trieb ihn in sie hinein. (Ein ferner Teil von ihm sah, wie sie vor Schmerz die Lippen zusammenpreßte, die Augen fest zukniff, um nicht zu weinen, und sich gerade genug gegen ihn wehrte.) Er nahm sie. Zeigte es ihr. Nahm sie. Zeigte es ihnen. Nahm…

»Jesus Christus.«

An seinen Händen war Blut. Er setzte sich auf und sah sie an. Sie regte sich nicht. Ihre Augen waren geschlossen.

»Bibisch?«

Sie schlug die Augen auf und lächelte traurig. *»Ça va.* Ich bin okay.« Ihre Lippe war aufgeplatzt. Daher kam das Blut an seinen Händen. An ihren Schultern und ihrem Hals waren Bißspuren, und ihr Gesicht war von Schlägen gezeichnet. Sie hatte Kratzer an den Brüsten. »O Jesus, Bibisch, es tut mir leid.«

»Ist schon gut. Wie fühlst du dich?«

»Ich?« Er fühlte sich befreit. Er sollte sich dafür schämen, daß er sich befreit fühlte, dachte er. Abscheu vor sich selbst überlief ihn wie schmieriges Öl. »Gottverdammt. Warum hast du – Herrgott, es tut mir leid. Dafür gibt's keine Entschuldigung. Es ist falsch, dich zu schlagen. Jedenfalls so – das war ja blutiger Ernst. Deine Lippe. Tut mir leid…«

»Du hast mir weh getan.«

»Tut mir leid…« Seine Schultern bebten.

»Es ist falsch, mir wehzutun. Frauen so zu schlagen. Das ist kein Spiel. Es ist sexistisch. Krank.«

»Ja.« Er erzitterte unter der Flut der freigesetzten Schuldgefühle. »Du hast recht.«

Torrence dachte: Wenn Claire wüßte, was er gerade getan hatte. Er hatte einer Frau weh getan. Hatte sie nicht bloß bei einem sexuellen Spiel ein bißchen grob angefaßt, sondern sie wirklich verletzt. Er hatte sie geschlagen, hatte seine Wut an ihr ausgelassen und sie vergewaltigt.

Schuldgefühle durchliefen ihn sengend wie tödliches Gift. Verbrannten ihn innerlich.

Reinigten ihn.

Er setzte sich auf und starrte sie an. Er war leer und müde. Aber auf einmal keimte Hoffnung in ihm auf. »Ich…«

»Du fühlst dich besser.«

»Ja. Haste das mit Absicht gemacht?«

*»Oui. Bien sur.«*

»Dann hat's dir also gefallen?«

»O nein. Überhaupt nicht. Das ging viel zu weit. Es hat mir Angst gemacht. Hat mir weh getan. Nein, es war nicht… es hat mir nicht gefallen. Aber…« Ihre Stimme wurde rauh, und sie schaute zum Fenster. »Aber – *je t'aime.«*

Überwältigt legte er sich neben sie und nahm sie in die Arme. Diesmal war er dabei sehr sanft. Er wußte, daß er sich geändert hatte; er würde nie wieder auf die andere Weise mit ihr schlafen können. Von nun an würde er dabei immer sanft und zärtlich sein müssen. Er fragte sich vage, ob sie sehr enttäuscht sein würde…

Jetzt jedoch gab sie gerade einen Laut von sich, der zu leise war, um ein Stöhnen zu sein.

In diesem Augenblick kam der Mond heraus.

**Paris. Hauptquartier der SA:**

»Wir glauben, daß sie in Paris sind«, erklärte Rolf Watson. »Und was noch schlimmer ist: Wir haben einen Mann verhört, der behauptet, daß die NR einen wichtigen Fernsehreporter dabei hat. Es arbeitet für ein weltweit tätiges Unternehmen mit einem Haufen Abnehmern bei den amerikanischen Sendern. Norman Hand. Sie werden versuchen, ihn außer Landes zu bringen – anscheinend verfügt er über Filmmaterial, das großen Schaden anrichten könnte. Wir glauben, daß sie Barrabas und diese Frau mitnehmen werden.« Rolf schüttelte besorgt den Kopf. »Daran ist Cooper schuld, dieser Idiot.«

»Ach ja, tatsächlich, ist er das?« fragte Giessen beinahe unschuldig.

Watson biß die Zähne so fest zusammen, daß er zu spüren glaubte, wie kleine Stücke von ihnen absplitterten. Er konnte fühlen, daß Giessen am anderen Ende des Konferenztisches höhnisch grinste. Er brauchte es nicht einmal auszusprechen, daß Watson die Stadt nicht im Griff hatte. »Haben Sie auch erfahren, wo sie sind?«

»Nein. Das wissen wir immer noch nicht.«

»Wir dürfen nicht zulassen, daß uns dieser Hand entkommt. Und die anderen auch nicht. Das ist einfach undenkbar. Ich nehme an, mit Cooper ist jetzt nichts mehr anzufangen?«

Rolf seufzte. »Er ist funktionsfähig. Wir haben die Kontrolle über seinen Balancer. Nach seinem kleinen Zusammenbruch hat er eine Stunde lang geplaudert. Ich persönlich würde ihn am liebsten umbringen.«

»Wir brauchen ihn noch«, sagte Watson und setzte zerstreut hinzu: »Aber danach – nur zu.« Ein Moment unruhiger Stille. Dann schlug Watson mit der Faust auf den Tisch. »Hölle und Verdammnis! Riegelt die Stadt ab!«

Rolf fuhr zusammen. »Gerade jetzt, wo sich hier alles so langsam normalisiert. Das wird der Partei nicht gefallen.«

»Die Partei wird tun, was man ihr sagt. *Riegelt die Stadt ab!«*

## ZEHN

TORRENCE WUSSTE, daß etwas nicht stimmte, als der Zug plötzlich und mit großem Getöse zwischen Paris und dem internationalen Flughafen Charles de Gaulle hielt. Der normalerweise lautlose Zug sank von seinem elektromagnetischen Kissen, krachte mit einem Scheppern und einem markerschütternden Kreischen auf das Gleis…

*Klack.* Und stand.

Es war zwei Uhr morgens. Torrence und Bibisch, die in der ersten Sitzbank im ersten Wagen aneinanderlehnten, wachten fast im gleichen Moment auf und fuhren hoch. *»Merde«,* zischte Bibisch. *»Quoi…?«*

Sie griffen beide nach ihren Waffen.

Ihre Waffen…

Torrence schnappte sich sein schönes, makelloses, kompaktes, raffiniertes, geöltes und auf Hochglanz poliertes AMD-65. Ein ungarisches Sturmgewehr, das in den späten achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts entwickelt und in den Neunzigern vor allem von den arabischen Ländern gekauft worden war. Eine alte Waffe, so wie der größte Teil des NR-Materials – mehr als dreißig Jahre alt, dieses Gewehr, und trotzdem kaum benutzt. Es hatte eine Generation lang irgendwo in Ägypten gelagert, wo es geschützt gewesen war, und gehörte zu einer Waffenlieferung, die Badoit erst vor zwei Tagen zu ihnen durchgebracht hatte. Torrence hatte erst einmal Gelegenheit gehabt, sich mit seinen Feinheiten zu beschäftigen und es zu testen – auf Lesperes unterirdischem Schießstand. Aber er hatte sich sofort in die Waffe verliebt. Es war ein Gewehr mit Granatwerferaufsatz, einem Rückstoßdämpfer in der abklappbaren Schulterstütze, einem Vorderschaft, der sich hin und her bewegte, wenn das Gewehr vom Kaliber 7.62x39 mm abgefeuert wurde, und einem optischen Visier. Torrence schlang sich den Rucksack über die rechte Schulter; darin waren zwei PGR-Splittergranten und zwei panzerbrechende PGK-Granaten. Bibisch hatte eine ungarische Spigon-MP und – was noch wichtiger war – eine in Amerika hergestellte Stinger Fliegerabwehrrakete dabei, die Waffe, die dafür gesorgt hatte, daß den Sowjets eine Generation zuvor ihre Besetzung Afghanistans so teuer zu stehen gekommen war, daß sie schließlich abzogen.

All das würde ihnen wahrscheinlich nicht das geringste nützen, dachte Torrence, weil sie nämlich überrascht worden waren.

Vier Stunden vorher war Steinfeld zusammen mit Bones ins Dachgeschoß der alten Revierwache gekommen. Dort hatte er Bibisch und Torrence vorgefunden, die nackt und eng umschlungen schliefen. Er seufzte verärgert und rüttelte sie wach. »Du hast Wache, Torrence. Bibisch, geh runter und räum auf!«

Sie zogen sich stumm an – Bibisch versuchte heldenhaft, nicht zu kichern

– und gingen nach unten.

Dann nahm Steinfeld mit Bones im Dachgeschoß der alten Revierwache Platz. Bones setzte sich einen Kopfhörer auf, der ihn mit dem verborgenen Sender auf dem Dach verband.

Steinfeld und Bones saßen in dem dunklen Raum auf zwei Kisten nahe beim Fenster, in gedämpftes Mondlicht getaucht, das durch das Milchglas hereinfiel. Bones schaukelte leicht hin und her, während er mit der Pariser Datenbank der SA Zwiesprache hielt, mit einem Geist jenseits aller Moral, gleichgültig gegenüber dem Leiden, das in seine magnetischen Blasen und seine Siliziumkristalle eingeprägt war. Zwanzig Minuten lang saßen sie dort. Steinfelds Rücken schmerzte von der Anspannung. Seine Handflächen waren feucht. Er fragte sich vielleicht eine Nanosekunde dieser zwanzig Minuten, ob es besser gewesen wäre, wenn Jerome, Bones und Bettina nicht in die Londoner Datenbank der SA eingedrungen wären. Wenn sie den Entschlüsselungs- und Zugangscode für die Pariser Datenbank nicht bekommen hätten. Sie hätten in seliger Unwissenheit weitermachen können – in dem Glauben, sie würden etwas bewirken. Aber einiges, was sie herausgefunden hatten, führte dazu, daß sie sich jämmerlich bedeutungslos vorkamen.

Und dann setzte sich Bones kerzengerade auf. »Sie haben zwei unserer Helfer erwischt.«

Steinfelds Mund wurde trocken. »Wen? Wie?«

»Die Vergeltungsaktionen. Einen davon durch die Vergeltungsaktionen. Dahinter steckt dieser Giessen. Einige unserer Unterstützer hatten Angehörige, die bei den Vergeltungsaktionen erschossen wurden. Andere sind in den Abfertigungszentren gelandet. Einer von denen hat sich freiwillig gemeldet. Er ist einfach ins SA-HQ reinmarschiert und hat nach Giessen gefragt… den anderen haben sie in den Tunnels erwischt. Giessen hat eine Art Vogelauge mit Nachtsicht eingesetzt, das einem unserer Leute nach einer Aktion am Montmartre gefolgt ist… bis nach Hause. Es hat das Haus bewacht. Vor einer Stunde haben sie da eine unserer Zellen ausgehoben.«

*»Wen,* hab ich gefragt, verdammt noch mal.«

»Einen Typ namens DeBlanc.«

»DeBlanc. Ich glaube, der muß im Spitzenkader gewesen sein – das heißt, er weiß Bescheid.«

»Moment. Moment. Da kommt's. Er war im Spitzenkader, aber er war einer dieser Leute mit extraktorresistenter chemischer Zusammensetzung des Gehirns. Sie konnten mit dem Extraktor nichts aus ihm rauskriegen, deshalb haben sie seine Kinder vor seinen Augen gefoltert… O Scheiße. Da steht… da steht: *Gestand beim Verhör eines Sprößlings.* Mist. Er ist einfach zusammengebrochen, schätze ich. Da, der erste. Ein Franzose namens Le Soleil.«

»Der war aber *nicht* im Spitzenkader.«

»Nein. Aber er hat uns geholfen, Barrabas und die Frau in die Stadt zu

schmuggeln. Da hat er Hand gesehen. Er hat ihnen den ganzen Krempel erzählt. Dann ist dieser andere Typ zusammengeklappt, DeBlanc, vielleicht vor… vor weniger als ‘ner halben Stunde. Hat ihnen erzählt…« Bones schien einen Moment lang zu lauschen. Er versteifte sich. »Ach du Scheiße. Steinfeld, *die wissen, wo wir sind.«*

Steinfeld hatte überhaupt keine Zeit, aber er mußte eine lebenswichtige Entscheidung treffen. Er fand Hand in einer Ecke der Ausnüchterungszelle, die jetzt eine Denkzelle war. Hand saß mit gekreuzten Beinen auf dem Boden und notierte sich mit einem Federhalter etwas auf einem Stück Papier, weil er keine Batterien für seinen Kassettenrecorder bekommen konnte. Er fluchte über diese archaische Methode, sich Notizen zu machen.

In der Nähe standen Pasolini, Bibisch und vier andere in einer Gruppe zusammen und diskutierten über Politik.

»Wir hauen ab«, unterbrach Steinfeld sie grob. »Los, bewegt euch! Alle raus durch Ausgang Drei!« Er wandte sich direkt an Pasolini. »Wenn alle draußen sind, sorgst du dafür, daß nicht viel übrigbleibt, was sie durchsuchen können.«

»Aber was…?«

»Tut es einfach! Sie sind schon unterwegs!«

Die Gruppe spritzte auseinander wie Billardkugeln beim Anstoß, als sie losrannten, um seine Anweisungen zu befolgen.

Hand stand auf und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Die SA? Sie kommen?«

»Ja. Wir verschwinden von hier. Ein paar von uns werden in Paris bleiben, andere…« Er starrte Hand an und versuchte, eine Entscheidung zu fällen. Er hatte ungefähr eine Minute Zeit dafür. »Zeigen Sie mir Ihre Notizen.«

Hand zögerte; dann gab er sie ihm. Steinfeld überflog sie rasch. Nichts Nachteiliges, keine genauen Angaben, wie vereinbart. Hands allgemeine Reaktion auf die Geschehnisse. Er runzelte die Stirn und las hier und dort ein paar Sätze.

SVOES gewinnt weiter an Stoßkraft. Verteilen Nahrung, Unterkünfte und Jobs an Kriegsflüchtlinge & Heimatlose, die gelernt haben, je nationalistischer sie sind, je mehr sie die rassistische Politik von SVOES unterstützen, desto besser werden sie von Behörden behandelt… Die Flüchtlinge finden Mittel und Wege, den Faschismus vor sich selbst zu rechtfertigen. Nicht schwierig. Kann in diesem ganzen Chaos sehr attraktiv sein. Einheitspartei bietet Ordnung und Arbeit und eine befriedigende Rückkehr zur nationalen IDENTITÄT. Der Krieg war erniedrigend, hat ihnen das Gefühl gegeben, unwichtige Schachfiguren der USA und der UdSSR zu sein… Menschenmassen reagieren emotional bei Versammlungen der Einheitspartei; Rassisten und Chauvinisten in voller Fahrt… Immer neue Berichte über Isolierung lästiger ethnischer Gruppen und ihre Deportation in AZs… Soldats Superieurs der Einheitspartei angeblich durch Gehirnwäsche zur skrupellosen

Ausführung von Befehlen gebracht… Gerüchte besagen, daß einige Staatsbeamte in Schlüsselpositionen m. Extraktoren einer Gehirnwäsche unterzogen wurden… Größter Feind der NR anscheinend die weltweite Apathie… Bin außerstande, ausländische Kollegen in Paris zu finden. Büros von UPI und ITV usw. geschlossen… NATO und SA suchen hautnahe Berichterstattung hier einzuschränken. Hab mich nicht an die SA rangetraut. NATO-Beamte mauern… Amerikanische Journalisten augenscheinlich mit Befreiung der Ostblockländer durch die NATO und Bedingungen der sowjetischen Kapitulation beschäftigt… Smokes Berichte meist nur im Untergitter ausgestrahlt… großes Gitter desinteressiert oder durch (?) SA-Connections verschlossen… Holocaust-Virus-Story könnte genug Sprengkraft haben, um der NR das Gitter zu öffnen… Entscheidende Phase…

Steinfeld nickte lebhaft und gab ihm die Notizen zurück. Hand war okay. »Wir brauchen Sie, Barrabas und seine amerikanische Freundin als unsere Zeugen draußen. Wir werden euch aus Paris rausschaffen.« Steinfeld lächelte grimmig. »Machen Sie nicht so ein erleichtertes Gesicht. Sie haben die Stadt abgeriegelt. Es wird nicht leicht sein.«

Sie waren mit einem Vorsprung von vier Minuten aus dem NR-Versteck entkommen. Als die SA-Truppen eintrafen, fanden sie das Haus leer vor – und in Flammen. Vier Minuten zuvor hatte der letzte Angehörige des NR-Kontingents das Versteck durch das verlassene Gebäude nebenan verlassen; von dort ging es durch einen getarnten Tunnel in die alte Metro. Ihr Ziel war der einzige Bahnhof, der noch in Betrieb war. Einige ihrer Leute waren bereits da und übernahmen einen oberirdischen Magnetkissenzug.

Bones hatte sich an der SA-Datenbank zu schaffen gemacht und einen Teil des Computervirus-Inputs benutzt, den Jerome-X und Bettina installiert hatten. Er hatte den Zug als Spezialtransport deklariert, angeblich für Colonel Watson. Die Stadt war abgeriegelt, aber sie ließen den Zug durch.

Allerdings bemerkte jemand etwas zu früh, daß Colonel Watson nicht in einem Privatzug saß, sondern im Kommunikationsraum der SA.

»Hol mich der Teufel«, flüsterte Watson, als sie es ihm erzählten. »Sie müssen in diesem Zug sein. Wie haben sie das hingekriegt? Wie haben sie die Freigabe zur Durchfahrt durch die… Hölle und Verdammnis! Sie müssen in unsere Computer reingekommen sein. Schaltet sie alle ab, bevor sie…«

»… sie wissen, daß wir reingekommen sind«, rief Bones im Zug und rüttelte Steinfeld an der Schulter. Steinfeld war fast schon weggedämmert.

»Was?«

»Sie wissen, daß wir…«

Dann fiel der Groschen. »Na los! Sende! Befiehl dem Virus, sich zu verbreiten!«

Fünf Minuten später hatte Watson den Bericht auf dem Tisch.

Die Computer waren leer. Die Ergebnisse jahrelanger Sammeltätigkeit des SA-Nachrichtendienstes: gelöscht. Die meisten Datenbänke der Einheitspartei: ebenfalls ausradiert. Die Datenbank in der Zentrale auf Sizilien: dito. Alles gelöscht.

Das machte nichts. Es war eine Unannehmlichkeit, aber natürlich kein Beinbruch. Selbstverständlich hatten sie alles auf Backup-Discs. Die Kopien lagen in der Zentrale des Nachrichtendienstes auf Sizilien.

Und dann begann das Fax zu summen und zu surren.

Ein Fax aus Sizilien. Mit der Frage, warum man ihnen befohlen hatte, die Backup-Discs und die Papierausdrucke zu vernichten. Praktisch ihr gesamtes nachrichtendienstliches Datenmaterial, sämtliche antisubversiven Informationen, alles über die NR und die mit ihr verbündeten Gruppen, dazu einen großen Teil der logistischen Informationen der SA. Unwiederbringlich verloren. Die Brandbomben waren gezündet, die Arbeit war getan, und sie hatten zwei Bestätigungen des Zentralcomputers erhalten, daß sie das Richtige taten. Aber als der SA-Major auf Sizilien versucht hatte, sich mit Paris in Verbindung zu setzen, um nachzufragen, was da vorging, gab es so etwas wie eine Zugangsbeschränkung für die Telefonleitungen; der Computer, der die Verbindungen herstellte, wollte ihn anscheinend nicht durchstellen. Also befolgten sie die Befehle, die über die Computer eingegangen waren, und versuchten es weiter mit den Telefonen. Nichts zu machen – außer daß es ihnen nach mehreren Versuchen gelang, ein Fax über die Telefonleitungen rauszuschicken. Und das Fax enthielt im wesentlichen die Frage: *Warum haben wir die Discs und die Dokumente zerstört? Stehen wir hier kurz vor einer Invasion?*

»SCHEISSEEEEEE!«

Watson rastete völlig aus. Er schlug den Adjutanten nieder, der das Fax gebracht hatte, und trat auf ihn ein. »SIE HABEN IN UNSEREN VERFLUCHTEN COMPUTERN RUMGEPFUSCHT! SCHEISSEEEEEEEEE!«

Und hinter ihm sagte Giessen kühl auf deutsch zu Rolf: »Anscheinend müssen wir das jetzt in die Hand nehmen. Ich schlage vor, wir versuchen den Zug anzuhalten.«

Der Strom in den Schienen des Zuges war abgeschaltet, und das Gleis war blockiert.

Blockiert von einem zum Angriff auf Menschen gedachten Vier-Mann-Panzerwagen von Bell-Howell, der mit einer automatischen 23x152-mm-Kanone, zwei 7.62x63-mm-MGs von Heckler & Koch und einem NATO-Raketenwerfer für wärmesuchende Raketen ausgerüstet war.

Das war ein Problem.

Ebenso wie die zweihundert SA-Soldaten, die an der Westseite des Zuges aus Lastwagen sprangen. Und es würden noch mehr unterwegs sein.

Die Ostseite des Zuges war keine zwanzig Zentimeter von der Betonwand

eines Lagerhauses entfernt. Auf dieser Seite kamen sie nicht heraus. Die SA hatte sich die Stelle sorgfältig ausgesucht.

Im Innern des Zuges war es nicht ganz dunkel. Das einzige Licht war das rote Glimmen der Birnen der Notbatterien über den Gepäckfächern. Es war schwer, die Gesichter zu erkennen. Sie hätten sich auch im Innern eines havarierten U-Boots befinden können.

Torrence und Bibisch fanden Bones im nächsten Wagen hinter ihrem. Mit klappernden Waffen lief Torrence zu ihm hin und rief: »Bones – du mußt was rausschicken! Bibisch hat den Sender, wenn du die Berechnungen hinkriegst und das Ding bedienen kannst. Sie wird dir die Frequenz geben. Im Grunde brauchste den Sender nur dahin zu richten, woher wir kommen…«

Er ließ Bibisch bei Bones zurück und lief weiter, um Steinfeld zu suchen.

Überall in den drei Wagen des Zuges verteilten sich NR-Leute – sie hatten den Zug für sich allein – mit ihren Waffen und gingen an Fenstern und Türen in Stellung. Ihre Gesichter waren düster. Sie rechneten damit, daß sie hier sterben würden.

Steinfeld war ganz vorn. Er spähte aus dem Fenster wie ein Pendler, der herauszufinden versuchte, warum sein Zug Verspätung hatte. Das einzige, was nicht dazu paßte, war der israelische Karabiner in seinen Händen.

Die Ansage eines SA-Funktionärs mit deutschem Akzent plärrte aus einem Megaphon und ließ die Fenster vibrieren. Im einzelnen war sie weitgehend unverständlich, aber der Tenor war klar genug:

*Ihr habt zwei Minuten. Ergebt euch, oder wir töten euch!*

Zwei Minuten. Sie gaben ihnen die Chance, sich zu ergeben, weil sie hofften, daß der Zug nicht beschädigt werden würde, vermutete Torrence. Es war der Einheitspartei erst vor kurzem gelungen, die Eisenbahn wieder in Betrieb zu nehmen.

Torrence lief zu Steinfeld. »Wo ist Pasolini? Sie sollte am Funkgerät sitzen. Wir sollten versuchen…«

»Sie ist in Paris. Ich hab ihr dort die Leitung übertragen.«

Torrence starrte ihn an. »Pasolini? Sie leitet unsere Pariser…? Steinfeld, sie ist…«

»Sie ist die Qualifizierteste, abgesehen von dir. Und ich brauche dich. Ich hab dafür gesorgt, daß der Funkruf an…« Er fluchte auf hebräisch, als er das Geräusch eines Kampfhubschraubers hörte. »Zu früh. Das sind nicht unsere Leute.«

Torrence schaute nach hinten in den Wagen. Alle hockten geduckt da, die Waffen im Anschlag. Niemand machte Anstalten wegzulaufen. Von Bargeman war nichts zu sehen. Wahrscheinlich war er in Paris geblieben, in der alten Metrostation, die Steinfeld als Unterschlupf für den Notfall gewählt hatte. »Ich schätze, wir haben ungefähr sechzig Mann…« Kopfschüttelnd spähte er aus dem Fenster. Er konnte sie da draußen im mattroten Licht aus dem Zug und im Scheinwerferlicht der gepanzerten Lastwagen hinter ihnen sehen.

»Meine Güte«, sagte Torrence leise. »Blumen.«

Ganze Felder voller Blumen. Es war eine Blumenzucht. Reihen noch nicht voll erblühter roter und gelber Nelken, in geraden Linien gepflanzt, bis sie zu den Bombentrichtern kamen, die der sowjetische Angriff auf das Gebiet hinterlassen hatte. Dann verliefen sie in ordentlichen Bögen um die Krater herum. Hartnäckige Züchter.

Die faschistischen Soldaten gruben sich in die Blumenbeete ein.

Er konnte die Blüten riechen. Ihre Farben wirkten im trüben Licht matt und staubig. Während er sie noch betrachtete, schaltete die SA die Scheinwerfer der Lastwagen aus. Kurz darauf konnte er die Soldaten als graue Silhouetten im Mondlicht ausmachen. Eine Mischung aus Soldats Superieurs und gepanzerten SA-Truppen. Die französische SS hatte EagleFeather Brand[10]-Zäune aus aufgeschäumtem Kevlar von den Ladeflächen der Laster geholt und innerhalb von Sekunden um den Zug herum aufgebaut. Sie lagen auf den Knien und zielten mit ihren Waffen durch die Schießscharten in den weißen Zäunen. Das Zeug sah wie Styropor aus und war auch so leicht, lenkte jedoch Kugeln der meisten Kaliber ab. »Und wir sind umzingelt.« Torrence fragte sich, warum Steinfeld seinen Leuten nicht sofort befohlen hatte, das Feuer zu eröffnen. Jetzt waren die Hurensöhne hinter ihren billigen kugelsicheren Wänden eingegraben. Er sah Steinfeld an und erriet den Grund. Er hatte Zeit gebraucht, um Hand, Jo Ann Teyk und Barrabas in Deckung zu bringen. »Wo ist Hand?«

»Da drüben, hinter den Sitzen. Wir haben Gepäck um die drei rumgestellt, um sie zu schützen.«

»Vielleicht könnten wir…«

Der Rest ging im Paukenschlag des Kampfhubschraubers unter, als er auf den Zug herabstieß und seine 16-mm-Jaeger-Sevens abfeuerte, um zu verkünden, daß die zwei Minuten der NR um waren.

Die Fenster implodierten. Scharfkantiges Glas flog wie Schneegestöber im Wagen herum. Ein Kopf verschwand in einer Wolke von Blut.

Torrence brüllte instinktiv Befehle und feuerte eine Salve durchs Fenster, um die Soldaten auf seiner Seite unten zu halten. Er bemühte sich, nicht an Bibisch zu denken.

Die Guerillas feuerten auf die Soldaten, und die SA/SS erwiderte das Feuer. Ein Austausch von Chaos. Gewehrfeuer und Querschläger erzeugten eine Klangmauer; der Lärm von hundert Eisengießereien, in ein paar Eisenbahnwagen komprimiert. Kugeln durchschlugen die Fenster auf der Westseite, flogen durch den Zug, zertrümmerten die Fenster auf der anderen Seite und zernarbten die Betonwand.

Die NR traf es am schlimmsten. Einmal aktiviert, waren die ›schlauen‹ Gewehre der SA von mörderischer Präzision. Männer und Frauen fielen, wanden sich und schrien, oder lagen reglos, wo sie hingefallen waren, so schlaff und belanglos wie Müllsäcke. Der einarmige Dr. Levassier und seine Assistentin, die junge Libanesin, hasteten geduckt zu den Verwundeten, um

unterhalb des tödlichen Hagels zu bleiben, der durch die Fenster kam.

Torrence rief Steinfeld über den Lärm hinweg zu: »Die putzen uns weg! Wir verschwenden bloß Munition!«

Steinfeld schüttelte den Kopf und schrie: »Wenn wir aufhören, greifen sie uns an!«

»Nein, erst nach einer Weile! Wir hätten eine Chance, um…« Er brach ab, genervt von dem Versuch, es unter diesen Umständen zu erklären. Er sah, wie ein Guerilla ins Gesicht getroffen wurde. Seine Zähne flogen ihm zum Hinterkopf heraus. Torrence hatte das Gefühl, als ob er gleich explodieren würde. *Bibisch. Claire.*

Steinfeld überlegte es sich aber anders. »Feuer einstellen!«

Es dauerte eine ganze Minute, bis der Befehl bis zum letzten Wagen durchgedrungen war. Die Guerillas hörten auf zu schießen. Das Sperrfeuer der SA ging weiter und hörte dann ebenfalls auf. Sie warteten ab, um zu sehen, ob die NR bereit war, sich zu ergeben.

Der Wagen war von dichten Rauchschwaden erfüllt, die in der roten Notbeleuchtung violett aussahen. Es stank nach Kordit und Blut, und in der Luft hing der brennende Geruch von Metall, das funkensprühend auf Metall schlägt. Menschen lagen auf dem Gang verstreut; Frauen und Männer flehten um Hilfe. Ein dissonanter Chor von Wimmern und Stöhnen.

Andere kauerten unterhalb der Fenster, die Gesichter weiß vor Angst und Zorn, und zitterten vor unterdrückten Gefühlen. Die Knöchel an den Gewehren waren weiß.

Alle Blicke waren auf Steinfeld und Torrence gerichtet.

Torrence überlegte, was sie als nächstes tun sollten; er fragte sich, ob Bibisch noch am Leben war. Vielleicht lag sie mit einem Bauchschuß im nächsten Wagen, die Arme um den Leib gekrampft.

Aus dem Megaphon dröhnte eine Aufforderung, verstümmelt und hallend, die zum größten Teil im Knattern des Hubschraubers unterging, der über dem Zug in der Luft hing.

Was nun, was nun, *was nun?*

Torrence wollte es herausschreien.

Statt dessen drehte er sich zu Steinfeld um. »Ich geh mal nachschauen, was sich bei Bones und Bibisch tut. Vielleicht haben sie irgendwas ausgeheckt.«

Steinfeld nickte und trat geduckt ans Fenster, um nicht ins Schußfeld zu geraten. Er begann sie hinzuhalten. »Wir können uns nicht mit der gesamten Truppe ergeben!« rief er hinaus. »Aber wir sind bereit zu verhandeln!«

Das Megaphon erwiderte: bedingungslose Kapitulation. Steinfeld probierte es mit einer anderen Taktik, um Zeit zu schinden.

Torrence schob sich zwischen blutüberströmten Leichen und zitternden, sich windenden Verwundeten durch, passierte schluchzende Männer und Frauen mit grimmigen Gesichtern. Er sprang mit ein paar Sätzen von einem Wagen zum anderen und fand Bones und Bibisch. Sie waren beide unverletzt. Bones kauerte bei der Hintertür des Wagens. Er hatte die Sendeantenne des

Funkprogrammierers schräg zur Tür hinaus gerichtet und hielt die Metallbox in den Händen. Sein Gesicht war vor Konzentration gefurcht, und er hatte die Augen fest geschlossen. Sein Kopfhörer war in die Sendebox eingesteckt. Bibisch kauerte neben ihm. Ihre MP rauchte. Ihr Gesicht war von Tränen gestreift.

Sie sah Torrence und rutschte auf dem Hintern zu ihm hinüber; kam in seine Arme. »Wir alle sterben jetzt.«

»Habt ihr euch eingekoppelt? Ist Bones drin?«

»Er hat gekoppelt, aber ich weiß nicht, ob…« Sie brach ab und neigte den Kopf, um zu lauschen.

Da hörte er es auch. Das Brummen und Dröhnen.

Er schaute aus dem Fenster und sah ihn. Den Autotank, den sie aus dem Flüchtlingslager gestohlen hatten; die autonome Waffe, die sie in der verlassenen Fabrik versteckt hatten. Sie reagierte auf die Befehle von Bones' Chip-Implantat und auf Bibischs Umcodierung und rumpelte die geschotterte Zufahrtsstraße für Versorgungsfahrzeuge zwischen den Gleisen und den Blumenfeldern entlang.

Die Faschisten jubelten in der Annahme, daß sie Roboterverstärkung bekamen.

Vielleicht war es auch so, dachte Torrence und spürte einen Eishauch. Vielleicht war das gar nicht der Tank, für den die NR ihn hielt. Vielleicht…

Fast in Kernschußweite eröffnete der Autotank das Feuer.

Auf die SA, von hinten. Mit seiner Kanone und seinen Maschinengewehren.

Er feuerte die Kanone wieder und wieder ab, wie ein halbautomatisches Gewehr, *wumpf wumpf wumpf wumpf wumpf wumpf,* schleuderte Soldaten und geborstene Eagle Feather-Deflektoren in die Luft und erhellte das Gelände mit den Stroboskopblitzen seines Mündungsfeuers. Steinfeld brüllte einen Befehl, und die Guerillas schossen von neuem und nahmen die in Panik geratenen SA-Leute ins Kreuzfeuer. Torrence sprang wie ein Schachtelmännchen auf, feuerte mit dem AMD-65, verschoß das ganze Magazin, duckte sich und setzte einen vom Gewehr betätigten Granatwerfer auf. Er kam hoch und schoß die Granate in hohem Winkel ab, so daß sie auf dem Weg nach unten mitten unter den SA-Leuten detonierte. Kugeln flogen mit einem saugenden Geräusch um ihn herum. Er legte eine weitere Granate ein. Seine Hände zitterten, arbeiteten jedoch präzise. Er feuerte. Legte die nächste ein. Der Zug erbebte, als die SA den Versuch aufgab, ihn unbeschädigt zu erhalten, und Raketen in den dritten Wagen jagte. Der ganze Zug schüttelte sich und schaukelte, als der Wagen von der Kupplung gerissen wurde. Er kippte von der Schiene, neigte sich zur Ostseite hinüber und krachte in die Betonwand. Die Westfenster kippten nach oben, so daß der Kampfhubschrauber hereinfeuern konnte. 16-mm-Geschosse zerfetzten das Innere des Wagens. Menschen schrien.

Und dann drehte der Bell-Howard-Panzerwagen von der Front des Zuges

ab. Er ratterte und klackerte über die Gleise; seine Kanone fuhr zügig herum. Mikroprozessoren richteten sie genau aus – auf den Autotank. Ein Aufblitzen, als sie feuerte; ein dumpfes Krachen, als das Geschoß mitten in den Autotank einschlug. Es stoppte ihn, zerstörte seinen Motor und die Räder, ließ jedoch den Turm und das Befehlszentrum intakt. Der Autotank schoß zurück, viermal dicht hintereinander.

Der Bell-Howard explodierte. Er erblühte wie eine Blume aus Schwermetall mit Staubgefäßen aus Flammen. Ein brennender Mann, eine Flammengestalt mit einem menschlichen Schattenkern, schoß mit einem hohen Schrei heraus, der nur aus einem einzigen, langen Laut bestand. Die französische SS feuerte ein panzerbrechendes Geschoß ab, und der Autotank wurde hochgehoben und verwandelte sich in Eisenschrott und eine ölige, brodelnde Rauchwolke. Flackernde Feuerzugen, die aus den brennenden Wracks und den brennenden Teilen des Zuges leckten, tauchten die Szenerie in ein unstetes Licht; sie ließen das Schlachtfeld schwanken und bewirkten, daß die Leichen, die auf dem aufgewühlten Boden lagen, so lebendig aussahen wie die lebenden Soldaten. Inmitten der schwarz werdenden Blumen, die jede Schönheit verloren, führten die Toten einen gräßlichen horizontalen Tanz auf.

Etwas am Horizont. Ein glitzerndes Oval. Der VTOL-Transporter, den Badoit geschickt hatte. Sie hatten sich eigentlich am Rand des Flughafens treffen wollen, aber Steinfeld hatte ihn über Funk hierhergerufen.

Die Hoffnung erhob ihr Haupt – und sank dann wieder in ihr Loch zurück.

Der SA-Kampfhubschrauber flog direkt auf den Senkrechtstarter zu. Er würde ihre einzige Hoffnung auf Flucht vom Himmel schießen.

Bibisch heulte vor Frustration auf, schnappte sich den Stinger und lief zur Tür.

Torrence, der am Fenster stand, schrie auf sie ein; er wußte nicht mal genau, was da aus seinem Mund kam. Worte, die nur eins bedeuteten: *Nicht!*

Dann war sie draußen. Sie kniete sich in die Blumen und zielte mit dem bereits geladenen Stinger in den Nachthimmel.

Torrence starrte sie mit offenem Mund an. Sein Blick fiel durch ein geborstenes Fenster hinaus, und er hatte den Eindruck, ein Kunstwerk in einem Bilderrahmen zu sehen: *Französin mit Raketenwerfer inmitten von Flammen, Blumen und Mondlicht.*

Torrence wollte zu ihr laufen, aber er hatte Angst, die Augen von ihr abzuwenden. Er war auf verrückte Weise sicher, daß sie tot sein würde, wenn er auch nur eine Sekunde wegschaute. Deshalb stand er da, feuerte wie wild an ihr vorbei auf die verwirrten SA-Soldaten und versuchte, ihr Deckung zu geben.

Sie machte sich bereit, den Stinger abzufeuern…

Und fiel, als die Kugeln der SA sie fanden. Sie trafen sie in die Seite, die Hüfte und den Unterarm. Torrence jaulte auf wie ein getretener Hund.

Und dann rappelte sie sich wieder hoch; blutend kam sie auf die Knie. Sie

hob die Waffe. Feuerte den Stinger ab. Die Flamme der Rakete tauchte sie in einen Kegel mystischen Lichts, als sie im Bogen in den Himmel stieg…

Während Bibisch erneut getroffen wurde, herumwirbelte und flach auf den Rücken fiel. Blut spritzte auf und mischte sich mit dem süßen Konfetti gelber Blütenblätter.

Aber der Stinger traf sein Ziel. Die wärmesuchende Rakete setzte den SA-Chopper in Brand wie ein Streichholz ein Streichholzbriefchen und verwandelte ihn in einen blaugelben Feuerball, der dem Mond Konkurrenz machte.

Torrence rannte los. *»Yaaaaaahhhhhh. Yaaaaahhh«,* brüllte er. *»Yaaahhh!«* Es waren schrille, unkontrollierte Schreie, weil er nichts anderes tun konnte.

Er rannte zur Tür hinaus und sprang aus dem Zug. Metallisches Geklacker, als Kugeln den Zug dicht bei seinem Kopf trafen. *»Yaaahhh!«*

Er rannte heulend wie eine Sirene zu ihr hin und trat das Abschußrohr des Stingers beiseite. Kugeln sengten so nah an ihm vorbei, daß er die Reibung riechen konnte, als sie durch die Luft zischten.

Erhaschte im Mondlicht und im Feuerschein einen flüchtigen Blick auf das glitschige Blau und Rot ihrer Gedärme, die durch ein Loch in ihrem Bauch zu sehen waren.

Blitzende rote Lichter. *Yaaaaaaaaahhhhhhhhhhhhh!*

Er warf sie sich über die Schulter und lief zum Zug zurück. Es schien ewig zu dauern. Die NR gab ihm Deckung. Er schaffte es bis zu der verchromten Treppe. Würde es auch noch schaffen, hineinzukommen.

Etwas traf ihn hart am Hinterkopf. Er fiel…

Fiel nach vorn, auf die Chromtreppe des Zuges zu. Schlug nicht auf. Fiel mitten durch sie hindurch.

»Ich weiß nicht«, sagte jemand auf französisch. »Vielleicht ein Trauma, eine Hirnblutung, vielleicht auch nur schlimmer Streifschuß. Ich habe keine Instrumente. Ich weiß nicht.« Levassiers Stimme.

Daniel Torrence war überrascht, daß er diesen Franzosen verstehen konnte. Da hatte er also doch eine Menge Französisch aufgeschnappt. Er gratulierte sich selbst und empfand einen kindischen Stolz. Seine Mom würde sich freuen. Und Kitty erst, seine Schwester Kitty – wenn er der erzählte, daß er Französisch verstand!

Sie würde beeindruckt sein.

Er war nicht sicher, ob seine Augen offen waren oder nicht. Kurz darauf stellte er fest, daß sie offen waren. Er begann die Decke eines Zuges zu erkennen. Was war das für ein Zug?

*Ich mach morgens die Augen auf, und ein oder zwei Minuten lang bin ich einfach nur da… und dann fällt's mir wieder ein…du weißt schon… daß ich sterbe…*

Der Zug. Bibisch. »Ist sie okay?« Seine Zunge fühlte sich dick an.

Er konnte Levassier jetzt sehen. Er beugte sich zusammen mit Steinfeld

über ihn. Steinfeld sah aus dieser Perspektive aus, als ob er hauptsächlich aus Bart bestünde.

Torrence begann allmählich seine Arme und Beine zu fühlen. Er merkte, daß die Welt vibrierte und zitterte. Jede Bewegung ließ kleine Schmerzwellen durch seinen Kopf laufen.

Der Zug bewegte sich.

»Bibisch…«

»Sie ist sehr schwer verletzt«, sagte Steinfeld. »Aber sie lebt noch.«

»Nicht bewegen«, sagte Levassier auf englisch und zog den Verband um Torrences Kopf fester.

»Der Zug…«

»Bones hat Kontakt mit ihrem Computer aufgenommen und einen Weg gefunden, den Strom wieder einzuschalten«, erklärte Steinfeld. »Wird wahrscheinlich nicht lange vorhalten. Aber wir sind ihnen weggefahren. Wir haben ihre Lkws außer Betrieb gesetzt. Sie ziehen das Netz um uns natürlich immer enger, aber wir werden…«

Der Zug kam knirschend zum Stehen. Torrence hörte Bones' Stimme. »Das war ich nicht. Sie haben mich überbrückt.«

Steinfeld verschwand aus Torrences Sichtfeld. »Schon gut. Da ist der Transporter.«

»Wie viele haben wir verloren?« fragte Torrence. Verdammte Scheiße, tat das Sprechen weh!

»Zu viele«, antwortete Steinfeld. »Ich hätte es anders machen müssen. Hätte nur zwei oder drei mit Hand losschicken und sie auf diese Weise aus der Stadt schmuggeln sollen. Aber ich hatte Angst, daß man sie erwischen würde, und ich dachte, wenn wir sie begleiten, könnten wir uns durchschlagen… Idiotische Entscheidung. Das war die Müdigkeit. Ich hätte dich allein mit den dreien losschicken sollen, vielleicht durch die Tunnels. Aber ich dachte, der Zug… So was Dummes…«

»Wie… viele…?«

»Hand ist am Leben, und Barrabas und die Amerikanerin…«

*»Wie viele?«*

»Wir haben alle bis auf sieben verloren. Vier der Überlebenden sind verletzt. Elf sind noch übrig. Die anderen sind alle tot.«

»Haben sie mich in den… Kopf getroffen?«

»Ich glaube, ist bloß Streifschuß. Aber du hast Gehirnerschütterung«, sagte Levassier. »Möglicherweise.«

Torrence hörte das Donnern und Kreischen der Triebwerke des Senkrechtstarters – eine große Maschine. Der Transporter. Konnte sein, daß es ihm gelang, sie außer Landes zu bringen. Vielleicht würde er auch abgeschossen werden.

Nein. Hand mußte durchkommen. Mußte es der Welt sagen.

Steh auf! Beschütze Hand! Bibisch!

Torrence drehte sich langsam auf die Seite. Er stöhnte und stützte sich ab,

um aufzustehen. Levassier versuchte, ihn daran zu hindern. »Warte auf die Bahre, du Idiot!«

Torrence riß sich von Levassier los. Es kam ihm hoch. Er drehte sich um und kotzte.

Dann fiel er vornüber hinein.

## ELF

**FirStep, die Raumkolonie, Admin-Konferenzraum:**

»Wie läuft's denn so bei Admin?« fragte Stoner zerstreut. Eine höfliche Frage, während sie auf Russ warteten. Im Grunde interessierte es Stoner nicht, dachte Claire. Da war etwas anderes…

»Chesters Grüppchen geht einem echt auf die Nerven«, sagte sie. »Die wollen die Kolonie zu einem eigenständigen, souveränen kommunistischen Staat erklären und alle UNIC-Mittel für die Koloniebewohner konfiszieren. Sie reden von Streik, aber sie sind nur eine Minderheit der Technickis. Ich glaube nicht, daß es zu einem Streik kommt.«

»Chester hat Charisma«, sagte Stoner. Er klang immer noch, als ob er mit den Gedanken ganz woanders wäre. »Das kann aus einer Minderheit eine Mehrheit machen. Vielleicht solltet ihr…« Er unterbrach sich verlegen. »Sorry. CIA-Reflexe. Alte Gewohnheiten sind schwer totzukriegen. Kümmer dich nicht drum.«

Was hatte er gerade vorschlagen wollen? fragte sie sich. Ein Attentat?

»Chester ist nicht wütend genug, um das durchzuziehen«, meinte sie. »Wir behandeln die Technickis nicht mies genug. Was er bräuchte, ist eine ordentliche Dosis Leben unter einem Rick Crandall. Dann würde er's hinkriegen. Wenn er das aus meinem Mund hören würde, käme natürlich sofort der Vorwurf, ich wäre eine Liberale, die seine Leute mit halbherzigen Maßnahmen und oberflächlichen Reformen an die Kette legt. Aber das glaubt er selbst nicht. Dazu ist er viel zu happy.«

Stoner nickte. Es war ihm piepegal. Claire warf einen Blick auf den breiten, hochauflösenden Fernsehschirm an der Wand links, der im Moment auf *Fenster* eingestellt war. Er zeigte eine Aufnahme des Weltraums von einer astronomischen Kamera am ›nördlichen‹ Ende der Kolonie, auf der ein strahlend helles Feld von Sternen zu sehen war. Einer davon war ein bißchen größer und farbiger: die Venus. Auf einer Seite war ein glutheller Rand von der Sonne, die knapp außerhalb des Bildes stand, und auf der anderen so etwas wie eine violette und scharlachrote Aurora, die einem verschmierten Krebsnebel glich. Sie entstand durch eine Reaktion des Sonnenwinds mit dem Anti-Ionisierungsschild des Eisnebels, den sie auf dem Eisasteroiden erzeugten. Gewissermaßen eine nicht atembare, aber schützende Atmosphäre für die Außenhaut der Kolonie auf der Seite, die der Sonne zugewandt war. »Hübscher Blick heute. Sieht fast wie ein echtes Fenster aus, dieser neue Schirm. Gute Auflösung.«

»Mhm.« Er trommelte mit den Fingern.

In diesem Moment kam Russ herein. Seine Miene war ein wenig eingebildet. Na schön, er hatte sie letzte Nacht zweimal über den Berg gebracht, aber mußte er deshalb so selbstgefällig sein? Er nahm neben ihr an

dem S-förmigen Tisch Platz und drückte ihre Hand unter dem Tisch. Sie unterdrückte den Drang, die Augen zu verdrehen. Er war ein kleiner Romantiker.

Er hatte ihr schon zweimal einen Antrag gemacht. Heiraten? Lächerlich.

Aber sie erwiderte seinen Händedruck.

»Ich hab Witcher ein bißchen überwacht«, sagte Stoner. »Mit Steinfelds Erlaubnis.«

»*Steinfelds* Erlaubnis?« Sie sah ihn auf eine Art an, die bewirkte, daß er ein bißchen tiefer in seinen Sessel kroch. »Witcher gehört zum registrierten Personenbestand der Kolonie. Was ist mit *meiner* Erlaubnis? Und mit der von Russ?«

Russ räusperte sich entschuldigend. »Ich hab bei der Sache mit ihm zusammengearbeitet.«

Sie entzog ihm ihre Hand. »Was, zum Teufel, glaubt ihr eigentlich, wer ihr seid?«

»Ich bin immer noch Sicherheitschef, Claire. Es war noch nie so, daß ich jede Aktion, die ich durchgeführt habe, vorher von Admin absegnen lassen mußte.«

»Aber hier geht's darum, daß man in der Unterkunft eines Koloniebewohners Wanzen anbringt!«

»Nicht direkt«, fiel ihr Stoner ins Wort. »Wir hören seine nicht genehmigten Gespräche mit der Erde ab.«

»Trotzdem…« Sie seufzte. »Hattet ihr einen guten Grund dafür?«

Beide Männer nickten hastig. Wie unartige Jungen.

»Also schön. Was habt ihr rausgefunden?«

»Witcher hat über Mittelsmänner Kontakt mit gewissen Leuten in der SA aufgenommen«, erklärte Stoner. »Und er hat etwas von ihnen erworben. Ich glaube nicht, daß sie wissen, wer der Käufer in Wirklichkeit ist. Die SA führt ein geheimes gentechnisches Virusprogramm durch. Es ist so geheim, daß die meisten Funktionäre der SVOES, der Einheitspartei und der übrigen Organisationen nichts davon wissen. Anscheinend versuchen sie, ein rassisch selektives Virus zu entwickeln. Wie erfolgreich sie dabei gewesen sind, weiß ich nicht. Sie haben aber eins entwickelt, das zwar nicht rassisch selektiv ist, dafür jedoch eine Eigenschaft hat, an der sie sehr interessiert sind. Es stirbt ab, nachdem es sich in einem grob vorhersagbaren epidemiologischen Muster ausgebreitet hat. Er heißt S1-L. Witcher hat anscheinend Proben von S1-L gekauft. Sieht so aus, als hätte er vor, sie irgendwie zu benutzen.«

Sie machte ein verständnisloses Gesicht. »In der Kolonie?«

»Glaub ich eigentlich nicht. Er scheint sie auf spezielle Gebiete auf der Erde zu verteilen. Wir denken, daß er plant, sie auf der Erde einzusetzen, während er in der Kolonie ist. Während er hier in Sicherheit ist, verstehen Sie.«

Sie schüttelte erstaunt den Kopf. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Mir kommt er völlig normal vor. Ein bißchen neurotisch vielleicht, aber… Also

weshalb macht er das, zum Teufel? Wen genau will er umbringen? Die SA?«

»Nein – mm-mm«, sagte Stoner. »Nicht nur. Seine Anweisungen zur Verteilung der Dinger… ich würde sagen, er will einen Großteil *der Welt* umbringen. Ganz allgemein.«

»Was meinst du mit ›einen Großteil‹?« fragte Russ. »Was genau soll das heißen?«

»Was es eben heißt. Eine Mehrheit.«

»Heilige Scheiße«, sagte Russ.

Claire stotterte einen Moment lang herum. »Also – dann alarmiert die Leute auf der Erde«, brachte sie dann heraus. »Verhaftet ihn!«

»Dafür brauchen wir dich. Du mußt den Haftbefehl unterschreiben«, sagte Russ. Er zog einen Computerausdruck und einen Federhalter aus der Tasche.

Sie überflog den Computerausdruck. Und unterschrieb.

Stoner kaute an einem Daumennagel. »Aber was den Alarm angeht – unsere Informationen sind zu unspezifisch. Es ist mehr oder weniger Hörensagen. Wir werden die Leute informieren, aber wie ernst sie uns nehmen werden« – er zuckte düster die Achseln –, »das weiß ich nicht.«

**Der Badoit-Komplex, Ägypten:**

»Ich hab einen Schuß ins Bein gekriegt?« sagte Torrence schläfrig. »Daran kann ich mich gar nicht erinnern. Ich hab nichts davon gespürt.«

»Hinten in linkes Bein«, sagte Levassier. »Oberschenkel.«

»Beweg das Bein«, sagte Steinfeld ein bißchen schadenfroh.

Torrence versuchte es. Der Schmerz breitete sich von der Wunde wie eine heiße kleine Welle in kaltem Wasser aus und lief durch seinen ganzen Körper. »Autsch! Jetzt spür ich's. Aber damals…«

»So was kommt manchmal vor«, sagte Levassier. »Hast du immer noch Schmerzen in Kopf?«

»Nein. Solang ich mich nicht bewege, geht's mir fast zu gut.« Das Bett in dem Zimmer der Privatklinik war klein, aber weich und ein bißchen hochgestellt. Es gab ein Fernsehgerät und ein Bad, das er hinkend erreichen konnte. Der Raum hatte genau die richtige Temperatur. Seine arabische Schwester trug einen Schleier und ein langes schwarzes Gewand, wie er jetzt sah, als sie seinen Blutdruck maß, so daß er nicht erkennen konnte, ob sie hübsch war, aber ansonsten war alles ideal.

Es gefiel ihm nicht. Er verstand Bargeman jetzt ein bißchen besser. Die Scham, überlebt zu haben.

»Ist Hand gut durchgekommen?« fragte er.

»Ja. Seinen Assistenten hat's erwischt. Den Technicki. Eine verirrte Kugel. Aber Hand ist durchgekommen. Mit dem ganzen Filmmaterial und allem.«

Ein greller Schmerzblitz zuckte zischend durch Torrence' Schädel und verschwand dann. Er fühlte sich ein bißchen sonderbar. Unwirklich. »Hab ich keinen Hirnschaden abgekriegt?«

»Ich glaube nicht«, sagte Levassier und schaute Torrence mit einem kleinen, zylindrischen optischen Instrument in die Augen. »Es bestand ein gewisses Gefahr, ein Erschütterung, aber die Kopfwunde, *c'est seulement un* – wie heißt? Ein Streifschuß. Ein klein Trauma. Wir dämpfen mit etwas Nimodipin. Du fühlst dich… normal?«

»Weitgehend. Ein bißchen weggetreten vielleicht.« Er war gerade erst aufgewacht und noch nicht ganz klar im Kopf. Der Flug nach Malta und dann nach Ägypten lag komplett in einem Nebel. Er vergaß etwas. Jemanden. Er spürte, daß es jemand war, der ihm etwas bedeutete, der neben ihm geweint und vor Schmerz gewimmert hatte…

Bibisch.

Er packte Steinfelds Handgelenk. Fest. »Wo ist sie?«

Die Müdigkeit in Steinfelds Augen sagte es ihm, bevor er es tat. »Sie ist tot, Danny. Ist heute morgen auf dem Operationstisch gestorben. Sie haben alles versucht. Badoit hat die besten Leute einfliegen lassen. Sie haben sie schon erwartet. Aber sie hatte sechs Schußwunden…«

Torrences Augen brannten, aber es kamen keine Tränen. Sie schienen ihm im Hals steckenzubleiben.

Mit erstickter Stimme sagte er: »Verdammt noch mal, Steinfeld, ich glaub einfach nicht, daß es das wert ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir verlieren. Wir sind ihnen zahlenmäßig einfach zu stark unterlegen. Und das Virus – was, zum Teufel, wollen wir *dagegen* machen? Es war alles umsonst. Sie ist umsonst gestorben.« Er empfand eine gewaltige Erleichterung und gleichzeitig eine zunehmende Leere, als er das sagte. »Sie ist umsonst gestorben. Rickenharp auch. Genauso wie Yukio, Danco und all die anderen. Wie viele waren es im Zug? Vierzig? Fünfzig?«

Steinfeld schüttelte den Kopf. »Das Virus – unseres Wissens sind sie noch längst nicht so weit, daß sie es einsetzen könnten. Wir haben noch Zeit. Und mittlerweile haben wir eine ganze Reihe ihrer Konzentrationslager gesprengt. Wir haben Leben gerettet. Auf lange Sicht haben wir noch viel mehr Leben gerettet, indem wir ihre Computerkarteien vernichtet haben. Das war ein schwerer Rückschlag für sie. Und Bibisch hat Hand und die anderen Zeugen gerettet. Die sind wichtig. Besonders Hand. Er könnte den Ausschlag geben. Wir hätten ihn nie durchgekriegt, wenn sie den Hubschrauber nicht abgeschossen hätte. Er hätte den Transporter runtergeholt. Die SA-Verstärkungen wären gekommen. Wir wären allesamt tot, und alles, was Hand gesehen und aufgezeichnet hat, wäre verloren, wenn sie nicht gewesen wäre. Sie war die einzige, die schnell genug reagiert hat. Sie ist nicht umsonst gestorben, Danny.«

Torrence lehnte sich zurück und schloß die Augen. Und versuchte es zu glauben.

»Hör zu – kurz bevor sie in den Operationssaal gebracht wurde, hat sie eine Bitte geäußert. Sie ist irgendwie… vielleicht ein bißchen grotesk. Aber es schien ihr wichtig zu sein. Sie sagte, wenn sie nicht durchkommen würde…«

Torrence schlug die Augen auf und sah, daß Steinfeld verwirrt und verlegen war. »Ja?«

»Sie möchte, daß du ein Ohr von ihr kriegst.«

*»Was?«*

»Mit ihrer Liebe.«

»Ein *Ohr* von ihr?«

»Irgendwas mit Van Gogh. Und dir fehlt ein Ohr. Sie sagte, mit deinem abgeschossenen Ohr hättest du immer wie ein streunender Kater nach einer wüsten Keilerei ausgesehen. Was ich meine, ich – sie wollte, daß du dir ein Ohr von ihr transplantieren läßt, als Ersatz für das verlorene. Den äußeren Teil, die Ohrmuschel, meine ich. Das sichtbare Ohr. Sie werden es mit plastischer Chirurgie so formen, daß es symmetrisch zu deinem anderen paßt, und sie werden mit Transplantaten und Gewebe-Bindemitteln dafür sorgen, daß es… ah… hält, wenn es verpflanzt ist, und… Weißt du, es wäre tatsächlich sehr hilfreich. Wir haben's nämlich satt, dich anzuschauen. Offen gesagt…« – er lächelte grimmig –, »wir können dein Gesicht einfach nicht mehr sehen.«

**New York City:**

»Anscheinend bin ich gerade noch rechtzeitig aus Paris rausgekommen«, sagte Smoke. »Sie hatten da einige Probleme, nachdem ich weg war. Gleich am nächsten Tag.«

»Geht's dir gut?« Alouettes Bild zog sich wie ein Akkordeon zusammen und dehnte sich aus, verlagerte sich nach links und rechts und stabilisierte sich dann. Mexiko war berüchtigt für seine schlechten Vidfon-Verbindungen.

»Ja, mir geht's gut. Man hat nicht mal auf mich geschossen. Aber einige von den anderen…« Er brach ab und fragte sich, wieviel er ihr erzählen sollte. Sie war immer noch bloß ein Kind. Sie war im Krankenhaus bei ihm geblieben, nachdem er in Washington verwundet worden war; sie wußte, welche Gefahr ihm und der NR drohte. Aber vielleicht war es besser, wenn er ihr nichts von dem Massaker im Zug erzählte… »Es ist alles gut ausgegangen«, schloß er lahm.

Smoke war in Badoits bescheidener Suite im New Yorker Fuji-Hilton. Er lehnte sich im Sessel zurück und schaute durch die gläserne Wand auf die Sonne hinaus, die hinter den Wolkenkratzern von Manhattan versank. In diesem versmogten Licht des Sonnenuntergangs sah die Stadt wie ein Bündel glühend heißer Schornsteine aus. Er war müde und litt unter dem Jetlag, aber er kämpfte gegen den Schlaf an. Es gab zu viel zu tun. Er hatte noch nicht mal ausgepackt. Er bestellte auf einer Konsole Espresso von seinem Serviertisch neben dem Sessel. Eine Plastiktasse kam aus einem Schacht; eine Düse spritzte heißen schwarzen Espresso in die Tasse.

»Geht's *dir* auch gut, Alouette?«

»Ja. Du fehlst mir. Hier ist jemand, der dich sehen will.« Sie schnalzte mit

der Zunge und zwitscherte jemandem außerhalb des Blickwinkels der Kamera etwas auf merinesisch zu. Die Krähe hopste auf ihren Arm und neigte den Kopf mit einer jener vogelartigen Bewegungen, die wie schlechte Zeichentrickanimation aussehen: nicht genug Bilder pro Sekunde.

»Oh, hallo, Richard«, sagte Smoke.

Die Krähe schüttelte sich und erzeugte einen krächzenden Laut in ihrer Kehle. Smoke grinste. Er erinnerte sich daran, wie der Vogel auf jener schuttübersäten Terrasse in Amsterdam zu ihm gekommen war. Seit damals waren sie beide oft in Lebensgefahr geraten, und sie hatten immer überlebt. Die Krähe war ein Bindeglied zu einem Jack Smoke, der ihm jetzt wie ein Traum vorkam. Zu einem heimatlosen, halb verrückten Menschen, der mit Vögeln redete.

»Kommst du her und besuchst mich?« fragte Alouette. Es klang, als ob sie gleich weinen würde.

»Bald«, sagte Smoke. »Ähm – so bald ich kann. Ich bin gerade dabei, eine Blitzaktion in den Medien zu starten. Ich will versuchen, Zugang zum Gitter für…« Er zögerte, weil er nicht genau wußte, wie sicher diese Leitung war. Besonders weil diese Suite Badoit gehörte. Der hatte auch so seine Feinde. Smoke wollte nicht einmal Hands Namen erwähnen. »Eine Kampagne, die den Leuten klarmachen soll, was da drüben in Europa vorgeht.«

Sie nickte. »Hast du jemand, der auf dich aufpaßt?«

»Ja. Einen Leibwächter.« Er trank einen kleinen Schluck von seinem Espresso. Nicht schlecht für eine Kredkauf-Maschine. »Er ist im Zimmer nebenan und macht Liegestütze.«

Das war eine Lüge. Er sollte einen Leibwächter haben, aber er hatte keinen. Mit einem Leibwächter hatte er immer das Gefühl aufzufallen, und das machte ihm mehr Angst als das Risiko, ohne einen zu leben. Und er glaubte nicht, daß die SA von seiner Anwesenheit wußte.

»Okay. Also du kommst bald her und besuchst mich, ja?«

»Ja. Bist du auch fleißig in der Schule?«

»Ich lerne so viel. Willst du, daß ich dir ein paar Chip-Ablesungen zeige? Stell mir eine Mathe-Frage. Ich kann dir sagen, welcher Wochentag jeder Tag eines Jahres sein wird – zum Beispiel der 12. April 3503.«

»Schon gut.« Seiner Meinung nach machten die Chips ihre Träger zu einer speziellen Art von Autisten mit enormem Fachwissen. »Ich glaub's dir. Ich hab gehört, daß du über den Atlantik hinweg ein bißchen mit unserem Jerome-X zusammengearbeitet hast.«

»Sie hatten niemand in London, der genetische Formeln so gut analysiert wie ich.«

»Weißt du, was du da analysiert hast?«

»Nee. Irgendwas mit Bakterien.«

»Aha.« Gut. Er wollte nicht, daß sie wußte, worum es sich dabei handelte, wenn es nicht unbedingt nötig war. Es gab schon genug Dinge, vor denen sie Angst haben mußte. Er nahm noch einen Schluck von seinem Espresso. Die

Sonne ging unter. Der Sonnenuntergang zog sich in sich selbst zurück wie ein Einsiedlerkrebs in seine Schale; die hereinbrechende Dunkelheit verdichtete sich über der Stadt. Die Lichter gewannen an Glanz, leuchteten aus den tieferen Regionen der Stadt wie die reflektierenden Pupillen rousseauscher Dschungeltiere. Immer mehr Lichter, die jetzt eindeutig elektrisch waren; jedes stand für einen oder mehrere Menschen.

Er fragte sich, wie lange es noch dauern würde, bis die SA das rassisch selektive Virus einsetzte. Und wie viele dieser Lichter erlöschen würden, wenn es dazu kam.

Vielleicht würde es bald eine finstere Stadt sein.

»In den Satellitennachrichten hat es geheißen, bei euch hätte es ein Unwetter mit saurem Regen gegeben«, sagte Alouette. Sie sah eher aufgeregt als besorgt aus.

»Ja. Deswegen hat das Flugzeug Verspätung gehabt. Es war ein besonders giftiger Sturm. Solche wie der können für die Obdachlosen tödlich sein, wenn sie ein paar Stunden dauern, hab ich gehört. Dieses Jahr ist es aber nicht so schlimm mit dem Regen wie in den letzten fünf Jahren. Das Zeug beginnt so langsam aus der Biosphäre zu verschwinden – nehme ich an.«

»Sie haben zu lange gewartet, bis sie die Gesetze gemacht haben.«

»Ja. Bei solchen Gesetzen brauchen sie immer so lange. Hast du da jemand, mit dem du spielen kannst?«

»Julio spielt mit mir. Er hat mir gezeigt, wie man in der Wüste Skorpione fängt.«

»Was! Paßt denn in dem Laden niemand auf die Kinder auf? Ist Bettina da?«

»Sie ist noch nicht wieder aus London zurück. Sie kommt morgen.«

»Sag ihr, sie soll mich anrufen. Und spiel nicht mit Skorpionen in der Wüste, Alouette.«

In jeder Hinsicht, dachte er, spiel nicht mit Skorpionen in der Wüste.

**Paris:**

Bargeman hätte Pasolini am liebsten eine reingehauen und sie angeschrien. Sie war so verflucht selbstsicher. Und, Herrgott, es gefiel ihr, die Befehlsgewalt zu haben.

Sie befanden sich in einem ehemaligen Überwachungsraum des alten U-Bahn-Systems der Metro. Die tragbaren, vergitterten elektrischen Lampen hingen mit ihren orangeroten industriellen Verlängerungsschnüren an den Haken im Türrahmen und zapften parasitär den Strom von Kabeln ab, die NR-Techniker in der gesprungenen Betondecke der alten Station freigelegt hatten. Bargeman, Pasolini und zwei weitere NR-Leute saßen im Schneidersitz auf dem Boden vor dem kleinen Fernseher, den sie in das einzige funktionierende Kabelsystem der Stadt eingestöpselt hatten. Sie sahen sich den Bericht der Einheitspartei über die Verhaftung des Terroristen Hard-Eyes an. Die

Faschisten brüsteten sich mit ihrer Allwissenheit. Niemand entkäme dem langen Arm der Sonderpolizei und so weiter.

Leckt mich doch, dachte Bargeman. Ich bin euch entkommen. Torrence wird's auch schaffen.

»Pasolini – Torrence ist wichtig für uns. Alles steht und fällt mit ihm. Frag Lespere, wenn du's mir nicht glaubst. Ich finde, du gehst nicht unvoreingenommen an die Sache ran. Wir müssen ihn da rausholen.«

»Und wie viele Leute dabei verlieren? Das ist doch Blödsinn. Er ist selber schuld, daß sie ihn erwischt haben. Ist ihnen wie ein Vollidiot in die Falle gegangen.«

»Er hat versucht, ein paar Gefangene zu befreien!«

»Er hätte auf gar keinen Fall so schnell nach Paris zurückkommen dürfen. Das war dumm! In dem Film hatte er einen Verband um den Kopf. Ich glaube, er muß einen Hirnschaden davongetragen haben. Dumm. Nein, ich werde nicht alles aufs Spiel setzen, um zu versuchen, einen einzigen Mann aus dem SA-Gefängnis zu holen. Weißt du, wie viele politische Gefangene sie haben? Die sind mir alle wichtig. Genauso wichtig wie Torrence. Da sind *Kinder* im Gefängnis!«

»Torrence ist für die Resistance von großem Nutzen.«

»Von so großem Nutzen nun auch wieder nicht.«

»Du hast was gegen ihn. Ihr wart Rivalen. Du mußt deine Vorurteile überwinden, Pasolini.«

»Ich habe *nein* gesagt. Steinfeld hat die Befehlshierarchie ganz klar festgelegt. Wenn dir das nicht paßt« – sie fuchtelte gebieterisch mit ihrer kurzen russischen Zigarette herum –, »dann such dir eine andere Sache, für die du kämpfen kannst.«

»Das ist ja wohl eher meine Sache als deine.«

»Ach, dein kostbares jüdisches Erbe. Das Volk Israel. Die Märtyrer der Welt.«

»Verschon mich mit deinem antisemitischen Scheißdreck, Pasolini, oder ich schwör dir bei Gott, ich…« Er brach augenblicklich ab und starrte auf den Fernseher. »O Scheiße.«

Auf dem Bildschirm war Dan Torrence zu sehen. Er wurde über einen Gefängnishof geführt. Ein Torrence von der Größe einer Puppe auf einem kleinen, flimmernden Fernsehschirm in der Ecke auf einem Betonfußboden. Ein Bild von jemandem, den sie sehr gut kannten; er wirkte wie ein Fremder, wie eine durch das Medium abstrahierte Figur aus den Fernsehnachrichten. Nur ein weiterer gesichtsloser Terrorist, der ins Scheinwerferlicht geriet.

Er wurde in das unscheinbare braune Gebäude geführt. Die wackelnde Kamera, die jemand auf der Schulter hatte, folgte ihnen in die Gaskammer. Die Vergasung eines Staatsfeindes hatte etwas Schmähliches – es war nicht so heroisch, als wenn man ihn vor ein Exekutionskommando gestellt hätte. Die SA hatte sich ihre Hinrichtungsart mit Bedacht ausgesucht.

Der Kommentator sprach in leisem, ernstem Ton und auf französisch, aber

Bargeman wußte auch so, was er sagte. *Der Verbrecher zeigt keine Regung, während er zur Hinrichtung geführt wird; er hat jede Gelegenheit gehabt, Reue zu zeigen, ohne diese Gelegenheiten zu ergreifen… auf seinem Gesicht liegt vielleicht sogar ein höhnisches Grinsen, als er in die Kammer geführt wird… Aber jetzt sehen wir die Wahrheit hinter der Maske, jetzt kommt seine Feigheit zum Vorschein, und er gerät in Panik…*

Bargeman dachte: Herrgott. Er sieht schrecklich aus. Eingefallen und krank. Was haben sie mit ihm gemacht? Sie haben ihn gebrochen. Innerlich muß er schon seit Tagen tot sein.

Bargeman stand auf, ging zum Fernsehgerät und trat es ein.

*Whop.* Der Bildschirm implodierte. Glassplitter klirrten auf den Boden. Funken und Brandgeruch.

»Idiot!« rief Pasolini.

Bargeman drehte sich um und ging zur Tür. Dann blieb er stehen und starrte auf die Monitoren auf der alten Sicherheitskonsole der Metro. Die NR-Techniker hatten die Kameras repariert, so daß sie wieder funktionierten – und sie zeigten Bewaffnete, die den Korridor entlang kamen. Zu weit von der Kamera entfernt, als daß sie deutlich zu erkennen wären.

»Eindringlinge«, sagte Bargeman und schnappte sich seine Enfield aus Restbeständen der Royal Army. Er rannte auf den nicht mehr benutzten Bahnsteig der Metro hinaus, watete durch den Gipsstaub, der während der Bombenangriffe herabgerieselt war, und rief den Guerillakämpfern, die an der Treppe Karten spielten, mit lauter Stimme zu: »Wir kriegen Besuch!«

Pasolini war neben ihm und brüllte Befehle. Bargeman bog um eine Ecke und betrat die Rolltreppe, auf der die Eindringlinge herunterkommen mußten. Irgendwo im Hinterkopf dachte er: Tu's jetzt! Leg ein paar von diesen Arschlöchern um! Gib's ihnen! Der Rest blieb unterhalb der Bewußtseinsschwelle:

Zwing sie, dich zu töten.

Denn der Anblick, wie Torrence in die Gaskammer geführt wurde, hatte das Faß zum Überlaufen gebracht. Das war ein Tod zuviel gewesen. Es wurde Zeit, sich zu seinen Freunden zu gesellen…

Er war die Rolltreppe schon halb hinaufgelaufen, als die Eindringlinge oben um eine Ecke bogen. Er hob sein Gewehr.

Und erkannte Steinfeld. »Shit!« Er hielt inne und machte große Augen. Fühlte sich ausgelaugt. Steinfeld und vier andere Guerillas. Darunter ein Japaner. »Ich hätte euch Arschlöcher fast weggepustet! Warum habt ihr euch nicht angekündigt?«

»Haben wir«, sagte Steinfeld. »Aber es hat sich niemand gemeldet. Wo ist euer Funker?«

»Äh – schaut sich die Hinrichtung im Fernsehen an, schätze ich. Wir waren abgelenkt. Torrence…«

»Ich weiß.« Steinfeld kam näher. Die anderen blieben dicht hinter ihm. Er legte Bargeman eine große Hand auf die Schulter. »Es war schrecklich.«

»*Stein*feld«, sagte der Japaner. Er hörte sich gereizt an.

Groß für einen Japaner. Wahrscheinlich ein Mischling. Verband über einem Ohr. Seine Stimme klang irgendwie vertraut.

Der Kerl lächelte. Ein vertrautes Lächeln.

Bargeman starrte ihn an.

»Ihr Hurensöhne«, platzte er heraus.

Steinfeld lachte.

»Ihr Sackgesichter!« Die Guerillas glucksten.

»Ihr scheißefressenden Vollidioten!«

Torrence umarmte ihn.

Bargeman gab sich keine Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Er lachte, während sie ihm über die Wangen rollten. »Ihr elenden Arschgeigen!«

Er trat zurück und sah Torrence an. »Wen sollst du denn darstellen?«

»John Ibishi. Sohn eines japanischen Geschäftsmanns und einer amerikanischen Masseuse. Mikrocomputerberater bei diversen französischen Firmen.«

»Einer der Ausländer, die die französischen Faschisten im Moment in Ruhe lassen«, warf Steinfeld ein, »weil sie sie für die Wirtschaft brauchen.«

Bargeman bewunderte die chirurgische Kunstfertigkeit, die sich in Torrences neuem Gesicht präsentierte: die Mongolenfalten an den Augen, die höheren Wangenknochen, die leichte Tönung der Haut. »Badoit hat die besten Leute engagiert.«

»Das kannste annehmen.«

Bargeman sah die anderen Guerillas an. Er wollte fragen, wo Bibisch war, und ließ es dann bleiben. Er konnte es an Torrences hängenden Schultern und an der Anspannung sehen, die hinter seinen fröhlichen Worten sichtbar wurde. Bibisch war tot.

Aber Torrence lebte. Und er würde nicht mehr der Anlaß für Vergeltungsmaßnahmen sein.

»Wen, zum Teufel, haben sie da hingerichtet?«

»Einen ihrer eigenen Leute«, erwiderte Torrence. »Einen Wachmann in einem Abfertigungszentrum, den wir gefangengenommen hatten. War ungefähr so groß wie ich und sah auch so ähnlich aus. Sie haben sein Hirn mit einem Extraktor leergeräumt und ihm einen Haufen Zeugs reinverpflanzt, das wie verstümmelte Erinnerungen von Torrence aussah. Nichts, womit sie etwas anfangen konnten. Das mußte sie einfach verrückt machen. Levassier hat ihm einen bösen Schlag auf den Kopf gegeben, damit es so aussah, als ob er von einem Hirnschaden so konfus wäre. Von einer Schußwunde. Und er hat ihm ein Ohr abgetrennt. Sie haben ihn irgendwo hingebracht, wo er geschnappt werden würde…« Er zuckte die Achseln. »War auch ‘n Amerikaner, ‘n echtes Arschloch. Hat gar nicht geschnallt, was da mit ihm passiert ist.«

»Der muß echt nicht mehr gewußt haben, wo hinten und vorne ist.« Bargeman neigte den Kopf zur Seite, rieb sich das Kinn und musterte Torrence nachdenklich. »Weißt du was, Dan?«

»Sag's nicht!«

»Wo ich dich jetzt so anschaue…«

»Ich warne dich.«

»Als Japaner…«

»Sag's nicht!«

»… siehst du wirklich viel besser aus.«

»Ich sag doch, sag's nicht!«

»Ehrlich, es ist *fast* gut. Wenn sie doch bloß 'n Juden aus dir gemacht hätten.«

**Paris. Ein Boot auf der Seine:**

Kaum hat man ein Problem ausgeräumt, dachte Watson, schon tauchen fünf neue auf, um seinen Platz einzunehmen. Die Hydra des Chaos. Das Schwert der Ordnung, der neuen Ordnung der Second Alliance, mußte immer wieder auf die wuchernden Köpfe der Hydra des Chaos einschlagen. Auf den Träger der Unordnung, die sie Subversion nannten. Das gehörte einfach zu seinem Job. Ein fortwährendes Saubermachen.

Und Giessen erleichterte es ihm kein bißchen.

Es war an der Zeit festzustellen, ob er Giessen loswerden konnte. »Sie werden in Amerika gebraucht, Giessen«, sagte Watson. »Dort hält sich Hand versteckt, dort ist dieser Verräter Barrabas, und dort bläst der Störenfried Jack Smoke, wenn Sie mir das Wortspiel vergeben wollen, der amerikanischen Öffentlichkeit Rauch in den Hintern. Wir brauchen Sie dort.«

Giessen schüttelte den Kopf. »Amerika ist unseren Leuten gegenwärtig nicht gerade wohlgesonnen.«

Sie befanden sich im hinteren Teil eines der neuen Patrouillenboote der PUSS – der Soldats Superieurs der Parti d'Unite –, das auf der Seine stromaufwärts fuhr. Es war ein warmer Abend. Silberne und schwarze Wolken wanden sich um den gehörnten Mond, und das Licht der Straßenlampen fiel weich von den Brücken herab. Das natürliche und das künstliche Licht verschmolzen im seidenen Kielwasserfächer des Bootes. Der frische Geruch des Flusses vermengte sich mit den Methanoldünsten des Bootes.

Unter anderen Umständen hätte Watson das als Tourist genießen können. Aber er mußte sich mit Giessen und den Funktionären der Einheitspartei herumschlagen, und dann hatte er auch noch den verdammten Bengel am Hals. Jebediah.

»Etwas Wein, Colonel?« Brisse, der Vize-Generalsekretär der Partei, spielte den Steward. Ein gebeugter, fuchsartiger Mann mit schlechten Zähnen und einem billigen, vom Staat ausgegebenen Anzug, den er frömmelnd trug, um seine Hingabe an das Sparprogramm der PU zu demonstrieren.

»Nein danke«, sagte Watson.

Brisses eingerastetes Lächeln wich nicht aus seinem Gesicht. Er trug sein

Tablett mit dem labbrigen Gesöff zu Rolf, der höflich einen Plastikbecher nahm. Watson saß zwischen Giessen und Rolf und direkt hinter dem kleinen Jebediah auf einem der Segeltuchstühle, die in einer Reihe auf dem Achterdeck des großen Patrouillenbootes standen.

Zu beiden Seiten standen natürlich gepanzerte Wachen mit Nachtsichtbrillen an der Reling. Sie beobachteten die Steinmauern an den Flußufern und suchten die Brücken ab. Die PU hatte sie erst im letzten Moment zu dieser feierlichen Bootsfahrt eingeladen. Die Gefahr, daß die NR etwas über den Ausflug erfahren hatte, war gering. Aber hier war es ein bißchen riskant. Man brauchte zum Beispiel bloß einen Mann auf dieser Brücke da vorn zu postieren, der mit einem Zielfernrohr hinter dem großen, reich verzierten, lorbeerumkränzten N kauerte, das für Napoleon stand…

Watson und die meisten anderen trugen kugelsichere Westen. Er hätte am liebsten auch einen Helm aufgesetzt, aber das hätte so ausgesehen, als ob er nicht genug Vertrauen in seine eigenen Sicherheitskräfte hätte. Es wäre politisch unklug gewesen. Und natürlich nützte ein Helm gar nichts, falls sie mit einem Raketenwerfer beschossen und getroffen wurden. Diese Mistkerle konnten ebensogut einen tragbaren Raketenwerfer benutzen wie ein Gewehr oder ein MG oder ein…

Giessen unterbrach seine Gedanken. »Dieser Hard-Eyes war nicht der einzige Grund meines Hierseins, Herr Watson. Ich hatte Anweisung von Rick Crandall, eine umfassende Überprüfung der Sicherheitsmaßnahmen vorzunehmen.«

»Ach wirklich? Davon höre ich zum erstenmal.« Das war interessant. Warum war er da nicht schon eher drauf gekommen? Er konnte eine Animation von Rick Crandall herstellen, die Giessen ›Anweisung gab‹, ihm nicht mehr länger auf den Wecker zu gehen. ›Crandall‹ konnte Giessen sogar unter irgendeinem Vorwand verhaften lassen. Aber nein – Watson verwarf die Idee widerstrebend. Giessen war nützlich; er würde sehr nützlich sein – auf einem anderen Feld. Er durfte keine SA-Ressourcen verschwenden. Er würde ihm einfach durch Crandall befehlen, das Land zu verlassen.

Watson lächelte erleichtert in dem Wissen, daß er Giessen bald los sein würde. Dieser sah ihn mit argwöhnischer Verwunderung an und fragte sich, warum Watson auf einmal so gelöst war.

Watson streckte sich selbstzufrieden. Manchmal sah man den Wald vor lauter Bäumen nicht. Einfach und elegant, das war der Schlüssel. Genau wie beim RSV. Das rassisch selektive Virus war einfach und elegant – oder würde es jedenfalls sein, wenn es eingesetzt wurde. So viel einfacher als die Endlösung der alten Nazis. Und – falls die Sache schiefgehen sollte – so viel schwieriger bis zum Urheber zurückzuverfolgen.

Er überlegte, ob er den Zeitpunkt für die Verbreitung des Virus vorziehen sollte. Und ob bei einem Mann wie Brisse, der wahrscheinlich jüdisches Blut in den Adern hatte, eine Sicherung durchbrennen würde, wenn er über das Virus Bescheid wüßte. O ja.

Watson merkte, daß der kleine Jebediah ihn beobachtete. Bildete er sich das ein, oder funkelte ihn der kleine Quälgeist tatsächlich böse an?

Watson wandte sich achselzuckend an Giessen. Er fühlte sich jetzt entspannt genug, um ihn zu ködern. »Sie haben sich damit gebrüstet, daß Sie diesen Hard-Eyes geschnappt haben – der im Grunde nur so dumm war, Ihnen direkt in die Hände zu laufen –, aber in der Tat waren Sie es, mein lieber Freund, der die Dinge selbst in die Hand genommen hat, um Steinfeld, Hand und diese Kreatur Barrabas wiederzufinden.«

»Ein Mann mit einem bemerkenswert passenden Namen«, sagte Jebediah mit einer lässigen Großkotzigkeit, wie sie nur einem kleinen Jungen über die Lippen kommen konnte. »Sein Vorname müßte Judas lauten. Aber vielleicht sollte dieser Name jemand anderem vorbehalten bleiben.«

Was, zum Teufel, meinte er *damit?* Watson beschloß, ihn zu ignorieren, und fuhr fort: »Und Sie waren es, *Herr* Giessen, der sie verloren hat. Mittlerweile sind sie wahrscheinlich in den Staaten.«

»Ich bin kein Fachmann in militärischer Strategie«, erwiderte Giessen steif. »Dafür ist Rolf zuständig. Ich habe sie aufgespürt und präzise angegeben, wo man sie stoppen sollte. Ich konnte nicht alles tun. Wir hatten logistische Probleme, genug Truppen dorthin zu schaffen.«

»Was wir hier von Ihnen zu hören bekommen, Giessen, ist meiner Meinung nach das, was die Amerikaner ›den schwarzen Peter weitergeben‹ nennen«, sagte Watson.

»Giessen hat recht«, sagte Rolf. »Es war meine Schuld. Ich hatte nicht vorausgesehen, daß der Autotank von der NR kontrolliert wurde. Ich kann nur sagen, daß man nicht alles voraussehen kann.«

»Nun, Sie werden sich nicht mit militärischen Fragen belasten müssen, wenn Sie in den Staaten arbeiten, Giessen«, fuhr Watson erbarmungslos fort.

»So wie die Dinge jetzt dort liegen, kann ich unmöglich in den Vereinigten Staaten arbeiten«, gab Giessen zurück und zog sich pedantisch sein antikes Tweedjackett zurecht. Die abrupte Bewegung, mit der er das tat, verriet, wie gereizt er war. »Über Amerika spült im Moment eine Welle des Liberalismus hinweg.«

»Ja«, nickte Jebediah im Versuch, am Gespräch der Erwachsenen teilzunehmen. »Eine Welle des säkularen Humanismus.«

»Sie haben die Antigewalt-Gesetze abgeschafft«, sagte Giessen. »Es gibt keine öffentlichen Hinrichtungen, keine öffentlichen Prügelstrafen mehr. Sie prüfen jeden Fall, der vor Gericht kommt, mit einer Langsamkeit, daß man die Wände hochgehen könnte. In so einer Atmosphäre kann man nicht fruchtbar mit der Polizei zusammenarbeiten. Man ist auf sich selbst gestellt.«

»Liberalismus? In Amerika?« Watson lachte. »Nur an der Oberfläche. Ein bißchen Medienöl, um die hochgehenden Gitterwogen zu glätten, mein lieber Freund. Solange Mrs. Anna Bester noch Präsidentin ist und die Regierungsgeschäfte führt, wird Amerika in funktioneller Hinsicht ein konservatives Land bleiben. Und das heißt, daß wir hochgestellte

Sympathisanten haben. Viele von uns sind immer noch bei der CIA und bei der NSA. Sie werden Hilfe bekommen, Giessen. Ich verlasse mich darauf, daß Sie Hand und diesen Smoke finden, bevor sie…«

»Ich bekomme meine Befehle von Rick Crandall«, sagte Giessen. »Er ist mein Arbeitgeber. Wir werden sehen, was er sagt.«

Giessen stand auf und ging nach vorn, um sich zu den PU-Funktionären im Ruderhaus zu gesellen.

Ja, dachte Watson mit einiger Befriedigung. Wir werden sehen, was Rick Crandall sagt.

Sie saßen am Rand des Metro-Bahnsteigs – Steinfeld, Torrence und Bargeman – und ließen die Füße baumeln, als säßen sie am Ufer eines trockenen unterirdischen Flusses und warteten auf ein geisterhaftes PUSS-Boot, das nur in ihrer Phantasie kam.

»Und er ist jetzt mit Watson zusammen auf dem Boot?« fragte Torrence.

Steinfeld nickte. Er schaute ins verschattete Flußbett der U-Bahn-Gleise, als ob er dort das Boot mit dem kleinen Jebediah darauf sähe. In seinem Lächeln lag eine ätzende Befriedigung.

»Wie haben Sie's angestellt, daß ihm die Geschichte zu Ohren gekommen ist?« fragte Bargeman.

»Über Cooper. Als wir rausfanden, daß Cooper Witchers Kontaktmann bei der SA war, konnten wir ihn über denselben Mittelsmann informieren. Cooper hat die Möglichkeiten gesehen; er hat Angst vor Watson und Rolf. Wir wußten, daß Cooper mit Jebediahs Vater in Verbindung stand. Der Vater hat's dem Sohn erzählt, weil er sich darüber klar zu werden versuchte, was er unternehmen sollte. Da der Junge nun mal ein Junge ist, wird er Watson wahrscheinlich damit konfrontieren. Da dürfte sich ein interessantes Schisma entwickeln.«

»Wie sind Sie überhaupt darauf gestoßen?« fragte Bargeman.

»Wieso komm ich mir hier bloß wie bei einer dieser Talkshows vor«, sagte Steinfeld und zupfte an seinem Bart. »Na schön. Wir haben's durch einen Zufall rausgefunden, der kein absoluter Zufall war. Unser Videopropagandamann hat sich das gesamte Material angesehen, das die SA rausgegeben hat. Der Mann heißt Kessler. Er ist sehr fähig. Als wir das Band bekamen, auf dem Crandall von seiner neuen Bibelversion spricht, fielen Kessler ein paar verräterische Anzeichen auf, die mit der gegenwärtigen Technologie nur schwer auszumachen sind. Er erkannte, daß dieser Crandall eine Animation war. Das *könnte* bedeuten, daß Crandall zu paranoid ist, um dorthin zu gehen, wo er seine Videos aufzeichnen läßt – wo immer das sein mag –, aber unserer Ansicht nach bedeutet es, daß er tot ist. Draußen auf der Cloudy Peak Farm hat sich einiges verändert. Nichts spricht dafür, daß er sich dort aufhält. Sie haben keine seiner Lieblingsspeisen bestellt… Jede Menge Heimlichtuerei… Wir glauben, daß Watson – nun ja – in der SA vielleicht die Macht übernommen hat, indem er das Bild von Crandall für seine Zwecke

benutzt. Derjenige, den wir im Fernsehen zu sehen bekommen, ist jedenfalls eindeutig eine Fälschung.«

»Eine Computeranimation? Vielleicht war er das schon immer«, sagte Bargeman.

»Nein«, entgegnete Steinfeld. »Er war absolut aus Fleisch und Blut, das kann ich dir versichern.«

»Jetzt ist er in den Videohimmel aufgefahren«, sagte Bargeman. Er grinste. »In den Himmel der Fernseh-Evangelisten.«

Torrence sah ihn an. »Amüsierste dich, ja? Du machst mir nichts vor. Was, zum Teufel, haste dir dabei gedacht, ganz allein auf uns lozustürmen, als wir reinkamen? Wenn du gedacht hast, wir wären die SA.«

»Äh… keine Ahnung.«

»Blödsinn! Du hast geglaubt, daß es die SA wäre, und du wolltest dich ihnen allein in den Weg stellen. Was sollte das?«

Bargeman zuckte die Achseln. Er sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Äh… vielleicht war's Heldenmut?«

Steinfeld schnaubte. »Im Gegenteil. Feigheit. Du wolltest dich umbringen lassen. Die Bürde deiner Schuld. Ich verstehe, wie du dich fühlst…« Er legte Bargeman ungeschickt seine große Hand auf die Schulter. »Aber wenn du uns auf diese Weise verläßt, bist du ein Feigling. Du hast aufgepaßt, als sie dich ausgebildet haben. Du bist ein guter Schütze. Du bist motiviert. Wir haben zu wenig Leute. Wir brauchen dich, Bargeman.«

Bargeman schluckte schwer. Der Kloß wollte nicht weichen.

Jenseits der Gleise war eine alte Reklametafel mit Werbung für einen Kokain-Fizz. *»COU-COU! La boisson de vôtre jeune petillante!«* Von hinten fiel ein Lichtschimmer auf ein altes, staubiges Reklamefoto der jungen, blitzenden Augen einer jungen Frau, die in der gleichen Farbe zu sprühen schienen wie der Drink in ihrer Hand. Eine satirische Überhöhung des Lebendigseins, dachte er.

Er sah ihren hübschen blonden Kopf explodieren, so wie den von Gabrielle. Gabrielle brach zusammen… Wie hieß es in diesem alten Rickenharp-Song?

*Just being alive is the original sin*
*And steppin' out doors is givin' in.*

Oder so ähnlich.

Right on, Rickenharp.

Aber Steinfeld brauchte ihn. Torrence brauchte ihn. Sie brauchten ihn lebend.

»Ja«, sagte Bargeman. »Okay.«

Er senkte den Blick und schaute auf die U-Bahn-Gleise hinunter. In den Fluß der Schatten.

Das Boot fuhr stromabwärts, zurück zum Hafen der Gendarmerie. Die

anderen Gäste waren nach vorne gegangen. Sie standen an der Bugreling und schwärmten davon, wie schlank, schnell und stabil das Boot war, hielten sich jedoch ums liebe Leben an der Reling fest und kämpften gegen die Seekrankheit an, während es durch das kabbelige Wasser pflügte, das von einem anderen Boot erzeugt worden war.

Watson hatte schließlich doch noch festgestellt, daß er einen Drink haben wollte. Er ging die Treppe zum Achterdeck hinunter und machte sich an der provisorischen Bar, die sie dort aufgebaut hatten, einen Scotch mit Wasser. Bis auf die einsame Silhouette eines SA-Bullen, der an der Reling Wache hielt und mit dem Rücken zu Watson über das Kielwasser hinausstarrte, war er allein an Deck.

Und dann war auf einmal der kleine Jebediah da. Er war von der Duschkabine unten heraufgekommen, vermutete Watson.

Er hob den Blick zu Watson und starrte ihn anklagend an. »Sie haben doch nicht etwa geglaubt, Gott würde Sie damit davonkommen lassen, oder?«

»Ich bitte um Verzeihung?«

»Ich versuche seit zwei Monaten, mit Rick Crandall zu sprechen. Er hat meine Anrufe früher immer entgegengenommen. Er war immer bereit, meinen Vater zu empfangen. Jetzt will er niemand mehr sehen, und er nimmt keine Anrufe mehr entgegen. Und diese Videos von ihm. Die sind gefälscht. Ich werde Ihnen sagen, was wir denken, mein Vater und ich. Wir denken, daß er tot ist. Wir denken, daß Sie ihn getötet haben.«

Obwohl er wußte, wie schlecht es aussah, konnte Watson nicht anders, als sich umzuschauen, um festzustellen, ob jemand in Hörweite war. Der Lärm des Bootes würde verhindern, daß der Wachtposten etwas hörte. Die anderen waren weiter vorn.

»Es stimmt, nicht wahr«, sagte der Junge mit seiner kindlichen Selbstgerechtigkeit. »Ich sehe es Ihnen am Gesicht an.«

Watson holte tief Luft. Wenn er daran dachte, daß er diesen ekelhaften Mistbengel einmal ziemlich bewundert hatte. Tja. Nun war die Kacke am Dampfen, wie sein Vater immer gern gesagt hatte. Er nahm einen Schluck von seinem Scotch und sagte dann: »Sei nicht albern. Ich kann ein Treffen zwischen Rick und dir arrangieren, wenn du willst.«

»Ja, wirklich?« Die Augen des Jungen wurden groß.

»Sicher.« Er dachte: Die Sache kann ich nicht aufschieben. Davon darf er keinem Menschen ein Wort sagen; nicht mal im Flüsterton. »Das gilt auch für alle anderen, denen du das erzählt hast. Wir nehmen sie mit, damit Rick sie beruhigt.«

»Sind bloß mein Vater und ich. Er wollte nicht, daß ich's jemand erzähle, bis er sich entschieden hat, was…« Die Stimme des Jungen verklang, als ihm klar wurde, daß er mehr gesagt hatte, als er hätte sagen sollen.

Watson schaute auf seine Uhr. Sie würden in zehn Minuten im Hafen sein. Er hatte nicht viel Zeit. »Warte hier. Der Wachtposten hat mein… ah… Kommunikationscodebuch. Er nimmt immer für mich Kontakt mit Crandall

auf, weißt du. Das ist… ah… eine Sicherheitsmaßnahme.«

Der Junge nickte. Wie gut, daß er trotz seiner Altklugheit immer noch ein Kind war. Er würde jedes technisch klingende Spionagegewäsch schlucken, mit dem man ihn fütterte.

Watson ging zu dem Wachtposten an der Heckreling. Stuart. Jock Stuart. Ein großer, muskulöser Bursche mit sich lichtendem Haar und borstigen roten Augenbrauen. Er hatte Andeutungen fallen lassen, daß er gern nach England versetzt werden würde. »Jock«, sagte Watson, »mach deinen Helm auf.«

Stuart klappte den gekrümmten Spiegel des Helms zurück und sah Watson an. »Jock, ich kann dir einen Posten in England zuschanzen, wo du willst, aber da ist eine unschöne Sache, die du für mich erledigen mußt. Und zwar sehr diskret. So was wie eine kleine Reinigung. Eine Sache, von der nur wir beide wissen werden.«

Jock nickte. »Sehr wohl, Sir. Womit kann ich Ihnen dienen?«

Drei Minuten später kam Watson zu dem Jungen zurück, der am Fuß der Treppe wartete. »Bleib einen Moment hier. Jock wird dir das Top-Secret-Verfahren erläutern, wie man zu Rick gelangt. Wir haben momentan höchste Sicherheitsstufe, weißt du.«

Es gelang dem Jungen nur schwer, seine Skepsis zu verbergen. »Aber wozu die Videoanimation für sein…«

»Das wird dir Rick alles erklären. Ach, eigentlich – am besten, du kommst mal eben mit mir nach vorn. Mal sehen, ob wir Zeit haben, das jetzt gleich zu erledigen.«

Der Junge runzelte die Stirn. Er glaubte Watson nicht so recht, folgte ihm jedoch die Leiter hinauf. Sie gingen zu der kleinen Schar an der Bugreling. Wind und feine Gischt auf ihren Gesichtern. Die anderen begrüßten sie. Sahen deutlich, wie Watson mit dem Jungen kam. Watson sah sich um, als ob er abschätzen wollte, wo sie sich befanden, dann nickte er dem Jungen zu und wies mit dem Kinn nach achtern.

Verblüfft hob der Junge die Schultern und ging zum Achterdeck zurück. Allein.

Niemand außer Watson, der darauf horchte, hörte den leisen Schrei und dann das Klatschen, das vom hinteren Ende des Bootes kam. Die anderen waren ein bißchen angeheitert und mit ihren Drinks beschäftigt.

Alle bis auf Giessen, der Watson nicht aus den Augen ließ.

## ZWÖLF

**London:**

Die Anlieferungsrampe des Labors war ein zugiger Ort. Es war ein kühler, feuchter Abend, ein nicht zur Jahreszeit passendes Possenspiel des Sommers, und Cooper wünschte sich sehnlichst, drinnen im Labor zu sein. Er konnte Kälte nicht gut vertragen. Er träumte wieder davon, in eine warme Gegend zu ziehen. Nach Gibraltar, zum Beispiel. Allerdings war die heiße Sonne in einem Landstrich mit warmem Klima gefährlich für einen Albino. Egal welchen Wohnort er sich aussuchte, es gab immer irgendwelche Nachteile.

Wo blieb der verfluchte Mistkerl, der ihm seinen Stoff bringen sollte?

Cooper verschränkte die Arme und starrte die Insekten an. Sie waren staubig weiß wie ein Albino und flogen immer wieder gegen die Zweihundert-Watt-Birne über ihm. Die Instapress-Rampe war öde und verlassen; die schmale Gasse war leer, bis auf ein paar Kieselsteine. Es gab nicht einmal etwas, das man anschauen konnte.

Er wünschte, er hätte seinen Mantel mitnehmen können, aber das wäre im Labor aufgefallen.

Zum fünftenmal in fünf Minuten dachte er daran, sich hinten im Lieferwagen seines Lieferanten zu verstecken und sich auf diese Weise an der Kontrollstelle am anderen Ende der Gasse vorbeizuschmuggeln. Aber er hatte Angst, es zu versuchen. Angst vor der SA, Angst davor, was der Lieferant später tun mochte. Vielleicht würde er ihn erpressen, ihn als Geisel nehmen oder so ähnlich. Immerhin war er ein krimineller Drogenhändler. So einer war in seinen Augen zu allem fähig.

Bald würde ihn der Sicherheitschef überprüfen und dabei feststellen, daß er nicht im Haus war.

Er versuchte, an seine Projekte zu denken. Triumphale Erfolge an zwei Fronten. Experimente in der Lenkung von Menschenmassen durch Aktivierung soziobiologischer Auslösemechanismen; Entwicklung des primären rassisch selektiven Virus. Und dann waren da auch noch die Hündchen.

Mit diesen triumphalen interdisziplinären Erfolgen war er ein echter Renaissancemensch, ein Da Vinci, jawohl, und keiner wußte es richtig zu würdigen. Natürlich hatte er beim Virenprogramm und der Entwicklung der untermenschlichen Arbeitskräfte mit anderen zusammengearbeitet. In praktischen Dingen war er nicht sonderlich gut. Aber er hatte bei der Planung mitgewirkt, hatte dazu beigetragen, die Dinge in die richtige Richtung zu lenken, und er leitete die Abteilung. Es waren auch seine Projekte.

Es war jedoch nicht nur so, daß man seine Leistungen zu wenig würdigte, nein: Man sperrte ihn auch noch ein. Seit Wochen stand er im Wohnbereich des Labors unter Hausarrest. Das reichte, um einen verrückt zu machen.

Es konnte sein, daß sie ihn wegen der Sache mit Barrabas umbrachten, wenn er für ihre Pläne nicht mehr unverzichtbar war…

Und angenommen, sie fanden heraus, daß er einige der früheren viralen Gencodes über den Lieferanten verscherbelt hatte? Gott allein wußte, wer der Abnehmer auf der anderen Seite war. Irgendein Kanacker-Terrorist, nahm er an, der sie wahrscheinlich gegen eine andere Splittergruppe einsetzte und noch mehr von ihnen erledigte, womit er allen was Gutes tat.

Es war ja nicht so, daß er die Berechnungen für das rassisch selektive Virus verkauft hätte. Nein, wirklich nicht. Das war heilig, gar keine Frage. Im Grunde hatte er ihnen einen Fehlschlag verkauft. Ein kurzlebiges, aber rassisch nicht selektives Virus. Abfall.

Aber ob Rolf das richtig beurteilen würde? Nein. Ob sie wohl wütend auf ihn sein und ihn möglicherweise furchtbar bestrafen würden, wenn sie herausfanden, daß er das S1-L verkauft hatte? Ja. Furchtbar, gar keine Frage.

Er begann auf und ab zu gehen und winselte leise vor sich hin, um die Spannung, die Kälte und die Frustration zu mildern.

Er brauchte einen *Abgang.* So einfach war das. Er mußte raus aus sich selbst. Brauchte den Orgasmus des Nervensystems, der ihn für eine Weile befreien würde. Mußte die Überlaufrinne im Damm öffnen und den Druck absinken lassen.

Aber wo blieb der Lieferant?

Das Surren des sich öffnenden Elektrozauns am anderen Ende der Gasse. Scheinwerferstrahlen, die Lichtpfützen auf den Asphalt warfen. Die Scheinwerfer schwenkten zu ihm herum. Erleichterung und Hochstimmung.

Der Lieferant ließ die Scheinwerfer des kleinen Lieferwagens an. Der Elektromotor summte. Er stieg aus dem Wagen…

Wer, zum Teufel, war das denn?

Nicht der Bursche, der sonst immer kam. Nicht der kleine Cockney. Verdammt verdammt verdammt! Jemand, der Labormaterial anlieferte, nahm er an – und *nur* Labormaterial.

Jemand von der Größe eines Hauses. Eine große, massige, dunkle Silhouette hinter dem gleißenden Scheinwerferlicht. »Dr. Cooper, vermute ich.« Eine heisere Frauenstimme mit amerikanischem Akzent. Südstaaten, dachte er.

Sie trat ins Licht. Eine riesige Schwarze. Guter Gott! Wieso hatten die Wachtposten die durchgelassen?

Aber sie waren es natürlich gewohnt, Neger in Dienstleistungsjobs zu sehen. Angeblich sollte sie Chemikalien fürs Labor anliefern. Derselbe Lieferwagen wie immer.

»Ja…«, sagte er zögernd.

»Ich hab Iahn Stoff. Verstehn Sie? Sarky hat's nich geschafft. Hat mich rübahgeschickt. Ich aabeite mit ihm zusammen. Wissen Sie, was ich mein? Die ganze Schose.«

Sie hatte Sarkys kleinen schwarzen Gürtelbeutel in der Hand. Sarky hatte

ihn normalerweise umgebunden, aber diese Frau würde ihre liebe Not haben, ihn um ein Bein zu binden, geschweige denn um ihren Bauch.

Sie stieg mit einiger Mühe die Instatreppe herauf, wobei sie leise vor sich hingrunzte und fluchte. »Eigentlich sollt ich Sie zu miah runterkommen lassen«, murmelte sie. Aber sie kam herauf und hielt ihm den Beutel einfach hin. »Is alles da. ‘türlich auch ‘n bißchen Laboahmaterial im Lieferwagen, damit’s bessah aussieht.«

Er starrte sie an. Eine Amerikanerin? Eine Schwarze? Eine Frau? Nervös trat er einen Schritt vor ihr zurück. »Was ist mit Sarky?«

»Is inne Hauerei geraten. Hat’s nich geschafft. Ich wickel die Deals füah ihn ab, is alles. Is deah korrekte Shit, Mann, genau dasselbe wie immah.«

Das Herz schlug ihm heftig in der Brust. Da stimmte doch irgendwas nicht. Aber er brauchte ganz dringend einen Abgang. Und diese Frau konnte unmöglich eine NR- oder Polizeiagentin sein. Eine Schwarze aus dem amerikanischen Süden? Zu merkwürdig, um ins Bild zu passen. Die NR benutzte die minderwertigen Rassen als Kanonenfutter, setzte sie aber garantiert nicht in so sensiblen Positionen wie der eines Geheimagenten ein, wie er annahm. Die hatten nicht genug Grips, um so was zu bringen.

Nein, das hier war bloß eine Botin, eine im Ausland lebende Amerikanerin, die Sarkys Komplizin war. Seltsam – und gerade diese Seltsamkeit bedeutete, daß sie keine eingeschleuste Agentin sein konnte. Sie würden bestimmt jemand einsetzen, der nicht so *merkwürdig* war.

Mit zitternden Fingern zog er den Reißverschluß des Segeltuchbeutels auf und fand die kleine Flasche und das Balancer-Ladegerät. Ohne das einschüssige Ladegerät war die Flasche nutzlos; er konnte kein anderes Ladegerät für seinen Balancer kriegen, ohne hier herauszukommen. Und der Sicherheitsdienst hatte den offiziellen Auftrag, seinen Balancer zu überwachen, während er unter Hausarrest stand. Sie wollten ihm nicht erlauben, richtig high zu werden. Davon wurde man süchtig, sagten sie. Und neigte zu verfehlten Entscheidungen, sagten sie.

Die konnten ihn mal. Er gab ihr die aktuelle wöchentliche Kred-Nummer für das variable Konto, das er für solche Sachen eingerichtet hatte, und sie drehte sich um und watschelte unter übermäßiger Geräuschentwicklung davon. Sie begann ein paar Pappkartons aus dem Laderaum des Lieferwagens auszuladen, um den Schein zu wahren.

»Lassen Sie sie einfach auf der Rampe stehen«, sagte er, während er zur Tür eilte. »Ich hole sie später rein.«

Ungeduldig betrat er das Gebäude und begab sich schnurstracks zur Herrentoilette. Er schloß sich ein. Mit Fingern, die ganz von selbst arbeiteten, so exakt und flink, daß sie beinahe verschwammen, lud er den Balancer in seinem Oberschenkel.

O ja. Da war es. Ja. Sein Freund war wieder da. Ja, ja, da war es, so war es gut, da war…

Etwas anderes.

Da war noch etwas anderes bei dem Euphorie erzeugenden Stoff. Etwas… Was war es? Eine geringfügige Verunreinigung. Das würde vorbeigehen.

Aber es machte ihn unruhig. Normalerweise setzte er sich seinen Schuß in der Toilette und blieb dort, bis die Wirkung einsetzte. Aber jetzt kam es ihm hier so beengt vor, so beengt wie sein Leben unter diesem verfluchten Hausarrest. Er war im Labor gefangen, wie eine seiner Laborratten. Plötzlich bekam er einen Anfall von Klaustrophobie. Er mußte unbedingt hier *raus.*

Er ertappte sich dabei, wie er steifbeinig den Flur entlangging. Er hatte sich noch nicht mal die Hose richtig zugemacht. Egal. Er spürte den Schub einer Flutwelle in seinem Rücken, eine wachsende Woge aufflackernder Wut.

Wie konnten sie es wagen, ihn so zu behandeln. Einen Da Vinci, einen Newton, einen Mendel. Ein Genie. Sie behandelten ihn wie ein Halbblut, wie einen jämmerlichen Kanacker, der alles vermasselt hatte.

Denen würde er es zeigen. Er wußte auch schon wie.

Er war noch so weit bei Verstand, daß er den Schutzhelm aufsetzte, bevor er die Phiole mit dem Virus im Frühstückszimmer zerschmetterte, wo die anderen gerade Pause machten. Er sah vergnügt zu, wie sie sich schreiend am Boden wälzten, Blut spuckten und starben.

Aber dann merkte er, daß er selber den Schutzhelm nicht richtig aufgesetzt hatte.

**Paris. Die alte Metrostation:**

»Das hier hab ich in den Tunnels abgeschossen«, sagte Bargeman. Er hielt etwas hoch, das wie eine zertrümmerte elektronische Uhr aussah. Aluminium, Silizium, Glas und diverse Teile eines winzigen Motors. Eine Maschine von der Größe eines kleinen Vogels, die auf seiner Hand lag.

»Das ist ein Vogelauge«, sagte Steinfeld. »Wo hast du das denn entdeckt?«

In diesem Moment kam Torrence in den Überwachungsraum und sah sich um. »Hat jemand Pasolini gesehen? Sie kommt zu spät zu ihrem Wachdienst. Sieht ihr gar nicht ähnlich.«

Steinfeld war durch das Vogelauge abgelenkt. »Pasolini? Nein. Schau dir das an, Dan. Bargeman hat's wie eine Wachtel geschossen.«

»Das war 'n Schuß, was ich gehört habe? Ich dachte, da war wieder mal so 'ne verdammte Rohrleitung explodiert. Yeah, das ist 'n Vogelauge. Shit. Vielleicht sollten wir zusehen, daß wir so schnell wie möglich hier rauskommen. Hat es dich vorher noch gesehen?«

Bargeman schüttelte den Kopf. »Es war 'ne Viertelmeile weiter vorn im Tunnel, auf der anderen Seite der Barrikade. Ich hab bei der Barrikade Wache gehalten. Dachte, ich hätte was gehört und hab durchgeguckt. Da hab ich gesehen, wie es sich umschaute. Hab's von hinten erledigt. Sie werden denken, daß es einfach in 'ne Wand reingekracht ist oder so. Sie müssen 'ne Menge von den Dingern verlieren. Die fallen ständig aus.«

»Diese Barrikade ist gut getarnt«, sagte Steinfeld. »Sieht wie ein

Trümmerhaufen von den Bombardierungen aus.«

»Aber sie kommen immer näher«, meinte Bargeman.

»Ein paar Zentimeter daneben oder eine Meile daneben, das kommt aufs selbe raus«, sagte Torrence. »Wo ist Pasolini?«

»Ich hab wirklich keine Ahnung«, sagte Steinfeld. »Wir werden wahrscheinlich eh bald wieder umziehen müssen. Es ist alles geregelt. Die Dinge sind in Bewegung. Die letzte Neuigkeit ist, daß unser guter Dr. Cooper tot ist.«

»Ach ja?« Torrence lächelte. Ein seltener Anblick.

»Bettina hat sich seinen Lieferanten geschnappt. Sie fand, daß sie ihm den Stoff bringen müßte, weil er ihrer Meinung nach nie im Leben glauben würde, daß jemand wie sie eine Agentin ist. Hat ihm eine Überdosis der Aggressionsdroge der Army verpaßt. Er hat einen ganzen Haufen von denen mit seinem eigenen Virus umgebracht. Dem S1-L. Rassisch nicht selektiv. Wir hatten damit gerechnet, daß sie ihn umlegen würden, aber so ist es nicht gelaufen. Er hat sich fahrlässig selbst dem Virus ausgesetzt.«

»Tot ist tot«, bemerkte Torrence.

»Nicht nur Cooper, sondern auch ein halbes Dutzend weitere SA-Forscher. Außerdem drei Sicherheitsleute.«

»Müßte ihr Projekt mit dem Rassistenvirus ‘n bißchen aufhalten.«

»Hoffen wir’s.«

»Vielleicht kommt Smoke rechtzeitig durch«, sagte Torrence. Geistesabwesend hob er eine Hand, um sein neues Ohr zu berühren. Wenn man nicht ganz genau hinsah, war es das genaue Gegenstück des zweiten. Die Hautfarbe war ein bißchen anders, aber das fiel kaum auf. Torrence strich mit der Spitze seines Zeigefingers einmal zärtlich darüber.

Bargeman schaute mit morbider Faszination zu. Er erschauerte. Was für ein gruseliges Andenken.

Steinfeld warf einen Blick auf den Kalender an seiner Uhr. »Ich wünschte nur, wir wüßten, wieviel sie von dem RSV auf Lager haben. In der Zwischenzeit werden sie zumindest ein neues Team von Wissenschaftlern zusammenstellen müssen, um die Übertragungsmethode auszuarbeiten.«

»Es ist bloß ein Aufschub«, sagte Bargeman sorgenvoll. »Irgendwann ist es soweit.«

»Wo ist Pasolini?« fragte Torrence erneut.

Die anderen beiden drehten sich um und sahen ihn an. Dann schauten sie sich um. Ja, wo *war* sie?

**FirStep, die Raumkolonie:**

Drei Frauen waren in Witchers kleiner Koloniewohnung, und sie waren alle schön und alle mehr oder weniger spärlich bekleidet.

Es war natürlich ein bißchen eng, ein bißchen klaustrophobisch für seinen Geschmack. Es gefiel ihm nicht, daß er so dicht mit ihnen zusammenleben

mußte. Nicht so dicht. Aber wenn man schon mit drei weiteren Leuten in einem kleinen Apartment hausen mußte, dann waren Marion, Jeanne und Aria die angenehmste Form dieser Unannehmlichkeit.

Administrative Assistentinnen. So hatte er sie bezeichnet, als er die Formulare ausgefüllt hatte, um sie nach FirStep zu bringen. Sie waren eine lange, einsame Woche nach seiner Ankunft hier eingetroffen.

Jetzt fühlte er sich wesentlich sicherer.

Apropos ausfüllen: Aria füllte ihr grauweißes Negligé wundervoll aus, dachte er. Es war eine gute Wahl gewesen; absichtlich eine Nummer zu klein für sie. Sie ölte ihre Walther. Der Waffenreinigungsset lag offen neben ihr. Der starke Geruch der Lösungsmittel störte ihn in der engen Unterkunft, aber es war wichtig, daß die Waffe heute schußbereit war.

Er dachte daran, daß es schwieriger gewesen war, die Erlaubnis zu bekommen, die Mädchen heraufzuholen, als die Waffen hereinzuschmuggeln. Sie hatten hier seltsame Prioritäten. Nun ja, vielleicht war es durchaus sinnvoll. Waffen verbrauchten weder Luft noch Nahrung noch Wasser.

Jeanne war unter der Dusche. Er spielte mit dem Gedanken, hineinzugehen und sie mit der Bürste abzuschrubben. Nein, sie ist heute morgen schlecht gelaunt, sagte er sich. Laß sie in Ruhe.

Und Marion. Sie saß in ihrem engen schwarzen Neoprenrock und dem Bikinioberteil aus Neopren, das ihre Brüste brutal nach oben drückte, mit gekreuzten Beinen in einer Ecke und sah sich eine Minimono-Show auf Video an. »Was für ‘n Haufen von Arschlöchern«, sagte sie und klickte mit ihren schwarzen Fingernägeln gegen den Lauf ihrer 9-mm-MP von Heckler & Koch, schaltete den Fernseher jedoch nicht aus. »Wißt ihr, was ich gehört hab? Ich hab gehört, daß die Minimonos hier rauf wollen. Die glauben, die Kolonie ist die Heimat, die ihnen bestimmt ist. So wie die Rastas damals mit Äthiopien. Sie glauben, daß sie vom Schicksal dazu ausersehen sind, in der Raumkolonie zu leben, aber sie dürfen nicht herkommen, weil dieses Miststück Claire der Ansicht ist, sie seien nicht ganz dicht oder so. Was hat sie gleich noch gesagt… ›psychologisch ungeeignet‹. Scheiße, das stimmt nicht mal zur Hälfte. Ich meine, Gitterfreund, sagt doch mal selbst, die hamse doch echt nicht mehr alle in ihren kleinen Rattenhirnen.« Marion tat so, als würde sie auf ihrer Maschinenpistole ein Gitarrensolo spielen, als ob die MP eine Luftgitarre sei. »Geht mir echt auf ‘n Geist«, sagte sie, »daß ich hier nicht rauchen darf. Könnte ich nicht heimlich mal eine qualmen, Dad?«

»Mm-mm«, sagte Witcher. »Sie haben Rauchdetektoren.«

»Aber wir sind doch eh hier drin eingesperrt. Wie im Belagerungszustand.«

»Ich meinte auch nur die Möglichkeit, daß du draußen auf dem Flur eine rauchst. Du weißt, ich dulde es nicht, wenn du hier drin in meiner Gegenwart rauchst.«

»Im Bad? Bitte, Dad! Wenn Jeanne rauskommt?«

»Nein. Nimm noch eine Tablette, wenn du Nikotin brauchst.«

»Das bringt's doch nicht.«

Sie schmollte jetzt. Es gefiel ihm, sie schmollen zu sehen. Es war sexy.

Dann stellte er sich vor, sie zu nehmen. Sie und ihr Schmollen. Sie wirklich richtig zu ficken. Bei dem Gedanken bekam er fast einen Steifen. Die Erregung war wie eine vibrierende Klaviersaite in seinem Innern.

»Ich denke über diesen Plan nach – daß wir uns selber hier drin eingeschlossen haben«, sagte Aria. »Ich finde das nicht gut. Ich möchte zum Pool, und ich will joggen.«

»Es ist bloß für ein paar Stunden, bis sich die ganze Aufregung gelegt hat«, erklärte ihr Witcher. »Sie wollen mich verhaften. So einfach ist das. In ein paar Stunden wird alles anders aussehen. Es wird ein fait accompli sein; sie werden einsehen, wie falsch sie die Sache angepackt haben, und wir werden mit ihnen verhandeln.«

»Wir sind nur zu dritt, gegen all ihre Leute. Und diese Claire hat reichlich Vorbehalte gegen uns. Gegen die Art, wie du uns hier hältst. Sie war hier und hat uns gesehen. Sie hat sich ziemlich überheblich aufgeführt. Ich weiß nicht, ob die großartig verhandeln wird.«

»O doch, sie wird.«

Er fragte sich, ob er ihnen von seiner Strategie erzählen sollte. Von der Säuberung. Nein. Er kannte sie zwar, aber er konnte nicht in ihre Köpfe hineinschauen. Unmöglich zu sagen, wie sie reagieren würden. Vielleicht hatten sie Verwandte auf der Erde.

»Macht euch darüber keine Gedanken.«

Jeanne kam aus dem Bad, nackt bis auf das Handtuch, das sie um die Haare gebunden hatte. Sie brachte den Geruch von Seife und geschrubbter Haut mit herein.

»Warum gehst du nicht unter die Dusche, Aria?« fügte Witcher hinzu. »Dann fühlst du dich bestimmt besser.«

Sie seufzte. In der Kolonie ließ er sie alle zwei- bis dreimal am Tag duschen. Nicht damit er zuschauen konnte, sondern weil er Wert darauf legte, daß sie unter diesen beengten Verhältnissen sauber waren. Absolut sauber. Sie murrte etwas auf skandinavisch, während sie ins Bad ging.

»Und dusch dich, während du da drin bist!« rief er ihr nach.

Er dachte daran, sie miteinander spielen zu lassen, während er abwartete, ob die Kolonie seine Tür aufbrechen würde.

**Paris, Hôtel de Ville:**

Watson fühlte sich etwas besser, als er seine neue Suite sah. Im Moment war es natürlich keine richtige Suite, weil man die meisten Möbel an die Wände gerückt hatte, um Platz für die Pappkartons zu machen, die von den Männern der Spedition mitten im Wohnzimmer abgestellt worden waren. Sie hatten sich nicht mal die Mühe gemacht, die Kartons mit der Aufschrift ›Schlafzimmer‹ ins Schlafzimmer zu stellen. Der Teufel sollte sie holen, die

verdammten Franzmänner!

Aber, Herr im Himmel, was für ein schöner Raum. Er hatte in letzter Zeit Geschmack am reich verzierten französischen Dekor gefunden. Die Einrichtung hier stammte aus den neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, nahm er an; sie wirkte fast schon überladen, war aber mit Liebe zusammengestellt und instandgehalten. Vielleicht sollte er trotzdem ein paar Gemälde für die Wände erstehen; sie sah ein bißchen…

»Colonel Watson?«

Giessen. Der Kerl kam immer im unpassendsten Moment.

»Ja?« Der geschniegelte kleine Deutsche stand in der Tür. Zwei SA-Gardisten waren bei ihm.

»Es müßte doch ins Auge springen, Giessen, daß ich beschäftigt bin. Ist es wichtig?« Er bedauerte, daß er die videoanimierte ›Botschaft‹ von Crandall noch nicht angefertigt hatte, die Giessen über seine neuerliche Versetzung unterrichtete. Er hätte es nicht bis zum Abend aufschieben sollen. Aber er hatte es gar nicht erwarten können, in seine neue, geräumigere Wohnung zu kommen.

»Es ist sehr wichtig, ja«, sagte Giessen und setzte hinzu: »Herr Watson«, weil er wußte, daß es Watson ärgerte. »Wir haben heute morgen die Leiche des Jungen im Fluß gefunden. Er hat Würgemale am Hals. Von der Hand eines Mannes. Anscheinend ist er erwürgt worden, wenn auch nicht ganz erfolgreich, bevor man ihn in die Seine geworfen hat.«

»Was Sie nicht sagen.« Stuart! Dieser verdammte Idiot. Er hatte es so aussehen lassen sollen, als ob der Junge durch einen Unfall über Bord gegangen sei. Schon wieder so eine Schlamperei.

»Deshalb habe ich beschlossen, noch einmal mit dem Wachtposten zu reden, der den Jungen als letzter gesehen hat. Ein Sergeant Stuart. Ich kam zu der Überzeugung, daß Stuart log. Also setzten wir ihn unter den Extraktor.«

»Was! Niemand darf einen Extraktor benutzen, ohne daß ich es genehmige!«

»Oder Rolf.« Giessen lächelte.

Rolf! Der Bastard hatte ihn verraten. Vielleicht hatte Giessen ihn aber auch so eingeschüchtert, daß er ihm die Genehmigung gab. Der verdammte Idiot hätte sich darüber im klaren sein müssen, daß er als sein Mitverschwörer ebenfalls erledigt war, wenn Watson stürzte.

»Und der Extraktor hat uns ein paar sehr interessante Dinge verraten«, sagte Giessen mit unerträglicher Selbstzufriedenheit. Auf seinen mürrischen Lippen lag ein schwaches Lächeln. »Daß Sie den Befehl gaben, den Jungen zu töten. Daß Sie Stuart baten, es zu tun. Und der Junge versuchte Stuart etwas zu erzählen, um ihn davon abzubringen. Er hat nicht viel herausbekommen, aber es reichte. Es ging darum, daß Crandall tot ist. Eine Videoanimation. Das würde erklären, weshalb Crandall sich immer auf Ihre Seite stellte, wenn die Dinge nicht so liefen, wie Sie es wollten.«

Watson fühlte, wie die Wärme und die Behaglichkeit des Zimmers von

ihm zurückwichen wie ein Fahrstuhl, der einen Schacht hinuntersauste. »Desinformation«, stieß er hervor. »Desinformation der NR. Sie haben Stuart und den Jungen damit gefüttert…«

»Nein. Wir haben die Videobänder von Crandall entschlüsseln lassen. Es sind Animationen. Ist er tot?«

»Natürlich nicht. Er… er wollte Animationen haben. Aus Sicherheitsgründen. Ich kann nicht darüber reden.«

»Ach ja? – Sehr unwahrscheinlich. Ich habe mit dem Inneren Kreis gesprochen. Sie werden bis zu einer Untersuchung in Haft genommen. Bitte kommen Sie mit.«

Watson zeigte auf die Wachmänner und sprach in seinem gebieterischsten Ton. »Dieser Mann versucht, einen Putsch durchzuführen. Bringt ihn hier raus und sperrt ihn ein.«

Keine Reaktion. Sie durchquerten das Zimmer, gingen um die Kartons herum, kamen jedoch unerbittlich auf ihn zu.

Die Helme mit den verspiegelten Sichtscheiben reflektierten sein Gesicht, als sie näherkamen. Er sah sich selbst in einer zweifachen Widerspiegelung. Zitternd, wütend.

Sah, wie sein eigenes Bild näherkam und größer wurde. Und sah, wie sich sein Gesichtsausdruck änderte, als sie ihn an den Handgelenken packten. Wie die Wut verschwand und Furcht in seine Züge trat.

**FirStep, die Raumkolonie:**

Russ Parker platzte mit der ganzen Sache heraus, während er noch durch die Tür in Claires Büro gerannt kam. Fast hätte er sich den Kopf an dem niedrigen Rahmen gestoßen. »Er hat die Türen blockiert. Hat eins dieser Autohacker-Programme mitgebracht und es in die Türkontrollen eingespeist. Die sind jetzt gründlich zu. Ein für allemal. Hätte keinen Zweck, den Strom abzustellen.«

Stoner, der auf dem einzigen anderen Stuhl in dem kleinen Büro saß, starrte auf den Monitor, der ein Fernsehbild der Tür von Witchers Apartment zeigte. Zwei Wachleute der Kolonie waren dort mit ihrem Werkzeug an der Arbeit. »Wie lange werden sie brauchen, bis sie durch sind?«

»Zwei Stunden«, sagte Claire. Sie saß an ihrem Schreibtisch und nippte langsam und bedächtig an einer Tasse mit kaltem Kaffee. »Die Tür ist beträchtlich verstärkt. Könnte sogar noch länger dauern. Wir können sie nicht aufsprengen. Sie ist zu nah an der Außenhülle. Das Risiko ist zu groß, daß die Kolonie dabei ein Leck bekommt. Außerdem hat er Bodyguards da drin. Diese Frauen. Die haben Schußwaffen. Mit denen könnten sie unsere Leute noch eine Ewigkeit lang daran hindern, das Apartment zu stürmen.«

Das Vidfon auf Claires Schreibtisch summte. Witcher lächelte aus dem kleinen Monitor heraus. »Hallo, allerseits«, sagte er. »Und wie geht’s uns heute? Eine große, glückliche Familie?«

Claire schaltete die Fonkamera ein, so daß Witcher sie sehen konnte. »Wir kennen jetzt die ganze Geschichte, Witcher.« Sie versuchte, ihre Stimme unter Kontrolle zu halten. Am besten, sie provozierte diesen Paranoiker nicht. »Wir wissen über das S1-L und den Zeitplan Bescheid. Was wir nicht wissen, ist *warum.* Wollen Sie mir was dazu sagen?«

»Ist das eine Verzögerungstaktik, bis Ihre Leute die Tür aufkriegen? Da haben die noch reichlich zu tun. Sie können denen aber sagen, sie sollen aufhören. Erstens werde ich hier nämlich gut beschützt.« Er machte eine Handbewegung, und die große, vollbusige Blondine trat vor das Objektiv. Sie schwenkte eine automatische Pistole.

Meine Güte, dachte Claire, dieser alte Sack ist ja wirklich total in der Pubertät steckengeblieben. Umgibt sich mit wandelnden Softporno-Ausklapp-Pinups. Barbie-auf-Hochzeitsreise-Puppen mit Landseraccessoires. Weshalb hatte sie nicht schon früher bemerkt, wie krank er war? Psychopathen waren clever. Deshalb.

»Zweitens«, fuhr Witcher fort, »probieren Sie's lieber gar nicht erst, denn wenn Sie's tun, dann schicke ich das Signal vorzeitig raus, falls mir hier jemand dazwischenkommt. Ich würde es vorziehen, nach meinem eigenen Zeitplan vorzugehen, damit sich alle meine Leute in Sicherheit bringen können, aber wenn's sein muß…« Er zuckte die Achseln. »Und kommen Sie nicht auf die Idee, sich an meinem Sender zu schaffen zu machen. Ich habe einen Monitor dran, der nach Raumfahrzeugen Ausschau hält. Wenn einer eurer EVA-Behälter in die Nähe kommt, kriege ich das mit. Und dann gebe ich das Signal.« Er klatschte einmal in die Hände. »Sie haben dreißig Sekunden, um Ihren Leuten zu sagen, daß sie aufhören sollen.« Er lächelte weiter, so freundlich wie der Gastgeber einer Fernsehshow für Kinder.

Claire zögerte. Dann sagte sie: »Bleiben Sie dran.« Sie schaltete auf eine andere Leitung um, rief die Wachmänner an und gab ihnen den Befehl. Dann schaltete sie wieder zu Witcher zurück.

»Klingt, als hätten sie aufgehört«, sagte er.

»Haben sie auch. Also, jetzt ist es keine Verzögerungstaktik mehr. Und Sie können uns erzählen, was für 'ne beschissene Nummer Sie da eigentlich abziehen.«

Er sah sie ein wenig überrascht an. »Ihr Aufenthalt bei diesen Straßenkämpfern hat sich doch deutlich auf Ihre Sprache ausgewirkt. Na gut, ich werde es Ihnen erzählen. Das hatte ich sowieso vor, wenn auch erst etwas später. Ich wollte den NR-Leuten empfehlen, sich in Sicherheit zu bringen, bevor es losgeht. Ein paar Minuten vorher.«

»Und wie viele andere wollten Sie umbringen?« fragte sie heiser.

»Mit etwas Glück neunzig Prozent der Erdbevölkerung, Claire. Über alle Rassenschranken hinweg. Durch das ganze Spektrum. Das S1-L ist rassisch nicht selektiv. Und ich bin kein Rassist. Ich werde sogar die meisten Rassisten töten. Ich lasse die Behälter entsprechend aufstellen. Das wird die SA eliminieren. Und es ist erst der Anfang. Wir werden eine Chance haben, die

Welt zum erstenmal zu einem Ort zu machen, wo es sich gut leben läßt.«

»Ja«, murmelte Russ, »Sie können einen wirklich moralisch aufrichten.«

Claire brachte Russ mit einer Handbewegung zum Schweigen. Sie beugte sich näher zur Fonkamera. »Weiter.« Sie dachte, wenn sie seine Logik nachvollziehen konnte, würde sie ihm das Ganze vielleicht ausreden können.

Witcher trank nachdenklich einen Schluck Mineralwasser und sagte dann: »Was glauben Sie, warum Rassismus entsteht? Nun, im Grunde durch alle Arten von Konflikten. Es ist purer Instinkt. Xenophobie rührt von territorialen Reaktionen her. Letzten Endes kommt es dazu, wenn sich zu viele Menschen auf einem Territorium ballen und seine Ressourcen plündern. Smoke denkt da weitgehend ähnlich.«

»Bis zu einem gewissen Punkt vielleicht.«

»Sie wollen damit andeuten, daß er niemals Massenmord als Mittel der Bevölkerungskontrolle befürworten würde. Nun ja. Richtig. Diese Dezimierung *ist* eine häßliche Sache. Infolge all dieser verwesenden Leichen wird es in der Tat zu schwerwiegenden Gesundheitsproblemen auf der Erde kommen. Für eine Weile. Aber ich bin hier oben, und die meisten Überlebenden werden es schaffen, sich zu schützen. Das Virus wird absterben. Mit den Leichen wird man auch fertigwerden. Die Erdbevölkerung wird nur noch einen Bruchteil der früheren Masse ausmachen – und *plötzlich, zum erstenmal, rückt Utopia in den Bereich des Möglichen, Claire.«* Er kam jetzt in Fahrt. Seine Stimme wurde leidenschaftlich. »Wir verfügen schon seit Jahren über die Technologie für Utopia, aber die Belastungen durch die Bevölkerungsexplosion haben dazu geführt, daß diese Technologie mehr schadet als nützt. Wenn man jedoch die große Masse der Bevölkerung auslöscht, ist mit einemmal alles machbar. Wir können den größten Teil des Planeten in seinen gesunden Naturzustand zurückfallen lassen. Wir können es uns leisten, mit der Umweltverschmutzung Schluß zu machen. Wir können eine Weltregierung auf die Beine stellen – in dieser Situation gäbe es gar keine andere Möglichkeit! Stellen Sie sich das vor! Eine Welt! Mein Unternehmen wird bereit sein. Meine geschulten Sicherheitskräfte. Wir werden die Macht übernehmen. Ganz allmählich werden wir die Bevölkerungszahlen wieder steigen lassen – aber nur bis zu einer Höhe, mit der wir noch umgehen können. Die meisten Menschen auf der Welt leiden, Claire. Sie sind besser dran, wenn sie tot sind. Wir müssen an diejenigen denken, die nach uns kommen: Sie werden in einer Welt ohne Rassismus leben. Ich werde schon den leisesten Hauch von Rassismus ächten! Es wird eine Welt ohne Verbrechen sein, weil es alles im Überfluß gibt. Eine Welt ohne Umweltverschmutzung. Ohne sich endlos ausdehnende Städte und heruntergekommene Vorstädte. Ohne diese ganzen abscheulichen Wohnsiedlungen. Das wird alles verschwinden. Betrachten Sie's von dieser Seite. Ich werde die Dinge von Grund auf neu strukturieren, damit *echte* soziale Gerechtigkeit einkehrt. Keine Slums mehr. Schluß mit der Ausbeutung der Dritten Welt.«

»Du meine Güte«, sagte Stoner. »Die Faschismusversion eines Liberalen.«

»Es ist Ordnung. Ordnung und Frieden. Wenn ich fertig bin, gibt es keine Armeen mehr«, fuhr Witcher schwungvoll fort. »Keine Kämpfe mehr. Kein…«

»Kein *Wort* mehr!« unterbrach Russ. »Ich kann kein Wort von diesem Blödsinn mehr ertragen. Das ist eine besonders schwere Blasphemie gegen Gott. Sie sind ja genauso schlimm wie die SA und genauso schlimm wie Hitler.«

Claire nickte. Sie war wie betäubt vor Ungläubigkeit. »Das haben Sie die ganze Zeit geplant, Percy?«

»Nein. Ich hatte gehofft, daß die NR ein Vehikel sein würde, um die Konkurrenz aus dem Rennen zu werfen. Daß sie mir die anderen vom Hals schaffen würde, die den Planeten vereinigen wollen, indem sie ihn versklaven, denn das ist ihre Art, ihn zu vereinigen. Ich dachte, ich würde irgendwann einmal meine Chance bekommen. Und dann ist einer meiner Leute mit Dr. Cooper in Kontakt getreten und hat mich nach unserem Einbruch in den Londoner Computer über ihre Virusexperimente unterrichtet… Nun, das S1-L ist kurzlebig. Die anderen biologischen Wirkstoffe sind zu unberechenbar und zu langlebig. Und das rassisch selektive Virus wollte ich selbstverständlich nicht benutzen.«

Alle Männer flippen aus, wenn sie genug Macht haben, dachte Claire. »Haben Sie Agenten, die den Stoff auf Ihr Signal hin überall auf dem Planeten freisetzen?«

»Nicht ganz«, sagte Witcher und wandte den Blick ab.

»Nach Lage der Dinge befinden sich die meisten von ihnen an zwei zentralen Orten, wo die Labors sind«, sagte Stoner. »Sie sollen sich den Stoff schnappen und von dort aus in alle Welt ausschwärmen. Die meisten haben gar keine Ahnung, was sie da freisetzen werden.« Er saß vor einem anderen Vidfon und sah zu, wie der Chronometer die Sekunden und Minuten in der Ecke des Bildschirms digitalisierte. Dann leuchtete auf dem Schirm eine schriftliche Nachricht auf. Etwas, worauf er gewartet hat, dachte Claire, seiner Miene nach zu urteilen. »Das wär's. Es ist vorbei.« Er drehte sich zum anderen Vidfon um. »Es ist schon vorbei, ›Dr. Strangelove‹. Wir haben Ihre Operation verfolgt und Ihre Labors ausgehoben. Ich hab ein paar alte Bekannte bei der NSA darauf angesetzt. Sie können senden, soviel Sie wollen. Wir haben Ihre Leute. Und Ihre Viren.«

Claire sank erleichtert in sich zusammen.

»So was Haarsträubendes konnte einfach nicht klappen«, fuhr Stoner fort.

»Leute wie ihr…« Witcher schüttelte den Kopf. Er hatte Tränen in den Augen. »Ihr habt keine Perspektive. Na schön, ich entziehe der NR jede Unterstützung. Sie kriegt keinen Pfennig und kein Blatt Informationsmaterial mehr.«

»Zum Glück brauchen wir Sie nicht mehr«, sagte Claire. »Wir haben… einen anderen Förderer gefunden.«

»Habt ihr das?« Seine Stimme war schrill. Sie stockte, als er fortfuhr: »Habt ihr das, ja? Ihr seid doch ein Haufen pubertärer Angeber. Die Neue Resistance war praktisch meine Schöpfung. Sie sollte unter meiner Leitung stehen. Wenn nicht, wird sie einen völlig falschen Weg einschlagen. Anscheinend hat sie das bereits getan. Fein. Wir werden sehen, wie glaubhaft die NR morgen früh noch ist. Sie haben nicht alle Agenten erwischt, die Sie hätten erwischen müssen, Stoner. Eine Agentin ist schon unterwegs. Den Behälter hat sie bereits. Sie wird in etwa zwei Stunden an ihrem Empfänger sitzen. Ich werde ihr das Zeichen geben. Ich werde ihr befehlen: *Setz das Virus ein!«*

»Wer ist es, Witcher?« fragte Russ. »Wo ist sie?«

»Oh, sie ist nach außen hin eine NR-Agentin«, sagte Witcher. »Ich habe eine Vereinbarung mit ihr. Sie soll das Virus in einem bestimmten Bevölkerungszentrum freisetzen. Sie hat keine umfassende Kenntnis von meiner Strategie.« Er wischte sich die Augen mit einem Ärmel ab. Er hatte seine Selbstsicherheit wiedergewonnen. »Zunächst einmal werde ich euch vernichten. Und dann fange ich noch mal von vorn an.«

»Wo ist das Virus?« fragte Russ.

Witcher lachte leise in sich hinein. Das Lächeln des Gastgebers der Kindersendung kam zurück.

Und dann schaltete er das Vidfon ab.

## DREIZEHN

**Mexiko:**

Smoke war da. Jerome war da. Bettina war da. Kessler war da. Richard die Krähe war da.

Die Krähe hockte auf Smokes Schulter. Jerome saß gegenüber von Smoke an dem Terrassentisch; Kessler saß an einer Seite neben ihm, Bettina an der anderen. Sie befanden sich alle auf der sonnenheißen, mit Steinfliesen ausgelegten Terrasse draußen vor der Chipschulungsanlage der NR. Es war erst elf Uhr morgens, aber die Sonne schien strahlend hell, und es war bereits heiß. Der große Tischschirm gab nicht genug Schatten. Der Eistee, den sie aus hohen Gläsern tranken, kühlte nicht genug. Besonders für Bettina, die einen gräßlichen kleinen orangeroten Print-Hausanzug und Riemensandalen trug. Sie stand auf, schwabbelte wie Gelatine zu dem anderen Terrassentisch und zog ihn mit lautem Quietschen über die Steine herüber, so daß der Schirm die Sonne in ihrem Rücken verdeckte.

Sie hievte sich wieder auf den knarrenden schmiedeeisernen Stuhl, wischte sich mit einem Geschirrhandtuch den Schweiß von der Stirn und sagte: »Wo sind Patrick und Jo Ann?«

»Hier sind sie«, sagte Smoke und deutete mit einem Nicken zu den gläsernen Schiebetüren hinüber, durch die man auf die Terrasse gelangte. Mit zusammengekniffenen Augen und einem Eistee in den Händen kamen Barrabas und Jo Ann in die Sonne heraus. Sie zogen sich Stühle vom anderen Tisch heran und rückten neben Smoke in den Schatten.

»Heiß hier draußen«, sagte Jo Ann. »Aber drin ist es noch schlimmer.« Sie schaute in die Wüste hinaus, die sich rechts von ihr braun und purpurrot ausdehnte. »Riecht gut. Wie Beifuß. Was ist das für ‘n Lärm?«

»Zikaden oder sowas«, sagte Smoke.

»Wenn iah Natuahfrieks mit eurah groben Insektenkunde fertich seid, solltenwer mit diesem Shit weitahmachen«, sagte Bettina. »Ich will innen Watepool. Alouette läßt grade für sie un’ mich Wassah einlaufen.«

»Da paßt sie aber nicht mehr mit rein«, sagte Jerome.

Sie schlug nach ihm; er war darauf vorbereitet und duckte sich drunter weg.

»Dein’ magern weißen Aarsch schnapp ich miah spätah«, sagte sie. Sie wandte sich an Smoke. »Fangen wiah an und bringen wiah’s hintah uns.«

»Es wird jetzt ernst«, sagte Smoke. »Faß dich ein bißchen in Geduld, Bettina.«

»Is immah ernst. Schon seit Jaahn.«

»Die Dinge haben sich zugespitzt«, sagte Smoke. Er nahm einen kleinen Schluck von seinem Tee. Das Eis klirrte. Er schaute zum Horizont. Eine ferne Düsenmaschine malte einen gewundenen Kondensstreifen an den blauweißen

Himmel. »Alles kommt auf das Timing an, verstehst du«, fuhr er fort. »Und das Timing muß *jetzt* festgelegt werden.«

»Ich finde, ihr solltet einfach so weitermachen wie bisher«, sagte Jerome. »Laßt Hand alles ans Licht bringen und Barrabas als unseren Zeugen auftreten und besorgt es ihnen mit 'ner frontalen Attacke. Jetzt. Ihre Computer sind im Eimer, ihre Chefs verhaften sich gegenseitig und kämpfen um den Platz an der Spitze. Wir wissen nicht genau, wie der Zeitplan für das RSV aussieht. Warum schlagt ihr nicht einfach los?«

»Wegen gewisser militärischer Faktoren. Und wegen der Leng-Entelechie.«

Jerome stöhnte. »Das werden wir doch nicht wirklich ausprobieren, oder? Als nächstes müssen wir noch Kristalle tragen, um unsere Vibrations zu verbessern.«

Bettina zog den Kopf auf eine für sie typische Weise ein, die Verblüffung signalisierte. *»Was* füah'n Leng-Entchen?«

»Stell dich nicht dumm, bloß weil du heute keine Lust hast zu arbeiten, Bettina«, fauchte Smoke. Die Hitze macht uns alle reizbar, dachte er. »Das Wort heißt *›Entelechie‹*. Die Entelechie des kollektiven psychischen Feldes.«

»Das es wahrscheinlich gar nicht gibt«, sagte Kessler höflich. Er war ein mittelgroßer Mann mit rundem Gesicht und kurzen schwarzen Haaren, die blauweiß gestreift waren; das zeigte an, daß er als Videotechniker arbeitete. Er hatte große braune Augen und einen ziemlich mädchenhaften Mund. Der Mann sah weich aus, war jedoch knallhart und zäh wie Leder. Wie Smoke und Barrabas trug auch er die luftige, federleichte weiße Kleidung der mexikanischen *peones* und Sandalen. Jerome hatte Jeans an und trug eine verspiegelte Sonnenbrille, aber kein Hemd.

»Das weiß keiner«, sagte Jo Ann. »Dieser Leng – ist das der Garnelenmensch?«

»Ich bezweifle, daß er von diesem Spitznamen besonders angetan wäre, aber ja. Er ist ohne Arme und Beine auf die Welt gekommen. Geburtsfehler durch Dioxin. Sein Körper hat in etwa die Form einer Garnele. Läuft mit einer sehr netten exoskelettalen Prothese rum. Einer der besten Mikrobiologen, die es gibt. Hat Geowissenschaften mit Mikrobiologie und Physik verbunden. Nobelpreis Siebenundneunzig.«

»Das heißt nicht, daß er keine verdrehten Ideen haben könnte«, sagte Kessler.

»Strengen Sie sich eigentlich besonders an, den Zyniker raushängen zu lassen, Mr. Kessler?« fragte Jo Ann.

»Ich glaube bloß, daß ›übernatürliche‹ Phänomene psychologischer und nicht übersinnlicher Natur sind«, sagte Kessler. »Es ist eine Frage der Konditionierung; da geht es um gemeinsame psychisch programmierende Symbole, die Projektion mythischer Symbole und solche Dinge.«

»Ich glaube nicht, daß es sich hierbei um ein übernatürliches Phänomen handelt«, entgegnete Smoke. Er langte nach oben und kratzte die Krähe

unterhalb des Schnabels. Sie biß ihn in den Finger, aber nur spielerisch. Dann stellte sie den Kopf schief, als etwas im verdorrten Gras auf dem steinigen Boden neben dem Patio raschelte. »Leng betrachtet es nicht als übernatürlich«, fuhr Smoke fort. »Er sieht es als schwaches bioelektrisches Feld, das alles Leben auf der Erde vereint. Am stärksten auf der Ebene des Menschen. Er hat schon in seiner Jugend begonnen, sich dafür zu interessieren, als er etwas von einer Untersuchung las, die in den achtziger Jahren durchgeführt wurde. Bei der Untersuchung fand man folgendes heraus: Wenn man einer Gruppe von Ratten einen Trick beibrachte, dann war es unter bestimmten Umständen so…«

»Komm schon, Mann«, fiel ihm Bettina ins Wort, während sie sich die Stirn und die Wangen abwischte, »ich hab keine Zeit füah wissenschaftliche Untahsuchungen übah irgendwelche vadammten *Ratt'n.* Komm zum Thema, vaflucht nochmah!«

»… daß andere Ratten, die *gar nicht dabei waren,* den Trick plötzlich ebenfalls beherrschten«, fuhr Smoke fort, als hätte er sie gar nicht gehört. »Als ob es einfach in der Luft gelegen hätte. Der Effekt war ausgeprägter, wenn die Luft stärker leitete. Und bei uns Menschen gibt es ja das Phänomen, daß eine Idee ›in der Luft liegt‹. Manchmal rührt es von einem parallelen Stimulus her, oder es hat soziale Gründe; dann wiederum kommt es bei disparaten Kulturen an entgegengesetzten Enden der Welt vor, die überhaupt keinen Kontakt hatten. Und zwar gleichzeitig. Das alles läuft darauf hinaus…«

»Ja, sach schon, worauf's rausläuft, bevoah ich rauslaufe«, fuhr ihn Bettina an.

»… daß es eine Reihe von Beweisen für die Existenz eines kollektiven Unbewußten gibt, das die Menschen miteinander verbindet.«

»Na und, vadammt?« sagte sie. »Das weiß doch *jedah.«*

»Ich hab's manchmal bei den Gigs gespürt«, sagte Jerome.

Smoke nickte. »Rickenharp hat auch immer davon gesprochen. Das Feld ist schwach und unterliegt einer ganzen Reihe von Belastungen, aber es ist vorhanden. Leng fand eine Methode, es zu erfassen und zu messen und den Zyklus seiner Intensität vorherzusagen. Seine Impulse umrunden die Welt in Wogen, wie ein großer psychischer Tsunami. Sie sind subtil, spülen aber über das Gehirn jedes Menschen auf dem Planeten hinweg – auf irgendeiner Ebene.« Er sah, daß Bettina gleich vor Ungeduld platzen würde, und setzte hastig hinzu: »Wir können uns das vielleicht selbst zunutze machen. Ja, Bettina. Ich komme zur Sache. Es könnte möglich sein, zu bestimmten Zeiten elektromagnetisch verschlüsselte Informationen in die Gruppengeistwoge einzuspeisen und sie zu benutzen, um jedem Menschen auf dem Planeten eine Erkenntnis zu vermitteln. Nur ein kleiner seelischer Stups, versteht ihr. Über das Plateau. Leng hat die Technik dafür. Es gibt eine spezielle Frequenz…«

Kessler warf Smoke einen gequälten, verwirrten Blick zu.

»Du willst unseren Schlag verschieben, nur um den optimalen Zeitpunkt

für diese… diese Entelechie abzuwarten? Was ist mit dem Virus? Willst du das Leben jedes Farbigen auf diesem Planeten aufs Spiel setzen, nur um deine Theorie zu testen?«

Smoke schüttelte den Kopf. »Nein. Wir warten darauf, daß Torrence und Steinfeld ihre Aktionen auf die Beine stellen. Sie arbeiten alles mit Badoit aus und besorgen sich Geräte für die EMP-Aktion.«

»Die was?« fragte Jerome.

»Elektromagnetischer Impuls. Sie wollen der SA in bezug auf ihre Finanzen endgültig den Stöpsel rausziehen, so daß sie weder Gegenpropaganda noch ihre Leute mehr bezahlen kann und die ganze SVOES-Chose auseinanderbricht.«

»Elektromagnetischer Impuls. Ich hab schon befürchtet, daß du das gemeint hast.« Jerome schnitt eine Grimasse. »Macht so ‘n Scheiß bloß nicht, wenn *ich* in der Nähe bin. Oder sonstwer mit ‘nem Chip-Implantat.« Er tippte sich an den Kopf. »Dann sind die Dinger im Arsch.«

»Die militärischen Aktionen sollen uns klare Beweise hinsichtlich des Virus liefern, als Unterstützung für das Material von Jo Ann hier«, sagte Smoke.

Kessler schüttelte den Kopf. »Nein. Ihr setzt darauf, daß sie das Zeug nicht benutzen, bevor ihr alles organisiert habt. Mit so was *spielt* man nicht. Wir sollten jetzt mit der Sache an die Öffentlichkeit gehen und anfangen, das Bewußtsein der Menschen dafür zu wecken. Wir sollten mit dem, was wir haben, unser Bestes tun. Jetzt.«

»Der Mann hat recht!« platzte Bettina heraus. »Du spiels’ ja hier nich mit deinah eigenen beschissenen Rasse rum, Smoke, sondern mit meinah! Un’ mit dem größten Teil vom Rest deah beschissenen Welt!«

»Wir glauben nicht, daß wir spielen. Wir wissen ein bißchen über das rassisch selektive Virus Bescheid. Wir wissen, daß es jetzt in einem Labor und einem Lager isoliert ist. Die befinden sich beide in London. So was wie dieses Zeug können sie nicht einfach in jeder Stadt freisetzen und sein Werk tun lassen. Die Temperaturbedingungen müssen optimal sein. Außerdem müssen sie es an vielen Orten zugleich freisetzen – das Virus stirbt schnell ab. Sie haben es so konstruiert, um die Wahrscheinlichkeit geringer zu halten, daß es mutiert. Und sie machen sich Sorgen, daß es nicht so selektiv sein könnte, wie sie glauben – ein falsches Gen in deiner DNA, und es könnte dich umbringen. Sie sind sich nicht hundertprozentig sicher, was ihre eigenen Vorfahren betrifft. Wieviel jüdisches Blut reicht, damit das Pathogen einen tötet? Und sie haben auch technische Probleme. Soweit ich gehört habe, dachten sie, die hätten sie nun im Griff, aber sie sind noch am Testen. Es wird noch eine Weile dauern, bis sie soweit sind.«

»Das erzählt euch euer Nachrichtendienst. Euer Badoit, eure NR-Spionage.« Kessler schüttelte den Kopf. »Im großen und ganzen sind das alles Gerüchte. Ihr setzt darauf, daß sie stimmen. Ich bin dagegen, daß wir spielen.«

»Ich finde auch, daß er recht hat, Smoke«, sagte Jerome.

Barrabas machte zum erstenmal den Mund auf. »Die Sache muß gestoppt werden. Die Leute sollten's so schnell wie möglich erfahren. Vielleicht gibt's irgendwelche Vorbeugungsmaßnahmen gegen das Virus…«

»Wenn es darum geht: Wir behalten sie im Auge. Wir haben jemanden eingeschleust. Wir werden's erfahren, wenn sie loslegen.«

»Ihr hofft, daß ihr's erfahrt. Ihr hofft, daß ihr wißt, wo sie das Zeug lagern. Hoffen *wir,* daß ihr recht habt«, sagte Kessler. Er stand auf, entfernte sich vom Tisch und ging ins Haus.

Bettina trank den Rest ihres Tees und den größten Teil von Jeromes Tee und fing dann an, das Eis zu zerkauen. Dabei sah sie Smoke die ganze Zeit über böse an.

»Der Mann hat recht«, sagte sie. *Knirsch, knirsch.* »Iah spielt.«

»Wir würden spielen, wenn wir überstürzt handelten«, erwiderte Smoke. »Wir würden darauf setzen, daß es so am besten läuft. Aber das glauben wir nicht.«

In der darauf folgenden Stille raschelte wieder etwas im trockenen Gras.

»Weißte was, Smoke«, sagte Jerome schließlich, »als du von der Entelechie gesprochen hast, haste dich angehört, als hättense dich grade zur richtigen Religion bekehrt, Mann. Das ist was, woran du gerne glauben würdest. Vielleicht so 'ne Art Draht zu Gott. Dann fühlste dich nicht mehr so einsam. So was ist schon cool, ey. Aber vielleicht beeinflußt's die Art, wie du Sachen planst.«

»Das ist nicht bloß meine Meinung«, sagte Smoke. Er fühlte sich seltsam und fragte sich, ob Jerome recht hatte. »Torrence, Steinfeld und Badoit sehen's genauso. Witcher ist ebenfalls einverstanden. Steinfeld und Badoit« – er hielt inne und erlaubte sich, ein wenig verletzt auszusehen – »sind auch vom Virus bedroht. Ihre Rassen.«

»Sieh mah, Mann«, sagte Bettina, »ich will ja nich sagen, daß du dich 'n Scheißdreck um Schwaaze scherst, abah seien wah doch mah ehrlich…«

»Meine Rasse ist durch dieses Zeug bedroht«, sagte Smoke. »Die menschliche Rasse. Homo sapiens. Das ist meine Rasse, Bettina.«

Sie sahen ihn an; er schaute in die Wüste hinaus.

Ein Rascheln. Dann kroch eine staubgraue Tarantel mit borstigen Haaren und geknickten Beinen etwa neun Meter entfernt auf den Rand der Steinfliesen. Jo Ann sah sie und zuckte auf ihrem Stuhl zusammen.

»O Gott, ich hasse diese Dinger. Ich kann sie nicht ab, echt nicht. Ich hasse Spinnen, und die da sind die schlimmsten. Patrick…«

»Ich hab auch 'n Horror vor Spinnen, Liebling«, sagte Barrabas hastig. »Ich kann die erst recht nicht ab. Ich nicht.«

»Wieso kommt die denn bei Tach raus?« wunderte sich Bettina. »Das sind doch Nachttiere.«

»Soll ja 'n Omen sein«, sagte Jerome, »wenn sich Tiere unnatürlich verhalten.«

Jo Ann sah Smoke an. »Könnten Sie…?«

Smoke dachte an was ganz anderes. Ans Spielen. An den Tod.

Jo Ann war bleich geworden. »O Gott«, stieß sie hervor. »Sie kommt hierher. Tu doch jemand was. Ich kann mich nicht bewegen. Ich hab wirklich Arachnophobie. Bitte.«

»Jerome«, sagte Bettina, »mach das vadammte Biest tot, damit die Lady die Klappe hält.«

*»Ich?«*

Bettina schnaubte angewidert und stand so abrupt auf, daß ihr Stuhl dabei scheppernd umfiel. Sie ging steifbeinig zu der Tarantel hinüber und trat einmal fest mit ihrer Sandale drauf.

*Squitsch.*

Jo Ann wandte den Blick ab und hielt sich die Hand vor den Mund, als Bettina die Sandale auszog, den Spinnenmatsch am Rand einer Steinfliese abschabte und die ganze Schweinerei ins Gras schnipste. Dann ging sie zum Wasserhahn an der Seite des Gebäudes, um die Sandale abzuwaschen. An der Unterseite klebten immer noch ein paar abstehende Tarantelbeine.

Die Krähe flatterte auf und flog zum Rand der Steinfliesen hinüber…

**FirStep, die Kolonie:**

Russ hatte noch nie EVA-Arbeit gemacht. Er glaubte nicht, daß es ihm Spaß machen würde. Er hatte recht.

Russ Parker stapfte mit schweren Schritten durchs Vakuum. Er überquerte eine Fläche aus Stahl. Magnetstiefel hefteten sich mit einem Klicken an die Hülle, das in seinem Anzug widerhallte. Jeder Schritt war eine Anstrengung. Er hatte erst eine Viertelmeile geschafft und war schon fast außer Atem. Er hielt Ausschau nach Chester und geriet einen Moment lang in Panik, als er ihn nicht sah. Dann wurde ihm klar, daß sich Chester im blinden Fleck des schlechten peripheren Sichtbereichs von diesem alten Helm befand.

Er drehte den Kopf und sah ihn einen Schritt hinter sich. Er arbeitete sich kraftvoll voran. Russ fühlte sich besser, als er Chester dort sah. Er war ein guter Mann, der wußte, was er hier draußen tat. Hatte schon eine Menge EVA-Zeit abgerissen.

Trotz seiner Befürchtungen in bezug auf Witcher war es aufregend gewesen, bei Luftschleuse 70 auszusteigen. Sie befanden sich auf der kalten, von der Sonne abgewandten Seite, und da gab es kein grelles Sonnenlicht. Die Sterne da draußen…

Man sah sie von der Fähre und vom Innern der Kolonie aus. Aber die Parallaxe hier, die horizontlose Offenheit, gab ihm das Gefühl, daß die Kolonie – Millionen Tonnen gehärteter Legierungen – eine einzelne Pollenspore und er selbst kleiner als eine Staubmilbe war, die sich daran festhielt. Die Sterne da draußen leuchteten mit einer gewissen königlichen Sprödigkeit; sie waren so scharfrandig wie das hohe C eines Synthesizers. Die

Erde war eine Kerze an einem Weihnachtsbaum. Der Mond ein Nachtlicht.

Danach…

Sein Druckanzug blähte sich im drucklosen Nichts wie ein Ballon auf. Die Arme wurden steif, beinahe starr. Es war eins der billigen, altmodischen Dinger, die die Kolonie aus den Restbeständen der französischen Mondbasis bekam. Wäre schön gewesen, einen der biegsameren, gasdurchlässigen Anzüge zu haben. Allein schon der Geruch hier drin: wie im Schuh eines Tramps. Futterfasern lösten sich ab und kitzelten ihn, und das übrige Innere fühlte sich wegen der Körper, die jahrelang dringesteckt hatten, leicht glasartig an. Und man konnte nie wissen, wann sich der Anzug dazu entschließen mochte, von nun an nicht mehr luftdicht zu sein. In welchem Fall er innerhalb von Sekunden tot wäre.

Russ schleppte sich klickend weiter zum abstrakten Baum von Witchers Antenne in der Ferne. Seine Gliedmaßen kämpften gegen die Hemmnisse des klobigen Druckanzugs an. Er hörte sich im Helm laut atmen. Die Klammern des Kontrollkästchens für das Tornistergerät klapperten und tickerten an seine Brust, das Elektrokabel lief quer über seinen Brustkorb, die Nabelschnur für die Funkverbindung und die Belüftung schlug an seine Hüfte, und der kleine Schneidbrenner klackerte an den Reißverschluß seiner Mehrzwecktasche. Ein Knistern im Kopfhörer; Chesters Stimme, einmal: »Wir können anhalten, wenn du nicht mehr kannst, Russ. Es…« Das weitere wurde von statischem Rauschen übertönt.

»So gottverdammt alt bin ich noch nicht.«

»An diesen Scheiß muß man sich erst mal gewöhnen. Ich bin schon müde, und ich bin ganz gut dran gewöhnt. Bist du sicher, daß wir die Steuerdüsen nicht benutzen können? Ist wahrscheinlich bloß ‘n Bluff von dem Typ, daß er alles entdecken kann, was über die Hülle fliegt.«

»Ich will das Risiko lieber nicht eingehen, daß er nicht blufft.«

»Ich mach meinen Sauerstoffmix ein bißchen fetter, Russ. Solltest du auch mal versuchen. Hilft einem, wenn man müde wird.«

»Glaubst du, ich merk nicht, wie gönnerhaft du mich behandelst, Chester? Ich sag dir doch, so gottverdammt alt bin ich noch nicht.« Aber er langte nach unten und drehte den Knopf an der Tornisterkontrolle, um seine Sauerstoffzufuhr anzureichern.

Ihm wurde ein bißchen schwindlig, aber er fühlte sich nicht unbedingt stärker.

Schweiß juckte, wo die Fütterung des Anzugs an der Haut rieb. Er mußte jetzt ungefähr alle dreißig Sekunden auf den Antibeschlagschalter an seinem Helm drücken.

Vielleicht gab es einen besseren Weg, das zu erledigen. Vielleicht hatte Chester recht, und der Kerl hatte geblufft. Aber sie hatten sich jetzt festgelegt. Und wenn er nicht die richtige Entscheidung getroffen hatte, scheiß drauf – sie konnte nicht rückgängig gemacht werden.

Obwohl der Chrombaum kahl und deutlich sichtbar vor einem Bereich

sternenloser Schwärze stand, schien er überhaupt nicht näherzukommen.

Vielleicht hatten sie die Luft falsch berechnet. Normalerweise *lief* man nicht sehr weit über die Außenhülle. Für gewöhnlich benutzte man Steuerdüsen oder ein Reparaturmodul. Die Luftmenge, die sie mitgenommen hatten, basierte auf reiner Schätzung. Vielleicht würde sie knapp werden, bevor sie da waren. Oder bevor sie zurückkamen.

Geh einfach weiter.

Sein rauher Atem klang ihm immer lauter in den Ohren. Schweiß brannte ihm in den Augen, und er konnte nur noch undeutlich sehen. Sein Herz hämmerte. Seine Lungen arbeiteten schwer. Dies war nicht der richtige Zeitpunkt für männlichen Stolz. Es war so, als ob man eine besonders rauhe Gegend der Sahara zu Fuß durchquerte. Erschöpfung konnte hier draußen den Tod bedeuten.

Er sprach in sein Kopfhörermikro. »Chester – warte eine Sekunde.«

Geknister. »Klar.«

Sie blieben stehen. Empyreische Juwelen kreisten um sie herum. Die verborgene Sonne erhellte den verkürzten Horizont.

Russ atmete ruhiger. Der Schmerz in seinen Muskeln legte sich ein wenig.

»Okay.« Sie stapften weiter.

Er wünschte, er könnte mit Claire reden. Verdammt, was für eine scharfe Puppe! Knallhart, aber wenn sie es wollte, so weich und nachgiebig wie eine Weide. Wäre nett, von ihr zu hören, wie es drinnen aussah, aber sie hatte Angst, daß Witcher einen Weg gefunden haben könnte, Funkverkehr über größere Distanzen abzuhören.

Zum Teufel. Er mußte pissen.

Der Urin-Transfer-Sammelbehälter war an seinem Schwengel festgebunden. Er sollte eigentlich funktionieren. Aber wenn er nicht ruhig arbeitete, würde ihm die Pisse im ganzen Anzug rumfliegen…

Vielleicht waren es die Nerven, aber er konnte nicht mehr warten. Er pißte. Es erforderte eine Willensanstrengung – die Auflehnung gegen die lebenslange Hemmung, sich in die Hose zu machen. So fühlte es sich auch an: wie ein infantiles Sich-Naßmachen. Nur daß der Sammelbehälter das meiste aufnahm. Wie eine Windel in Form eines Röhrchens.

Nur ein paar Tropfen goldenen Urins schwebten an seinen Augen vorbei und wabbelten unter der Oberflächenspannung.

Die Entfernungen waren neckisch hier draußen, und auf einmal war die Antenne da, glasiert vom Sternenlicht, so daß sie wie ein eingefrorener, blattloser Baum im tiefsten Winter aussah. Sie war größer, als er gedacht hatte. Zwölf Meter hoch. Mußte eine großangelegte Verschwörung gewesen sein und einen Haufen Bestechungsgelder gekostet haben, sie unter seiner Nase hier rauszuschmuggeln. Aber andererseits fand eine Menge EVA-Arbeit statt, und die Hülle wurde nicht so scharf überwacht.

Er warf einen Blick auf seinen Chronographen. Noch ungefähr zwanzig Minuten, allerhöchstens. Jetzt würden sie bald die Tür von Witchers

Apartment aufbrechen. Dies hier mußte *schnell* gehen.

Chester und er machten sich an die Arbeit, einer auf jeder Seite, und schnitten den fünfundzwanzig Zentimeter dicken Metallstamm des ›Baumes‹ durch.

Der Schneidbrenner fraß sich langsam, aber stetig durch die graue Legierung.

Und die Zeit fraß stetig an ihrer Sicherheitsspanne…

»Gefällt mir einfach nicht, basta«, sagte Marion. »Ist doch voll fürn Arsch, das ist alles. Nervt mich, so was.«

»Du drückst dich so klar aus, meine Liebe. Das ist wirklich ganz bezaubernd.«

»Du kotzt mich an, Dad.« So hatte sie noch nie mit ihm gesprochen.

Witcher schluckte die Kränkung und lehnte sich an die Wand, zog die Füße aufs Bett und die Knie an die Brust. »Es wird ziemlich eng hier drin.«

Ein neuerliches *siiirrr* von der Tür. Ein Geräusch, das ihm durch Mark und Bein ging. Die schwachsinnigen Techniker, die sich in seine Privatsphäre hineinbohrten.

»Ich finde, wir sollten uns jetzt keine Gedanken über all das machen«, fuhr Witcher fort. »Wir sind alle ziemlich klaustrophobisch, und wir stehen unter Druck. Marion, warum setzt du dich nicht hin, hm?«

Sie lief auf und ab, vorbei an Jeanne und Aria, die zu Witchers Füßen auf der Bettkante saßen. Sie hatten Waffen in den Händen. Ihre Köpfe drehten sich hin und her, um sie im Auge zu behalten, als ob sie bei einem Tennismatch wären, das in Zeitlupe ausgetragen wurde.

»Ich will mich nicht hinsetzen. Ich denke nach und versuche, zu einem Schluß zu kommen, und das kann ich nicht im Sitzen. Ich wünschte bloß, hier drin wäre mehr Platz zum Rumlaufen, man kann bloß drei Schritte machen, bevor man sich wieder umdrehen muß, verdammte Scheiße.« Sie langte in ihre Tasche, holte zu seiner Verblüffung eine Zigarette heraus und zündete das Ende mit dem Daumen an, so daß es hell aufglühte.

»Was machst du da?« fragte er in seinem ausdruckslosesten Ton. Einem Ton, den er bei ihnen nur sehr selten benutzte.

»Ich rauche ‘ne verdammte Zigarette.«

»Das erlaube ich nicht, und die Kolonie erlaubt es auch nicht.«

»Ist mir piepegal, was Mama nicht erlaubt, ich werd meine Zigarette trotzdem rauchen.«

»Was?«

»Vergiß es!« Sie blieb verblüffend abrupt stehen, drehte sich um und sah ihn an einem Rauchwölkchen vorbei mit zusammengekniffenen Augen an. »Dad – du wolltest diese Scheiße wirklich abziehen, das mit dem Virus, oder war das bloß so was wie ‘n Bluff? Oder vielleicht ‘ne Wahnvorstellung…«

Er funkelte sie an. Wenn er vorgab, daß es nicht stimmte, hätte sie eine Herausforderung an seine Autorität gewonnen. Er wäre zurückgewichen. Und

seine Autorität mußte absolut sein, weil diese Mädchen bewaffnet waren.

Er wich aus. »Du bist ein nettes Mädchen, Marion, und sehr talentiert, aber dies ist eine große, komplexe Welt – zu groß und zu komplex, das ist ihr Hauptproblem – und… und das verstehst du halt einfach nicht.«

»Ach wirklich.«

Aria stand auf, nahm Marion die Zigarette aus der Hand und schnipste sie durch die Badtür in die Kloschüssel.

Witcher verspürte eine gewisse Erleichterung. Aria war also noch auf seiner Seite.

Aber sie küßte Marion auf die Wange und sagte: »Ist einfach zu eng hier drin, um zu rauchen, meine Hübsche. Nimm ‘ne Pille, dann kannst du eine rauchen, wenn wir ins Freigelände rausgehen.« Es hörte sich zu versöhnlich an…

Aria wandte sich an Witcher. »Beantworte ihre Frage. Ist es wahr oder nicht? Das mit dem Virus?«

»Das würdet ihr nicht verstehen.«

»Ich nehme an, das heißt, es ist wahr.«

Halte sie hin, dachte Witcher. Er warf einen raschen Blick auf die Uhr. In ein paar Minuten würde Pasolini in der Pariser Satellitenempfangsstation sein, die er eingerichtet hatte, und er konnte ihr das Signal geben. Er wünschte, er hätte eine Bandschleife angefertigt, so daß sich das Signal immer wiederholte.

»Die ganze Welt ist vom üblen Gestank des Leidens erfüllt«, sagte Witcher. »Ich will sie vom Leid befreien und die Überlebenden in ein Utopia führen. Zur ersten echten Chance auf Freiheit. *Aber Freiheit braucht Platz.«*

Ohne sich umzudrehen, sagte Jeanne: »Ich glaube nicht, daß sie Mord braucht. *Merde.* Nein.«

An seiner Sendekonsole blinkte ein rotes Lämpchen. Er war dankbar für die Unterbrechung. Er schwang die Füße vom Bett und ging zur Konsole. Dann bekam er große Augen. »Da macht sich jemand an der Antenne zu schaffen.« Er drückte auf die Sendetaste. Ein weiteres rotes Licht. Die Antenne war schon zu stark beschädigt, um zu senden.

»Sie werden zur Hölle fahren«, sagte er, »wenn es eine gibt.«

Er gab auf der Tastatur den Befehl zur Justierung der Antenne ein…

Sie stand jetzt auf nicht viel mehr als einem Fingerbreit Metall und hielt sich auf eine Weise aufrecht, als wolle sie der Schwerkraft trotzen – wenn es viel Schwerkraft gegeben hätte.

Die Schneidbrenner fraßen sich von beiden Seiten in den Metallfinger.

Und dann drang das Kitzeln einer Vibration durch Russ’ Stiefel, und die Antenne neigte sich und schwang herum.

*Plock. Crunch.* Schmerz in Russ’ Brust. Seine Füße traten auf einmal ins Leere.

Er sah, wie der Baum mit seinen unmöglichen rechten Winkeln von ihm zurückwich; tiefes Schwarz ergoß sich in die Lücke. Chester war so groß wie

ein Zwerg, dann wie eine Puppe.

»Russ!« Knistern. »Russ! Scheiße! Schlag nicht so um dich, damit verbrauchst du nur Sauerstoff! Wir kommen und…« Knistern.

Das Arschloch hatte ihn entdeckt; hatte die Antenne herumschwingen lassen und ihm eine verpaßt. Hatte ihn in den Raum hinausbefördert. Mit genügend Wucht, um die geringe Anziehungskraft der Kolonie zu überwinden.

(Bitte, lieber Gott. Ich weiß, ich hab in meinem Leben viel Mist gebaut.)

Chester wurde immer kleiner. Die Sonne ging auf wie der flammende Hochofen des Todes, als er immer weiter hinausflog. Hinaus in den Raum. In das ruhelose Nichts.

Sein Herz war ein Amateurdrummer, der einen unregelmäßigen Trommelwirbel spielte. (Hör zu, lieber Gott, ich will mir Mühe geben, ein besserer Mensch zu werden. Ich werde Claire heiraten. Ich werde mich mehr an Jesus halten. Bitte.)

Er sah die Ränder der Kolonie. Das ganze Ding schrumpfte, bis es in sein Sichtfeld paßte.

Er sprach es laut aus, ein heiseres Flüstern: »Bitte…«

Claires Büro. Claire und Stoner. Der Geruch der Angst.

»Witcher hat nicht gesendet«, sagte Claire. »Die Antenne muß inzwischen gefallen sein. Ich rufe Russ.«

»Vielleicht solltest du noch warten«, sagte Stoner. »Wir können nicht sicher sein…«

»Ich kann nicht mehr warten.« Sie schaltete sich in den EV-Funk ein. »Russ? Ich meine… ah… Admin Eins an EVA Zwei und Drei.«

Statisches Rauschen, wie sprühender Speichel. *»Claire?«* Chesters Stimme.

»Ist die Antenne unten?«

*»Ja, aber – Claire, schick sofort ein RM raus. Es muß Russ aufspüren. Witcher hat ihn in den freien Fall geschlagen. Er treibt da draußen im Raum…«*

Vor Claires Augen verschwamm alles. Sie schlug auf einen Schalter, und Sirenen begannen überall in der Kolonie zu heulen. Sie drückte auf eine Taste und sprach zum Luftschleusen-Kontrolleur Sechs: »EVA Zwei treibt ab, wiederhole treibt ab, Sie müßten seine Position durch seinen Sender bestimmen können…«

»Wir kriegen nichts rein. Wo ist er?«

»Russ?« Sie wartete. »Russ? Kannst du mich hören? Russ, hier ist Claire…« Sie schaltete auf ein anderes Band um. »O Scheiße, Chester? Sie kriegen kein Signal von ihm rein, und er antwortet mir nicht.«

*»Die verdammte Antenne hat seinen Kontrollkasten getroffen. Hat ihn kaputtgemacht.« Knistern. »Ich kann ihn nicht mal mehr sehen. Ich fühl mich so hilflos. Schickt jemand hier raus!«*

Sie sprach mit Luftschleuse Sechs. »Orientiert euch an EVA Eins, geht von da aus spiralförmig nach draußen und sucht den Raum ab! Schafft alles da raus, was ihr habt! Ist eine Fähre in der Gegend?«

»Nein.«

»Tut euer Bestes!«

Ein Summton von einem anderen Vidfon. »Claire? Wir sind durch das Schloß in der Tür…«

Was sollte sie jetzt tun? Wenn sie die Einnahme von Witchers Unterkunft nicht beaufsichtigte, würden bei dem Durcheinander wahrscheinlich Menschen ums Leben kommen.

Wenn sie die Suche nach Russ nicht beaufsichtigte, würden sie ihn vielleicht verlieren. Es mußte jemand da sein, der ihnen Beine machte, damit sie sich beeilten.

»Stoner – können Sie die Sache mit Witcher übernehmen?«

»Ich kann's versuchen, aber ich bin kein Fachmann auf dem Gebiet. Sie sind diejenige, die Erfahrung im Nahkampf hat.«

»Scheiße!« Sie würden mit der Suche nach Russ auch allein klarkommen.

»Laßt Witcher in Ruhe, bis ich da bin!« brüllte sie ins Vidfon. Sie verschwand durch die Tür und rannte den Korridor entlang. Am liebsten wäre sie selbst mit einem RM rausgegangen und hätte nach Russ gesucht. Sie wollte schreien.

Jetzt wußte sie, warum ihr Vater die Beherrschung verloren hatte.

Noch Luft für eine Minute. Er drehte sich um eine Achse, von deren Existenz er bis jetzt gar nichts gewußt hatte. Da war die Kolonie. Eine Stange aus Licht. Jetzt war sie weg. Da war sie wieder. Und wieder weg.

Noch Luft für dreißig Sekunden.

Es kam niemand. Sein Funkgerät war kaputt.

Willst du in deinem Anzug langsam ersticken, Russ?

»Okay, Herr Jesus, wenn du's so willst«, sagte er. »Bitte nimm mich zu dir, mit all meinen Fehlern und Schwächen. Ich bereue alles, was ich getan habe und nicht hätte tun sollen. Ich liebe dich. Ich liebe Claire.«

Er machte seine Sichtscheibe auf.

»Sie werden im Sturmangriff durch die Tür kommen«, sagte Marion. Ein wenig Schweiß lief von ihrer Handfläche am Griff ihrer Waffe entlang.

Sie stand starr vor der Tür. Aria und Jeanne standen neben ihr. Drei Schußwaffen, drei Frauen, alle auf die Tür konzentriert.

»Vielleicht können wir sie irgendwie verbarrikadieren«, schlug Jeanne vor.

»Hier drin gibt's nichts, was groß genug wäre und sich bewegen ließe«, sagte Marion. »Das Bett ist in den Boden eingelassen.«

»Wenn sie reinkommen«, verkündete Witcher seinen gerade gefaßten Beschluß, »dann schießt, um einen zu verwunden und die anderen zu töten. Dann holen wir den Verwundeten rein und nehmen ihn als Geisel. Sie werden sich mit mir einigen müssen.«

Marion sagte in einem Ton, der, wie er irgendwie wußte, für die anderen Frauen gedacht war: »Ihr tut *gar* nichts.«

Die Tür wurde von einem Tritt getroffen, *klonk,* und schwang nach innen auf.

Gleichzeitig huschte Marion so schnell, daß es nur undeutlich zu sehen war, an eine Seite der Tür und benutzte ihre Waffe wie einen Aikidostab. Sie ließ sie so blitzartig vorschnellen wie ein Skorpion seinen Stachel und erwischte den Koloniewachmann hart an der Schläfe. Der Bursche ging bewußtlos zu Boden. Sie trat den nächsten in den Unterleib. Er klappte zusammen und fiel nach hinten.

Sie stieß den Bewußtlosen hinaus. Eine Geisel, die nach einer Gefangenschaft von nur einer Sekunde freigelassen wurde.

Sie trat die Tür zu.

Witcher stand stocksteif da, mit dem Rücken an der Wand. Er starrte Marion gekränkt und ungläubig an. »Du billiges kleines Miststück! Du jämmerliche kleine Punkfotze!«

Er drehte sich um, langte unter sein Kopfkissen und zog seine kleine Pistole mit den Explosivgeschossen heraus.

Bedauerlich, was für eine Schweinerei das geben würde.

»Besser, du denkst nicht mal dran, Dad. Wir werden uns denen ergeben, und zwar alle. Jetzt ist Schluß mit dieser Scheiße. Also leg das Ding weg!«

Er drehte sich zu ihr herum. Ihre Spigon-MP fauchte wie eine wütende Katze.

Witcher wurde an die Wand zurückgeworfen. Sein Gesicht war trübe vor Erstaunen.

Er rutschte an der Wand zu Boden. Die Waffe entglitt seinen zuckenden Fingern. Der Blick, mit dem er sie ansah, war eine stumme Frage.

»Was hast du denn gedacht?« sagte Marion. »Daß wir doofe kleine Mäuschen sind, die sogar scheißen, wenn du's ihnen befiehlst? Wir sind Menschen, Mann, und wir sind nicht doof. Wir sind keine Figuren aus Comics für kleine Jungs und auch keine Roboter, und wir haben diesen Job nicht angenommen, um einen Haufen Kinder zu ermorden, deren Namen wir nicht mal kennen. Verstehst du?«

Aber er konnte sie nicht mehr hören.

Ein dumpfer Schlag und schnelle Schritte. Die Tür schwang wieder auf, diesmal vorsichtiger. Claire und ein schwerbewaffneter Mann in einem Cowboyhemd standen hinter einem transparenten Portaschild ein Stück weiter unten im Flur und schauten zu ihnen herein.

Marion ging mit ihrer MP zur Tür, legte sie im Flur auf den Boden und schob sie außer Reichweite. Aria und Jeanne taten das gleiche.

Claire trat hinter der Plastikwand hervor. Sie sah erschöpft, ängstlich und einsam aus und machte den Eindruck, als ob sie mit den Gedanken ganz woanders sei. Ein paar Wachmänner nahmen die Waffen an sich. Marion hob die Hände. »Werdet ihr uns jetzt in den Knast stecken oder uns umbringen

oder was?«

Claire seufzte und betrat das Apartment. Ihr Blick fiel auf Witcher. Sie sah die Waffe in seiner Hand.

»Wir hatten bis vor kurzem keine Ahnung, was er plante«, sagte Aria.

Claire nickte. »Wenn das stimmt, wird euch niemand einsperren. Im Grunde genommen…« Sie drehte sich um und ging wieder hinaus, bereits mit einer neuen Aufgabe beschäftigt. »Wenn ihr einen Job haben wollt«, setzte sie hinzu, fast als sei es ihr nachträglich eingefallen, »könnt ihr hierbleiben. Wir können hier, weiß Gott, noch ein paar intelligente Frauen brauchen.«

## VIERZEHN

**Paris:**

Als das Signal nicht kam, wußte sie, daß etwas schiefgegangen war. Dieser Witcher war ein analer Typ mit seiner fanatischen Pedanterie. Wenn er seinen Zeitplan nicht einhielt, dann war ihm etwas dazwischengekommen.

Scheiß auf seinen Zeitplan, entschied Pasolini. Den brauch ich nicht. Ich hab mein eigenes Programm.

Sie wandte sich von dem Satellitenempfänger ab und verließ das alte Wohnhaus mit dem Beutel, in dem sich der Glasbehälter befand. Außerdem hatte sie den Ausweis und das gefälschte Nazi-Manifest dabei, die vorgaben, sie wäre eine SA-Agentin.

Sie machte sich auf den Weg zum Bahnhof, wo der einzige Zug nach Deutschland abfuhr. Nach Berlin. Zur Kommandozentrale der NATO in Berlin.

Die Nacht war warm. Die Sterne waren hübsch. Sie dachte an einen Strand auf Sardinien, an ein kleines blaues Fischerboot und an ein Gedicht, das sie einst im Sand vergraben hatte. Jetzt würde das Gedicht wahr werden.

Der Beutel enthielt einen Glasbehälter, und in dem Behälter war der Tod, und der Tod bedeutete Freiheit und das Ende aller Einsamkeit.

**Freezone, vor der marokkanischen Küste:**

Torrence hielt sich nur höchst ungern im Westteil von Freezone auf.

Das lag zum Teil an der Art und Weise, wie ihn dieser Bereich der künstlichen schwimmenden Insel an die Vereinigten Staaten erinnerte. An die große Lüge USA. Die Wolkenkratzerstummel hier waren zwar jeweils nur dreißig oder vierzig Stockwerke hoch, bildeten jedoch die gleiche Kombination von Monolithen aus getöntem Glas und einer verspielten Neuauflage der Architektur des frühen zwanzigsten Jahrhunderts mit ein paar versprengten Art-deco-Verzierungen. Und diese unerträglich gut geplanten kleinen Einkaufszentren unten rum durften natürlich auch nicht fehlen.

Überdies war es ein heißer Tag, und das grelle Licht der afrikanischen Küstensonne wurde von zehntausend reflektierenden Flächen zurückgeworfen. Er war froh über seine verspiegelte Sonnenbrille, aber das war nicht genug. Du brauchtest einen verspiegelten Anzug, dachte er.

Er trug jedoch den billigen blauen Printout-Overall eines Botenjungen. Und eine Mütze, die den Verband um seinen Kopf verbarg. Auf der Mütze stand ›West Freezone Messengers‹. Er hatte ein Päckchen von der Größe eines Buches und einen Teleclip dabei. Das Päckchen in seiner Hand war eine Eilsendung in dem dafür vorgesehenen Pappkarton, die an Freezone Savings

and Investments adressiert war; nach außen hin handelte es sich um Computerdiscs mit Unterlagen von der Filiale der Bank of Brazil im Ostteil von Freezone, einer der größten multinationalen Banken. Eine normale Sendung, die über einen Botendienst angeliefert wurde, den sie regelmäßig benutzten. Es sollte eigentlich funktionieren. Wenn nicht, hatte er eine Pistole in einer Seitentasche, die Betäubungspfeile verschoß, und er hoffte, daß sie so rasch wirkten, wie Badoit behauptete.

Er fuhr mit einem Fahrstuhl nach oben. Die Muzak dudelte gerade eine zuckersüße Version der Hitsingle der Living Dead, »My Death is Your Death Because It's the Whole Fucking World's Death«. Ein vollständig nihilistischer und von Grund auf anarchistischer Song, der ebenso vollständig in eine klebrige Musiksoße integriert war. Bald werden wir auch Jerome-X als Muzak hören, dachte er. Wird Jerome egal sein, solange er seine Tantiemen dafür kriegt.

Er langte nach oben und strich sich über sein neues Ohr. Es war prima angewachsen. Sein Körper würde es nicht abstoßen. Nein.

Du blöde Gans, du mußtest ja unbedingt die Heldin spielen.

Dann war er im fünfzehnten Stock und ging über den Flur auf die Empfangsdame zu. Er sah den langen Flur wie in der Totalen eines Hitchcock-Thrillers: immer näher an die Sekretärin heran, während diese aufblickt; der Gang durch den Flur scheint ewig zu dauern. Vielleicht würde sein Hinken, das von seinem verletzten Bein herrührte, dazu führen, daß sie sich Gedanken über ihn machten.

Weshalb bin ich so nervös? Was wird diese Vorzimmerschnepfe schon vor sich sehen? Einen großen, halb orientalischen Botenjungen. Die bekommt doch jeden Tag alle Arten und Rassen von Botenjungen zu Gesicht. Sie schicken ja nicht dauernd denselben. Kein Grund, sich Sorgen zu machen.

Hinter ihr stand ein Kerl, an dessen echtes graues Stoffjackett eine kleine Plastikkarte geheftet war. Er sah Torrence an. Der ausdruckslose, aber fragende Blick eines professionellen Wachmanns. Wahrscheinlich von der SA ausgebildet.

Diese Bank gehörte einer bolivianischen Firma. Vermutlich war sie mit dem Kokaingeld des letzten Jahrhunderts gegründet worden und hatte Connections zu bolivianischen Nazi-Kriegsverbrechern.

Vielleicht. Und wenn die SA solche Verbindungen zu diesen Leuten hatte, dann würde die Löschaktion die Bank vielleicht nicht davon abhalten, ihnen ihr Geld zu geben, und dieser ganze Mist war umsonst.

Vielleicht war es auch eine korrekte Bank. In diesem Fall…

Denk nicht über so was nach! Du bist ein Botenjunge. Du mußt ihnen ein leeres Lächeln zeigen. Kaugummi kauen. So aussehen, als ob du's eilig hättest, endlich zu deiner Pause zu kommen.

»Hab 'ne Sendung für Yost«, sagte er und warf einen Blick auf die Adresse. »Henry Yost. Stellvertretender Manager von irgendwas, was ich nicht lesen kann.«

»Du bist ‘n bißchen alt für diese Arbeit«, sagte der Wachmann. Es lag keine besondere Anschuldigung darin. Vielleicht dachte er nur laut nach.

»Yeah, mittlerweile müßte ich eigentlich längst ‘nen Job haben, wo ich bloß noch rumstehe und auf so ‘n Blödsinn achte«, erwiderte Torrence.

»Oh, ich verstehe. Du bist einfach unterbelichtet. Okay.«

Torrence warf ihm einen *Leck mich*-Blick zu und legte dem Mädchen das Päckchen auf den Schreibtisch. Sie hatte den Lichtstift schon in der Hand und kritzelte ihm geistesabwesend ihre Unterschrift auf das Glas seines Teleclips. »So, hier bitte«, sagte die Sekretärin. Eine Engländerin. Wie kam es bloß, daß es dermaßen unerläßlich war, eine englische Empfangsdame zu haben. Es war in Mode, seit er sich erinnern konnte. So was wie ein unbewußtes Klassending, nahm er an.

Ihre Unterschrift verschwand; sie ging in die Unterlagen. Sie war das einzige, was sich in den Teleclip-Unterlagen befand, aber das wußten sie nicht.

Was, wenn dieser Sicherheitsknabe einen Blick in die Unterlagen auf dem Clip werfen oder die Firma anrufen will, um festzustellen, ob mit mir alles in Ordnung ist? dachte Torrence. Warum hat Steinfeld mich für diese Sache ausgesucht? Scheiße. Ich bin kein Schauspieler. Er hätte Bargeman nehmen sollen. Der kann eher einen auf Show machen.

Aber der Wachmann schaute einer leitenden Angestellten nach, die gerade vorbeikam; sein Blick klebte an ihren langen Beinen und an ihrem Hintern, der sich in den westafrikanischen Bürobadeanzug für Managerinnen schmiegte.

Torrence bemühte sich, nicht zum Fahrstuhl zu rennen.

Als er gerade drin war und die Türen sich schlossen, hörte er, wie der Alarm losging. Gottverdammt, gottverdammt, Steinfeld hat doch behauptet, das Scheißding sollte gegen Detektoren isoliert sein.

Und dann spürte er die Vibration. Der Fahrstuhl blieb stehen. Das Licht ging aus. Er steckte in pechschwarzer Dunkelheit zwischen zwei Stockwerken fest.

Oh – *großartig!*

Der EMP war früher ausgelöst worden als vorgesehen. Das war vielleicht gut so, weil es bedeutete, daß er seine Arbeit wahrscheinlich getan hatte. Der elektromagnetische Impuls, der von dem Gerät in dem Päckchen erzeugt worden war, hatte ihre Unterlagen gelöscht und ihre Computer zerstört. Hatte ihre Chips gegrillt. Jetzt konnten sie nur noch mit Papierausdrucken arbeiten, und das würde Zeit kosten. Wenn Musa seine Aufgabe als Botenjunge in Genf ebenfalls erfüllt hatte, würden die Vermögenswerte der SA zum größten Teil eingefroren und vielleicht für alle Zeiten futsch sein.

Oberaffengeil. Und dabei hatte der verfluchte Impuls auch gleich noch die Steuerung des Fahrstuhls getilt, und er war in dem Ding gefangen, und der Sicherheitsdienst des Hauses würde nach ihm suchen.

Unten hatten sie bestimmt schon alles dichtgemacht.

Nein, Moment. Die Telefone würden ja auch nicht mehr funktionieren. Sie dürften eine Weile brauchen, um zu Fuß nach unten zu kommen.

Während ihm das alles durch den Kopf ging, bearbeitete er mit dem Teleclip die Deckenverkleidung, fand jedoch auf diese Weise keinen Ausstieg. Versuch's mit der Tür.

Er hatte ein ballistisches Messer ans rechte Schienbein geschnallt. Er besaß eine Klinge aus gehärtetem Plastik, mit der man an Metalldetektoren vorbeikam. Sie war so hart wie Stahl. Er warf den Teleclip weg, tastete nach dem Messer und merkte, wie sich an seiner Nasenspitze und seinen Wangenknochen Schweiß sammelte. Er fand das Messer, löste es vorsichtig von der Abschußfeder und versuchte dann, mit der Klinge die Tür aufzustemmen. Er bekam sie ein paar Zentimeter auf, steckte die Finger hinein – und schob die Türen ohne große Schwierigkeiten auseinander. Dort war ein wenig Platz, vielleicht gerade genug, um sich zwischen dieser Seite des Fahrstuhls und der Wand durchzuzwängen und zwischen zwei Strebepfeilern des Schachts nach unten zu klettern. Verwaschenes blaues Licht fiel durch ein Oberlicht irgendwo über ihm herein. Weiter unten glaubte er Rufe zu hören. Er befestigte das Messer wieder an der Abschußvorrichtung, steckte es in die Scheide und begann sich zwischen dem Fahrstuhlboden und der Wand nach unten durchzuzwängen. Mit den Füßen versuchte er, die Metallsprossen der Wartungsleiter an der Seite zu erreichen. Daneben. Und die Beinwunde brannte und pochte.

Seine Brust klemmte fest. Er würde nicht durchkommen. Verdammt, er *klemmte fest.* Bald würden sie den Strom wieder einschalten, und dann würde ihn der Fahrstuhl an die Wand quetschen. Würde ihm den Kopf am kalten Beton zermalmen.

Er streckte erneut ein Bein hinüber und erwischte eine Sprosse mit der Zehe. Etwas mehr als einen Meter seitlich. Er fand Halt an der Sprosse und zog sich nach unten, zwängte seine Brust mit Gewalt durch den Engpaß. Es tat weh. Er glaubte, sein Brustbein knacken zu hören.

Er kam durch. Fiel durch. Griff wild nach den Sprossen.

*Autsch!* Er bekam sie zu fassen, hatte jedoch das Gefühl, als ob ihm die Arme aus den Gelenkpfannen gedreht würden. Er fand Halt mit den Füßen und entlastete seine Arme. Nein, sie waren okay. Aber vielleicht hatte er jetzt fünf Zentimeter mehr Reichweite als früher. Wenn Bargeman jetzt hier wäre, würde er einen Witz darüber reißen, wie man Basketballspieler wurde.

Er kletterte die Leiter hinunter. Es wurde immer dunkler.

Rund dreißig Meter weiter unten tat sich ein Rechteck aus Licht auf. Jemand steckte den Kopf in den Schacht und schaute nach oben. Er sah die Waffe des Burschen nicht, aber er mußte eine haben, weil eine Kugel an ihm vorbeipfiff und irgendwo abprallte. Der Knall des Schusses hallte durch den Schacht.

Torrence hielt sich mit einer Hand fest und schoß mit der anderen zurück.

Die Betäubungspistole. Shit.

Aber der Bursche fiel in den Schacht. Das Betäubungsmittel wirkte *tatsächlich* schnell.

Was hatte es für einen Zweck, ein Betäubungsmittel zu benutzen, um sie nicht umzubringen, wenn sie in Fahrstuhlschächte fielen?

Er hoffte, daß der Bursche von der SA war und nicht bloß irgendein kleiner Wachmann. Wie auch immer, er war jetzt tot.

Torrence kletterte weiter nach unten, so schnell er konnte. Die Beinwunde tat weh. Er rutschte ab, fand wieder Halt und kletterte weiter.

Er erreichte die offene Fahrstuhltür und versuchte sich durchzuschwingen.

Jemand auf dem Flur schoß auf ihn, und er taumelte zurück, um die Türkante herum und auf die Leiter. Dabei ließ er seine Pistole fallen, gottverdammte Scheiße, hielt sich mit einer schweißnassen Hand fest und packte mit der anderen das ballistische Messer, als der Mann auf dem Flur seitlich an die Tür kam, um freie Schußbahn zu haben, und durch die Fahrstuhlöffnung sorgfältig auf Torrences Kopf zielte. Torrence feuerte das Messer ab, ohne sich Zeit zum Zielen zu nehmen. Die Feder summte, das Messer zischte leise, und der Mann ging mit dem Messer im Bauch schreiend zu Boden und schoß Löcher in die Deckenplatten.

Mann, dachte Torrence, ich hoffe, die sind von der SA und nicht bloß brave Familienväter, die das hier als Job machen.

Er unterdrückte das bohrende Schuldgefühl, als er sich durch die Tür schwang, stieß die Pistole des Mannes mit dem Fuß weg und rannte durch den Flur zur Treppe.

Ich hätte die Knarre an mich nehmen sollen, dachte er. Jetzt kann ich mich nicht mehr verteidigen.

Er sprang polternd die Treppe hinunter.

Aber dann war er im Foyer. Der Wachmann dort drehte ihm den Rücken zu. Er stand fluchend vor dem Vidfon und versuchte, es in Gang zu bringen. Torrence lief auf Zehenspitzen lautlos an ihm vorbei zur halb offenstehenden Tür hinaus und verschwand draußen im Menschengewühl.

**Paris. Die alte Metrostation:**

»Wollte Smoke nicht noch ‘n bißchen warten?« fragte Bargeman.

Steinfeld schüttelte den Kopf. Sie befanden sich in dem Lagerraum, in dem sie die tragbaren Computer untergebracht hatten. Steinfeld saß an der Konsole. Bargeman schaute ihm über die Schulter, als das Entschlüsselungsprogramm die letzte Nachricht decodierte. »Er ist unruhig geworden. Ich vermute, Jerome hat ihn beschwatzt, weiterzumachen und nicht auf diese ganze Sache mit der Leng-Entelechie zu warten. Das werden sie später noch machen, aber – mir kam das schon immer ziemlich zweifelhaft vor. Witcher gefiel es, der hatte so einen Hang zum Mystischen, und das ist zum Teil der Grund, warum er Smoke in diesem Punkt unterstützt…« Er brach ab und machte große Augen. »Was, zum Teufel, ist *das* denn?«

Das Bild eines Mannes erschien in einem Kästchen in einer Ecke des Fernsehschirms, während der Text abrollte. Ein per Modem übertragenes Bild von Bones. »Steinfeld«, sagte Bones. Seine Stimme kam aus dem Lautsprecher des Computers. »Ich wollte dafür nicht das Vidfon benutzen. Ähm… ich weiß nicht, ob Sie schon bis zu dem Abschnitt des Textes gekommen sind, den Sie gleichzeitig reinkriegen müßten, aber es läuft auf folgendes hinaus: In Berlin sind heute zweihunderttausend Menschen gestorben. Witchers S1-L-Erreger. Rassisch nicht selektiv.«

»O Gott«, flüsterte Bargeman.

»Ich hab ein Bild der Agentin gesehen, die das Zeug freigesetzt hat. Ist natürlich auch tot. Es war die Pasolini. Ich schätze, sie hat irgendwas falsch gemacht; sie hat nur einen Behälter aufgekriegt. Sie hatte ‘nen Ausweis und so ‘n rassistisches Scheißpamphlet in der Tasche, so daß die NATO-Behörden – sie hat das Zeug in der Berliner NATO-Dienststelle freigesetzt – also die denken, sie ist eine SA-Agentin, verstehen Sie. Falscher Name und alles. Ich meine, sie hat’s getan, um die SA zu treffen, aber – meine Güte, Steinfeld, es hat zweihunderttausend Tote gegeben! Ich will’s wissen, Mann. Hat sie den Auftrag dazu von Ihnen bekommen?«

Bargeman sah Steinfeld an. Es hatte keinen Sinn, das jetzt zu beantworten. Bones konnte ihn nicht hören; dies war eine aufgezeichnete Computeranimation von Bones, keine Verbindung über Vidfon. Aber Bargeman fragte sich, wie die Antwort lauten würde.

»Ich meine, das könnte der SA schwer schaden. Es wird ihr schaden. Aber haben Sie – oder die Pasolini, falls sie allein gehandelt hat – nicht bedacht, daß es die SA zu einer Reaktion veranlassen könnte? Vielleicht beschließen sie, das rassisch selektive Virus vorzeitig freizusetzen. Hat sich das jemand überlegt? Ganz ehrlich, ich hab jetzt Angst um meinen eigenen Arsch… In diesem RS-Erreger ist meine DNA eingeschrieben…«

Er gab den Antwortcode an, und sein Bild verschwand vom Schirm.

Bargeman sah Steinfeld an. *»Haben* Sie ihr den Auftrag dazu gegeben?«

Nach einer schrecklichen Sekunde des Zögerns sagte Steinfeld: »Nein. Ich hab ihr den Auftrag nicht gegeben.«

Er saß einfach nur mit hängenden Schultern da und starrte auf den leeren Bildschirm.

Zweihunderttausend Tote!

Ermordet von einer NR-Agentin.

**Mexiko:**

Sie waren in dem kühlen Freizeitraum mit den Schlackensteinwänden. Kessler und Bettina saßen am Spieltisch, Jerome auf dem schäbigen, beinlosen Sofa, Alouette auf dem Fußboden. Kessler und Bettina spielten Schach. Bettina gewann. Sie zog mit ihrem Turm und setzte sich zugleich anders hin. Der Klappstuhl aus Metall ächzte unter ihr, als sie sich bewegte; gleichzeitig

ächzte Kessler, als er ihren Schachzug sah.

Jerome trank ein San Miguel und sah fern. Alouette saß wie eine Indianerin auf dem Boden, sang vor sich hin und zeichnete mit Farbstiften komplexe geometrische Muster in ein Malbuch, die sie mit unmenschlicher Exaktheit ausführte. Sie benutzte ihren Chip für die schnurgeraden geometrischen Linien und ihre rechte Gehirnhälfte für das Muster. Die Krähe hockte oben in einem Bücherregal auf einem Exemplar von Crandalls gefälschter Bibel; sie schlief und hatte den Kopf unter einen Flügel gesteckt.

Die Satellitenübertragung von Nicholas Roegs *Performance* endete. »Was für ‘n geiler Film«, sagte Jerome. »So was Starkes kriegen sie in diesem Jahrhundert doch einfach gar nicht mehr zustande.« Und dann kam eine Nachrichten-Sondersendung.

Mit Smoke. Mit Barrabas und Jo Ann.

»Bettina! Kessler!«

Sie schauten bereits auf. Ihre Blicke waren auf den großen Schirm geheftet.

Smoke wurde auf InterNet TV interviewt, dem größten Gittersender der Welt. Der Interviewer war ein glatter, ruhiger schwarzer Kreole in einem bewußt schlichten JAA[11].

Barrabas und Jo Ann waren auch dabei.

»Danke, Gitterfreund«, hauchte Bettina.

»Wurde auch Zeit«, sagte Kessler.

»Pssst!« ermahnte sie Alouette.

»… der neue Holocaust läuft bereits seit Monaten«, sagte Smoke gerade. »Das Filmmaterial, das Norman Hand Ihnen eben gezeigt hat, kann jederzeit auf Computerverstärkung oder Computeranimation hin untersucht werden.«

»Einiges davon hätte auch einfach inszeniert worden sein können«, betonte der Interviewer.

Hand, der neben dem Interviewer saß, schnaubte. Von seiner Maske des Fernsehjournalisten war nicht mehr viel übrig. Er wirkte einfach nur müde, ängstlich und wütend. »Inszeniert?« sagte er ein wenig schrill. »Wir haben inszeniert, wie ein Jaegernaut ein Haus zermalmt? Und all die Menschen darin? Was wollen Sie damit sagen – wir hätten Miniaturen angefertigt und die Menschen dann im Matte Painting-Verfahren reingemischt? Schauen Sie mal genauer hin!«

Barrabas rutschte auf seinem Platz herum; er konnte es kaum erwarten, das Wort zu ergreifen. Schließlich warf er ein: »Sie können das Videoband über die Untermenschen prüfen. Das ist auch alles absolut authentisch.«

»Und absolut ekelhaft«, sagte der Interviewer.

»Das finden Sie ekelhaft?« Die Kamera fuhr nahe an Barrabas heran; der Regisseur spürte, daß sich ein emotionales Drama anbahnte. »Das ist noch gar nichts. Wirklich ekelhaft ist, wie sie einen in die Sache reinziehen. Ich meine – wie haben sie das bei allen geschafft?« Er schluckte. »Bei mir. Sie… man hat Schwachpunkte, von denen man nicht die geringste Ahnung hat. Und die

drücken einfach die richtigen Knöpfe, und man ertappt sich dabei, wie man jeden haßt, den man nach ihrem Willen hassen soll. Ich meine… ich meine, ein bißchen was davon war schon vorher in mir drin, das stimmt. Aber sie… es ist so, als ob sie's aufgeblasen hätten und aus mir ein…« – Tränen standen ihm in den Augen – »mich benutzt hätten.« Jo Ann nahm seine Hand. Es war offensichtlich, daß er nach Worten und damit gleichzeitig nach einem Ausweg aus dem Labyrinth der Schuld suchte. Daß er sich als Opfer zu sehen versuchte. »Das Erschreckende ist, wie leicht es ihnen fällt, so was mit den Menschen zu machen…« Er ließ sich verlegen in seinen Sessel zurücksinken.

»Patrick hat recht«, sagte Smoke sanft. »Wir sind allesamt viel zu anfällig für diese Art von Manipulation. Für den Rassismus, der von den Medien gefördert wird. Keine Scheußlichkeit ist mehr undenkbar, weil sie einem in den Medien schon vorgedacht wird, indem man dort andere Rassen und Nationalitäten entmenschlicht und ein Fundament vernunftmäßiger Erklärungen legt, auf dem sich aufbauen läßt…«

»Jetzt können Sie ja selbst in den Medien darauf antworten«, sagte der Interviewer. »Der Film von dem Jaegernaut, der das Wohnhaus zerstört, wirkt sehr… authentisch.«

»Wir haben auch noch andere Dokumente, die das erhärten«, sagte Smoke. »Und wir haben das hier…« Er nickte einem Techniker zu. Das Bild auf dem Schirm wechselte. Jetzt waren Opfer des Massenmords von Berlin zu sehen. »Der Behälter ist in der Nähe der Ghettos geöffnet worden, aber nicht direkt in ihnen«, sagte Smoke. »Zwischen dem Hauptquartier der NATO und den Ghettos.« Die unstet hin und her schwenkende Kamera zeigte Hunderte von Menschen, viele davon Schwarze oder Araber, die tot auf der Straße lagen, mit ausgebreiteten Armen und Beinen, an manchen Stellen auch in ganzen Haufen, wo sie mitten bei der Arbeit zusammengebrochen waren. Ein kleiner Teil der zweihunderttausend Toten. »Das ist eigentlich NATO-Material«, setzte Smoke hinzu. »Wir haben eine Kopie bekommen… Hier ist eine Aufnahme von dem Behälter mit dem Erreger auf der Straße. Sie können sehen, daß eine Kassette mit Klebeband daran befestigt ist…« Der Film endete, und auf dem Bildschirm war wieder Smoke zu sehen. »Die Kassette enthält das Manifest einer rechtsradikalen Terroristin. Sie stand höchstwahrscheinlich – diesen Schluß zieht auch der NATO-Bericht – in Verbindung mit der Second Alliance. Faktisch einer Anhängerin von Rick Crandall, die in einem SA-Labor gearbeitet hat. Die zweihunderttausend Toten von Berlin sind das Endergebnis eines fehlgeschlagenen Experiments der SA in biologischer Kriegsführung. Zumindest trägt die SA-Führung – selbst wenn sie es nicht geplant hat – die Schuld an der fahrlässigen Tötung von zweihunderttausend Menschen…«

»In diesem Film waren ebenso weiße wie farbige Tote zu sehen…«

»Vom fanatischen Standpunkt der SA aus sind auch alle Weißen, die keine Verbündeten sind, Feinde«, sagte Smoke. »Aber wenn sie das rassisch selektive Virus einsetzen – sofern wir das zulassen –, dann gehen sie davon

aus, daß sie damit nur Farbige töten. Vielleicht funktioniert es…«

»Dieses rassisch selektive Virus – die ganze Geschichte ist ein wenig schwer zu glauben«, sagte der Interviewer. »Es wird Ihnen Schwierigkeiten bereiten, Beweise für diese Behauptung zu erbringen.«

»Nein, ich glaube nicht, daß das ein Problem sein wird«, sagte Smoke. »Jedenfalls nicht…« Er schaute auf seine Armbanduhr. »Nicht in – sagen wir mal – zehn Minuten.«

**London:**

Früher Abend auf einer dunklen, regennassen Straße im Süden von London. Die Straßenlampen waren im letzten Winter bei einem Hungerkrawall zerschmissen worden. Keine Pubs an der Straße, keine Restaurants, keine Wohnhäuser. Fensterlose Lagerhallen und verlassene Gebäude. Und drei identische, in einer Reihe geparkte Lieferwagen mit ausgeschalteten Scheinwerfern.

Torrence saß im ersten Lieferwagen auf dem Fahrersitz. Er kauerte sich in eine braune Fliegerjacke aus Leder, die ihm eine Nummer zu groß war. Sein Sturmgewehr lehnte hinter ihm an der Metallwand. Er hatte einen Segeltuchbeutel mit Lärmgranaten auf dem Schoß. Bargeman, Steinfeld und zwei weitere NR-Leute hockten hinten.

Torrence war zugleich müde und aufgedreht. Vor der Aktion in Freezone hatte er zum letztenmal geschlafen. Musa, Bargeman und Steinfeld hatten ihn vom Flughafen abgeholt. Der Flughafen war nicht gesichert gewesen – jedenfalls nicht durch SA-Leute, weil sie nach der Vernichtung der Bankunterlagen zwei Drittel ihrer Hilfstruppen verloren hatten. Kein Geld mehr, um sie zu bezahlen. Jetzt war nur noch der harte ideologische Kern übrig.

Torrence und dreißig weitere lagen nun einen Block vom zweiten Londoner Lager der SA entfernt auf der Lauer. Es war Nacht, und es nieselte, und die Luft knisterte vor Spannung. Vielleicht war das Knistern aber auch nur in Torrences Kopf.

Eine dunkle Limousine bog weiter vorn um die Ecke und schaltete die Scheinwerfer aus, während sie näherkam. Sie hielt etwa eine Wagenlänge vor dem Lieferwagen am Randstein. Zwei Männer stiegen aus. Der eine war ein großer Weißer in einem langen braunen Regenmantel. Er hielt eine Straßenkampfwaffe in den Händen und beobachtete die Straße in beiden Richtungen. Der andere, ein hochgewachsener Schwarzer mit sehr kurz geschnittenen Haaren, trug einen langen Mantel und glänzende schwarze Schuhe. Anzug und Krawatte unter dem weiten Mantel. Der Gang eines Managers, als er zum Wagen kam.

»Das ist Bill Marshall«, sagte Steinfeld von hinten. »Mach ihm die Tür auf!«

Torrence langte hinüber und öffnete die Beifahrertür. Marshall stieg ein.

Der Bodyguard wartete draußen im Nieselregen; die automatische Schrotflinte ruhte in seiner Armbeuge. Marshall machte die Tür zu und sagte mit einer Stimme, die ebenso moduliert wie ausdrucksvoll war: »Guten Abend, Gentlemen. Ein leichter Regen heute abend, aber es ist keineswegs kalt. Eine ziemliche Wohltat nach gestern abend, finden Sie nicht?« Mit präzisen, vornehmen Handbewegungen zog er dünne, ockerfarbene Kalbslederhandschuhe aus. Es war nicht kalt genug für Handschuhe, aber die Modebewußten kümmern sich nie darum, ob ihre Kleidung unbequem ist oder nicht. Der gut angezogene Mann trug in London gegenwärtig Handschuhe. »Ich meine«, fuhr Marshall fort, »letzte Nacht war es gräßlich feucht.«

Wahrscheinlich Eton und Oxford, vermutete Torrence. Steinfeld zufolge war der Mann vom MI-6, der von Lord Chalmsley geleitet wurde: ein heimlicher Liberaler und NR-Sympathisant. Die einzige hochrangige Figur im britischen Geheimdienst, die nicht entweder erzkonservativ oder eine SA-Marionette war. Die SA, hatte Steinfeld gesagt, bewegte sich in der britischen Politik jedoch auf dünnem Eis. Angesichts der neuen Enthüllungen verlor sie mit jedem Tag weitere Unterstützung und war für viele bereits politisches Gift. Und es hatte immer Leute gegeben, die in ihr eine Bedrohung der britischen Souveränität gesehen hatten. Deren Einfluß wurde gegenwärtig immer stärker.

Marshall war der schwärzeste Schwarze, den Torrence je gesehen hatte. Er trug eine makellose Krawatte und diamantene Manschettenknöpfe. Marshall war in England zur Schule geschickt worden, nachdem seine Eltern bei der südafrikanischen Revolution reich geworden waren. Sie hatten den Vorsitz in dem Kollektiv der Volksrepublik geführt, das jetzt die Diamantenminen verwaltete, und sie hatten ein gewisses *laissez-faire*-Element in das Unternehmen eingeführt…

Marshall sah Torrence erwartungsvoll an.

Torrence kam zu dem Schluß, daß von ihm eine Reaktion auf den Small Talk erwartet wurde. »Ja«, sagte er. »Feucht.«

Marshall lächelte. »Ein waschechter Amerikaner, durch und durch. Ganz reizend.« Er legte die Fingerspitzen aneinander, formte mit den Händen einen kleinen Käfig und drückte die Daumennägel gegen die Unterlippe. Seine diamantenbesetzte Rolex zählte die Minuten und Sekunden. »Die Situation ist ein wenig prekär«, begann er.

»Haben wir grünes Licht oder nicht?« fragte Steinfeld.

Marshall drehte sich auf seinem Platz zur Seite, so daß er Steinfeld sehen konnte. Oder jedenfalls Steinfelds Silhouette. Irgendwie schaffte er es sogar im beengten Raum des Beifahrersitzes, die Pose eines Modells einzunehmen.

»Sie haben grünes Licht, wenn Sie etwas zutage fördern, dessen Echtheit ohne Zweifel nachgewiesen werden kann. Wenn das hier eine falsche Fährte ist, hat es nie grünes Licht gegeben. Wir werden wortreich und beharrlich lügen, und das Ministerium wird uns mehr Glauben schenken als Ihnen.«

»Klare Worte«, sagte Steinfeld.

Ja, dachte Torrence, so klar wie Dreck.

»Haben Sie Leute bereit, die das Zeug übernehmen, es analysieren und alles?«

»Ja. Um die Ecke.«

»Warum besorgen Sie sich nicht einfach einen Durchsuchungsbefehl oder machen eine überraschende Inspektion oder so was? Prüfen Sie's doch selber nach. Wenn's ein Flop wird, sagen Sie eben, es war die falsche Adresse.«

»Das ist nicht so einfach. So etwas wirft knifflige politische Probleme auf. Wenn es ein Schlag ins Wasser wäre, würden die SA-Sympathisanten zwei und zwei zusammenzählen…«

»Gehen wir, Torrence«, sagte Steinfeld.

Torrence nickte, zog einen Kopfhörer aus seiner Jackentasche und setzte ihn auf. Er drückte auf den Knopf. »Auf geht's, Blaue Fahne.«

Er hörte die Antwort in seinem Kopfhörer, als er nach hinten zu seinem Gewehr langte. Er setzte den schalldichten Helm auf.

Marshall war bereits auf dem Rückweg zu seinem Wagen. Als Torrence und die anderen Guerillas in einer Gruppe zur Ecke vorrückten, war von Marshalls Limousine schon nichts mehr zu sehen.

Torrence und Bargeman gingen ein Stück vor der Hauptgruppe. Sie hielten sich im Schutz des anscheinend liegengebliebenen robotergesteuerten Sattelschleppers, den ein NR-Agent vor einer Stunde per Fernbedienung schräg auf der Straße geparkt hatte. Orangerote Lichter blinkten an dem Sattelschlepper. Die SA-Wachtposten hatten ihn schon längst überprüft und festgestellt, daß er harmlos war. Das stimmte auch. Er gab den beiden Guerillas jedoch auf den entscheidenden Metern Deckung und ermöglichte es ihnen, bis auf zehn Meter an die Seitentür heranzukommen, ohne gesehen zu werden.

Da auf dem Dach SA-Posten waren, konnte man nicht mit dem Helikopter kommen. Überall in der Gegend waren SA-Posten, in regelmäßigen Abständen. Aber diese Seitentür war so weit von den anderen entfernt, daß sie vielleicht nicht sehen würden, was sich dort tat, wenn der Lastwagen seine Rolle bis zum Ende spielte.

Die Warnblinkanlage im Führerhaus des Lasters warf flackernde goldene Lichtstreifen auf die regennasse Straße. Torrence lief geduckt zum Führerhaus, das Gewehr fest auf den Rücken geschnallt, die Lärmgranaten in einer Hand und das ballistische Messer in der anderen. Bargeman war dicht hinter ihm. Torrence sprach in sein Kopfhörermikro, und die NR-Leute auf dem Dach zu seiner Linken legten den Schalter an einer Fernbedienung um. Der Lastwagen sprang mit einemmal wie von selbst an. Die Kameras an seiner Roboterschnauze drehten sich, als ob er gerade wieder zu Bewußtsein käme und sich fragte, wo er sich befand.

Torrence stand ganz dicht am Führerhaus des Lasters, als dieser auf das Lagergebäude der SA zuzurollen begann. Er lief geduckt nebenher. Der

Sattelschlepper verdeckte ihn, so daß er von dem Gebäude aus nicht zu sehen war, als er vorbeifuhr. Dann blieb er zurück, als er parallel zur Ecke des Gebäudes war, und ließ ihn hupend und mit aufheulendem Motor an den SA-Posten vorbeifahren. Er hoffte, daß er ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen und sie ablenken würde, während er zur Seitentür sprintete. Der Wachtposten dort sah ihn kommen, hob ein Gewehr und machte den Mund auf, um zu rufen.

Der Ruf kam als blubberndes Stöhnen heraus, als ihm das ballistische Messer die Luftröhre spaltete. Der Laut ging im Dröhnen des Lastwagens unter, der die Straße entlangfuhr und dann verschwand. Torrence erschoß den Wachtposten, dann stürmten Bargeman und er durch die nicht verschlossene Tür. Torrence zischte Befehle in seinen Kopfhörer und kniff in der plötzlichen Helligkeit im Innern die Augen zusammen. Er verschloß den schalldichten Helm, so daß ihn auf einmal völlige Stille umfing; nur das Knistern des Kopfhörers war noch zu hören. Dann schleuderte er die erste Lärmgranate auf eine Gruppe von Wachtposten am Ende des Flurs. Sie brachen zusammen. Die Lärmgranaten waren so konstruiert, daß sie ihre Opfer mit einem bösartigen sonischen Impuls für eine Weile ausschalteten. Sie konnten hier drin, wo das Virus aufbewahrt wurde, keine größeren Explosionen riskieren.

»Die Dinger funktionieren ja wirklich«, meldete sich Bargeman über Kopfhörer. »Von denen würde ich gern mal ein paar mitnehmen, wenn ich das nächstemal meine Verwandten in Passover besuche.«

Torrence ging weiter. Unheimliche Stille. Er hörte nichts von den Schüssen, als SA-Posten draußen die nachfolgende Guerilla-Streitmacht erspähten. Sie sollten sie sehen; sollten denken, das wäre die Vorhut.

Torrence lief den Korridor entlang. Wieder das Gefühl, die Dinge wie durch eine Kamera zu sehen. Ein Abschnitt des Korridors fuhr an ihm vorbei. Er fragte sich, was diese Form der Distanzierung von der Welt psychologisch bedeutete, und nahm sein Gewehr in die Hand.

Blitze am Rand seines Sichtfelds. Bargeman feuerte hinter ihm auf jemanden am anderen Ende des Korridors. Da: die Tür zum zentralen Lagerraum. Torrence stürmte hindurch und warf Lärmgranaten. Wie Spielzeug, ohne Explosion – aber vier Männer gingen zu Boden. Dort: das begehbare Gewölbe. Und es war offen. Torrence und Bargeman öffneten ihre Helme, während sie zu dem Gewölbe liefen. Ein Techniker rannte in aller Eile hin, um es zu verriegeln, aber Torrence verpaßte dem Burschen eine Salve in die Beine, und er brach kreischend und um sich schlagend zusammen. Und dann kamen zwei weitere SA-Wachmänner durch eine Seitentür, ein paar Meter entfernt. Kugeln zischten durch die Luft. Torrence lief auf die SA-Männer zu und machte sich Sorgen, daß die Virenbehälter von Kugeln getroffen werden könnten. Er feuerte trotzdem. Die Männer waren gepanzert, aber die Kugeln ließen sie taumeln; einer der Helme bekam einen Sprung, und dann war Torrence über ihnen und klebte ihnen die Haftscheiben an. Die Wachmänner schrien, als sich die Scheiben in sie hineinbohrten und in ihnen

detonierten. Sie brachen zuckend zusammen. Um sie herum bildete sich eine Blutlache. Sie wälzten sich noch ein bißchen hin und her, dann lagen sie still.

Bargeman war bereits in dem Safe und schleppte eine Kiste mit Virenbehältern heraus.

Draußen waren Schüsse zu hören, aber nur noch sporadisch. Und die Männer hier drin, die sie betäubt hatten, machten keine Anstalten aufzustehen. Sie erwachten – aber sie blieben einfach liegen und starrten zu Torrences Gewehr hinauf. Torrence stand über ihnen, hielt Wache und ließ Bargeman das Zeug holen.

Bargeman ging mit der Kiste an ihm vorbei und sagte zu den Männern, die sich am Boden duckten: »Liegt lieber still. Mein Freund hier ist von der halb britischen, halb japanischen Befreiungsfront für die uneingeschränkte Verteilung von Sushi und Chips an alle unterprivilegierten Gaijin, und er meint's ernst.«

Torrence seufzte. Als Bargeman draußen war, gestattete er sich ein Lachen.

Die Schüsse draußen verstummten endgültig, und zwei Minuten später hörte Torrence Steinfelds Stimme draußen auf dem Flur. Und dann die von Marshall.

**New York City:**

Jerome und Bettina hielten Händchen. Das war die eine Verbindung zwischen ihnen. Die andere fand auf dem Plateau statt.

Sie waren per Fernverbindung in die Konsolen in Badoits Suite im New York Fuji-Hilton Hotel eingeklinkt. Den größten Teil des Jahres über stand die Suite leer. Badoit behielt sie nur für den Fall, daß er sie einmal brauchen sollte.

Die Geräte waren diesen Nachmittag angeliefert worden, alle nach Lengs präzisen Angaben ausgewählt und frisiert. Es war zehn Uhr abends. Draußen waren Sirenen und Verkehrslärm zu hören. Am Horizont war das gelbe Flackern eines Feuers in einem der Dachslums zu sehen.

Hier jedoch waren die Rouleaus heruntergezogen, und die Geräuschblockfelder der Suite waren auf Stille eingestellt. Die beiden saßen in einem dunklen Raum. Ihre geschlossenen Augen hüllten sie in eine noch tiefere Dunkelheit, und ihr Bewußtsein war nach innen gerichtet, auf jenes besondere Kontinuum aus puren Daten und Bedeutungen: das Plateau. Sie meditierten über einem Mandala aus Daten und streiften durch eine kybernetische Steppe, wo es weder Nacht noch Tag gab und wo augenlose Wölfe umherschweiften und alles sahen. Für Jerome und Bettina gab es nur das Plateau und die Verbindung.

Zuerst war es eine Verbindung miteinander, durch die Chips – wie eine gemeinsame Improvisation auf zwei Instrumenten, nur daß es die ständige Wiederholung einer makellosen Symmetrie von Zahlen, Frequenzkoordinaten

und geometrischen Bildern war; von Schlüsselworten und Sätzen und sich kräuselnden Ketten ausgelöster mentaler Assoziationen. Dann eine neue Stufe, die Verschmelzung: Sie arbeiteten als Einheit, drangen ins System ein, fanden ihren gemeinsamen Weg in die Computerkopplung, die das Gitter informierte.

Dort trafen sie die anderen.

Von überall auf dem Planeten. Die Wölfe des Plateaus, die jetzt Eindringlinge in ihrem Territorium duldeten. Bestimmte Computerkriminelle mit dem Drang, in der globalen Politik herumzupfuschen. Und den anarchistischen Untergrund, die libertären Informationsnetze, die Revolutionäre mit anderen Zielvorstellungen: Kommunisten, Sozialisten, Anarchosyndikalisten; die liberaldemokratisch-kapitalistische Partei; die Unpolitischen, die einfach nur die Faschisten haßten; katholische Priester und andere Christen, die aus christlich inspiriertem Bewußtsein heraus handelten; die Buddhisten; den Mossad; Repräsentanten des Nachrichtendienstes der Volksrepublik China; Agenten mit Chiperweiterungen, die beim MI-6 mit Marshall zusammenarbeiteten; Agenten aus Schweden, der Sowjetunion, Indien und Ägypten; Badoits eigene Agenten mit Chiperweiterungen; Agenten aus der Volksrepublik Südafrika; aus Kuba; aus Island; aus Mexiko, Brasilien, Nicaragua und dem volksdemokratischen Staat Chile; von Kanadas Nachrichtendienst; vom demokratischen Staat des Vereinigten Korea; aus Australien und Neuseeland; aus Arabien und dem Palästinenserstaat; aus Libyen, dem Tschad und Algerien. Und einen aus Luxembourg.

Viele von ihnen waren normalerweise untereinander verfeindet. Was sie jedoch einte, waren ihre Gefühle gegenüber der Second Alliance: Furcht, Haß und Abscheu.

Jeder von ihnen hatte ein zerebrales Implantat, eine Chiperweiterung, und Erfahrung auf dem Plateau. Und alle waren sie durch das internationale Televideo-System mit dem Gitter verbunden. Jeder erfüllte zwei Funktionen zugleich.

Hauptfunktion: Übertragung der Medienkapsel, die Smoke zusammengestellt hatte.

Der Boden war durch Smokes Pressekonferenzen und durch die Furore bereitet worden, die Hands Zeugenaussage und die Filme über die Untermenschen, den Jaegernaut und die Abfertigungszentren gemacht hatten. Durch die Auftritte in Talkshows und Nachrichtensendungen. Durch das plötzliche Interesse einer Computerprintout-Zeitung, der *Washington Post,* das durch Hands Connections dorthin entfacht worden war.

Weltweit war die Neugier angestachelt worden. Jetzt kam der Blitz, der absolut illegal war, aber auf einer unangreifbaren moralischen Grundlage basierte. Die Warnung vor dem rassisch selektiven Virus.

Der Blitz, die Kapsel:

Prägnante Auszüge aus Hands Filmen. Aus Hands Aussage. Aus Barrabas' Filmen. Aus Barrabas' Aussage. Aus Jo Anns Aussage. Ihre Extraktordaten

(unter Weglassung einiger Schlüsselangaben zu dem rassisch selektiven Erreger). Ein Sprecher Lord Chalmleys und des britischen Nachrichtendienstes bestätigte, daß die erbeuteten Virusproben aus großen Mengen tödlicher, rassisch selektiver Erreger bestanden – eine Erklärung, die von der britischen Labor Party, der Opposition unterstützt wurde, wobei man sich über die Einwände des Stabs des Premierministers hinwegsetzte. Zitate aus Jeromes Dokumentation über seinen Computereinbruch stellten weitere Verbindungen zwischen der SA und dem Erreger her. Die Beziehung zwischen der SA und dem Virus, das in Berlin über Nacht zweihunderttausend Menschenleben gefordert hatte. Etwas, das die Welt bis jetzt noch nicht verdaut hatte. Deutliche Hinweise, daß die SA eine Variante des rassisch selektiven Virus erprobt hatte, wobei etwas schiefgegangen war. Filmmaterial aus den Abfertigungszentren. Zeugenaussagen von Überlebenden der Abfertigungszentren. Zeugenaussagen von entflohenen Gefangenen der SA. Die Information, daß Crandall tot und seine Bibel so unecht war wie sein Auftritt im Fernsehen: eine vom Inneren Kreis der SA hergestellte Animation. Das waren weitere Beweise dafür, daß die SA die Welt fortwährend belog. Beweise, daß Larousses Auftritte durch Computer und Holographie verstärkt worden waren. Die wahre Beziehung zwischen der SA und SVOES. Das geheime Programm der SA für Europa…

Und ein Filmbericht über die Toten von Berlin. Die Armeelastwagen, die ihre übereinandergeschichteten Leichen wegkarrten. Eine Weitwinkelaufnahme vom Platz am Brandenburger Tor. Ein unzusammenhängendes Puzzle von Leichen. Ein Totenfeld. Hunderte in einer einzigen Straße. Der Rinnstein eine Einfassung für einen Strom aus Erbrochenem und Blut, in dessen monströser Flut sich ein Archipel von Toten erhob. Die Toten in Cafés und Läden. Die Toten in ihren Autos, die im stillstehenden Verkehr noch immer am Lenkrad saßen. Ein Teil von Berlin – die Gegend um das NATO-Hauptquartier und die Ghettos herum – war eine Totenstadt. Eine Nekropolis.

Statements von zornigen NATO-Größen. NATO-Beamte, die vorher mit der SA kollaboriert hatten, distanzierten sich jetzt sorgsam von ihr. Das politische Blatt wendete sich.

Der Piratenblitz war ein griffiges Paket, mit minimaler Trockenheit und auf maximale Wirkung hin zusammengestellt. Hand hatte drei Versionen angefertigt, jeweils eine im A-, B- und C-Format, und er fungierte in allen dreien als Sprecher. Die Versionen waren in sieben Sprachen übersetzt worden.

Und alles ging ins Gitter, ob dieses es wollte oder nicht, und es besaß irgendwie die Direktheit und das eindringliche Gewicht eines Zivilschutzalarms. Die Verschwörung der Chiperweiterungen arbeitete zusammen, überrannte die cybernetischen Schutzvorrichtungen des Mediennetzes und drang auf der ganzen Welt darin ein. Politische Enthüllungen durch Videopiraterie. Simultan und kontinuierlich, immer

wieder. Sie sättigte die Welt mit Wahrheit, selbst über die reklamewandgroßen Propagandafernsehschirme in Paris und anderen Gebieten, wo die SA an der Macht war. Einbezogen, übernommen, mit Piratenmaterial versorgt: beschlagnahmt. Befreit. In den meisten Fällen sahen die Zuschauer das Ganze zweimal, ehe die SA den Versuch aufgab, es cybernetisch zu blockieren, und einfach den Strom abschaltete.

Über Satellit. Über Bodenstationen. Über Kabel. Über Mikrowelle und sogar über Funk. Die Wahrheit als Guerillaaktion.

Und jede Medienkapsel endete mit einer Herausforderung an die Adresse der SA: *Geht mit uns vor die Vereinten Nationen, um uns zu widerlegen. Legt eure Beweise vor, daß unsere Angaben falsch sind. Kommt mit uns nach Genf. Zieht mit uns vor den internationalen Gerichtshof. Wo auch immer: unsere Fakten gegen eure. Laßt die Welt entscheiden, wer die Wahrheit sagt. Wir fordern euch heraus!*

Nein, das war nicht das endgültige Ende der Kapsel. Danach kam noch etwas. Ein Film von dem Jaegernaut, der den Arc de Triomphe in Schutt und Asche legte; von Rickenharp und Yukio, die rockten und kämpften, während der unerbittliche Moloch der Unterdrückung sie in den Trümmern zermalmte…

Am Höhepunkt des Bandes, langsam von einem leisen Raunen im Hintergrund anschwellend und als donnernder, nachhallender Akkord endend: Rickenharps Musik, sein ›Lied Namens Jugend‹; seine elektrische Gitarre spielte die Musik zu diesem Film, dieser Dokumentation, die auch ein militärischer Angriff war. Rickenharps Musik als Marschmusik. Der Rhythmus ein Beharren auf Gerechtigkeit; das schrille Kreischen, das Rock ‘n’ Roll-Getöse ein Schrei nach Freiheit. Das Medium als Botschaft.

All das ging ins Gitter, das weltumspannende Mediennetz.

Und all das war nur die Hauptfunktion der Erweiterungs-Chips, die auf dem Plateau arbeiteten. Es wurde von einer Art elektronischer Online-Telepathie herausgepumpt; von Chip-Fakiren, die in eine Siliziummeditation vertieft, zu einer elektromagnetischen Gemeinschaft vereint waren. Das Gerüst eines elektronischen globalen Bewußtseins.

Es gab – das glaubten jedenfalls Smoke und Leng – noch ein anderes globales Bewußtsein, zu dem man über die sekundäre Funktion der Chiperweiterungs-Gemeinschaft Zugang bekam.

Impulse, die auf dem Höhepunkt des Intensitätszyklus’ des kollektiven Bewußtseins ausgesandt wurden – oder jedenfalls in den von Leng berechneten Phasen –, enthielten elektromagnetisch codierte Informationen, die unverzüglich von den bioelektrischen Feldern der Menschen empfangen und in das Unbewußte jedes menschlichen Gehirns auf dem Planeten aufgenommen werden würden. Eine Idee, die auf dem gewaltigen, ätherischen Tsunami in Umlauf gebracht wurde, der den Erdball in vorhersagbaren Phasen unsichtbar umrundete.

»Ist wahrscheinlich alles Stuß, Mann«, hatte Jerome gesagt. »Und wenn

nicht, dann isses vielleicht noch was Schlimmeres. So ‘ne Art Gehirnwäsche.« Smoke erklärte ihm, daß nur die Wahrheit in die Entelechiewoge eingespeist werden kann. Alles andere fällt in sich zusammen, weil es nicht mit der inneren Struktur der Woge konform geht, die aus allgemein übereinstimmenden Beobachtungen besteht. Die Woge setzt sich aus Wahrnehmungen zusammen, und diese Wahrnehmungen haben sich mit der Zeit von Aberglauben zu allgemein akzeptierten Wahrheiten entwickelt. Es gibt Ausnahmen, sagte Smoke, aber zum größten Teil enthält das Kollektive Bewußtsein die Wahrheit. Diese Wahrheit ist normalerweise verschüttet. Aber in Verbindung mit den Informationen aus dem Gitter würde sie ans Licht kommen und die Gestalt einer Idee annehmen. Einer Einsicht. Eine Ablehnung des Rassismus; ein Erkennen von Unterdrückung; eine Vision der Verwandtschaft mit den Unterdrückten; eine Erkenntnis, daß die Zeit gekommen war, diese Verwandtschaft zu bekräftigen.

Es war wie bei der von Studenten angeführten Rebellion 1989 in China, die sich an Gorbatschows allzu kurzlebiger Perestroika und Glasnost und am Triumph der *Solidarität* in Polen orientiert hatte. Zum Teil eine Funktion globaler Telekommunikation; zum Teil aus einer gemeinsamen Idee erwachsen, die von der Woge ins kollektive Bewußtsein gespült worden war…

Jerome hatte darüber nachgedacht und sich entschlossen, dabei mitzumachen. Es war eine intuitive Entscheidung. Es fühlte sich richtig an.

Und jetzt ließ er seinen Chip das Programm ausstrahlen, das Smoke zusammengestellt hatte; Impulse, die von der Antenne – seinem Gehirn – in das globale psychische Feld geschickt werden würden, wodurch seine kleine Welle in die Große Woge einging.

Vielleicht war es Stuß. Vielleicht war es Wunschdenken. Vielleicht war Smoke immer noch ein bißchen verrückt und hungerte nach Sinn in einer Welt voller willkürlicher Gewalt.

Vielleicht war es nur ein weiterer psychologischer Trost, so wie ein Gebet.

Wie ein Gebet war es einen Versuch wert.

**Paris:**

Sie kamen aus der ländlichen Umgebung; sie strömten aus dem Süden Frankreichs und aus Spanien herbei; manche waren aus Nordafrika gekommen, direkt über das Mittelmeer. Sie kamen aus ihren Verstecken in der Stadt. Sie kamen aus bestimmten, von panikerfüllten und unbezahlten SA-Wachen verlassenen Abfertigungszentren, wo die Kameras und Schußwaffen von der NR unbrauchbar gemacht worden waren. Sie kamen aus England, über den Kanal. Sie wurden von Badoits Truppen und von der NR geführt, aber die meisten waren Zivilisten, die mit allem bewaffnet waren, was gerade zur Hand gewesen war; manche hatten auch gar keine Waffen.

Es waren Juden, Araber, Iraner, Inder, Schwarze und Orientalen. Es waren

Farbige, Menschen mit verschiedenen Religionen. Es waren Juden, Moslems, Hindus, Buddhisten, Sikhs und Sufis. Und es waren Christen, die auf ihrer Seite standen.

Alles in allem kamen an diesem Morgen rund eine halbe Million Menschen.

Es war ein sonniger Morgen am Place de l'Hôtel de Ville. Der Himmel war wolkenlos, eine weite blaue Fläche, wie die Fahne der NR. Das riesige, reich verzierte Gebäude, in dem die SA ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte, zeigte der Sprechchöre rufenden, wogenden Menschenmasse draußen eine Fassade unergründlicher Unempfänglichkeit. Bargeman hatte den Sprechchor angestimmt: *JAMAIS PLUS!* NIE WIEDER! *JAMAIS PLUS!* NIE WIEDER! *JAMAIS PLUS!* NIE WIEDER! Sie schwenkten ihre blauen Fahnen, die sie größtenteils selbst gemacht hatten. Fäuste wurden in die Luft gereckt. Die Menge war von einem elektrisierenden Gefühl der Gemeinsamkeit erfüllt.

Im Innern des Rathauses saß Watson im Zimmer des Hausmeisters, das als seine Gefängniszelle fungierte, und sah sich das Geschehen auf dem blassen Bildschirm eines alten tragbaren Fernsehers an.

Er konnte sie draußen hören, ihre Sprechchöre, ihre Rufe; konnte sie auf dem Bildschirm sehen. Die erregte Stimme des Kommentators, der spürte, daß er einen historischen Wendepunkt miterlebte. An diesem Morgen hatte es ein paar Scharmützel gegeben; die NR war mit Soldats Superieurs und Pariser Skinheads zusammengeraten. Aber die meisten ›Elitekämpfer‹ der Einheitspartei waren desertiert. Sie versteckten sich, oder sie waren auf der Flucht. Versuchten sich neue Identitäten zu kaufen. Sie waren in Panik geraten, nachdem Untersuchungskommissionen der NATO am Morgen die verbliebenen Abfertigungszentren geschlossen hatten. In dem Gebäude befanden sich rund fünfhundert geflohene SA-Mitglieder. Der harte Kern. Fünfhundert gegen fünfhunderttausend. Vor dem Rathaus waren natürlich Autotanks aufgezogen, aber sie waren nutzlos. Die NR hatte ihre Steuerungssysteme übernommen, hatte die Sicherungen mit ihren Fernbedienungshackern überbrückt. Dieser Kameltreiber Badoit hatte das Geld zur Verfügung gestellt, das ihnen seinerseits die Technologie beschafft hatte. Präzisionsschläge des Mossad und von Badoits Truppen hatten die Jaegernauts einsatzunfähig gemacht, wenn nicht völlig zerstört.

Watson schaltete um. Ein weiterer Bericht aus London, in dem ein weiterer Mob zu sehen war, der die Straßen unsicher machte. Bei dem Anblick lachte Watson bitter. Die Untermenschen. Die Hündchen. NR-Provokateure hatten draußen vor den Forschungseinrichtungen der SA einen Tumult angezettelt; Plünderer waren eingedrungen und hatten die Käfige aufgebrochen. Was sie dort erblickten, hatte sie entsetzt zurückweichen lassen. Sie hatten die Tore offengelassen. Die Untermenschen, die Schoßtierchen des dahingeschiedenen Dr. Cooper, waren schlurfend, kriechend und watschelnd aus dem Labor entwichen und wanderten nun nackt die Straße hinunter. Das Geplapper des

Kommentators: die Resultate der genetischen Forschungsexperimente der SA auf freiem Fuß; der Versuch, eine Rasse untermenschlicher Dreckarbeiter zu schaffen; im Stegreifkommentar des Reporters hieß es, das Experiment sei illegal und ethisch zu mißbilligen…

Die Hündchen. Ab und zu machten sie halt, um den Darm zu entleeren, eine schmutzige Wand abzulecken oder in einem Abfallhaufen herumzuwühlen. Sie sahen abscheulich verkrüppelt und körperlich entstellt aus, wie lebendig gewordene Klumpen gut durchgekauten rosaroten Kaugummis, der unbeholfen zu etwas annähernd Menschenähnlichem geformt worden war. Sie machten Geräusche wie Esel und Affen und… Hündchen.

Herrgott, was für ein Anblick!

Und in der unteren Ecke des Schirms blinkte eine Anzeige auf: »AUCH IN 3-D«. Allerliebst. Wenn man ein Hologerät hatte, konnte man die verkrüppelten kleinen Wesen dreidimensional kacken sehen.

Watson begann zu lachen. Er lachte lange Zeit. Er hatte Tränen in den Augen, und die Seiten taten ihm weh, als er das Klicken des Türschlosses hörte. Er blickte auf und sah Giessen dort stehen. Zusammen mit Rolf. Also hatte Rolf eine Abmachung mit ihm getroffen.

Watson bemerkte, daß beide Männer ganz gewöhnliche Printout-Straßenkleidung trugen. Keine Uniformen.

Watson hörte auf zu lachen, aber nur für einen Moment. Giessens Gesichtsausdruck brachte ihn erneut zum Lachen. Der kleine arrogante Schnösel hatte die Hosen voll.

»Er ist hysterisch, Rolf«, sagte Giessen auf deutsch.

Rolf trat mit der Waffe in der Hand und mit ausdruckslosem Gesicht auf Watson zu und versetzte ihm zwei harte Schläge mit der Pistole, so daß seine Lippe aufplatzte. Er schlug ihm das Lachen aus dem Gesicht. Watson taumelte gegen die Wand, stürzte zu Boden und blieb reglos am Boden liegen.

»Rolf«, sagte Watson und schmeckte Blut, das sich mit den Worten mischte, »du bist ein feiger Verräter.«

Rolf starrte ihn unbewegt an, packte ihn am Ellbogen und zerrte ihn hoch. Die andere Hand drückte ihm die Pistole in die Seite. »Kommen Sie mit!«

»Denkt ihr, ihr könnt mich denen ausliefern, um so davonzukommen?« fragte Watson. »Glaubt ihr wirklich, die würden euch für ihresgleichen halten?«

»Es hängt alles davon ab, was gesagt wird und zu wem es gesagt wird, scheint mir«, erwiderte Giessen. »Bring ihn ins Foyer, Rolf.«

»Die werden euch nicht weglassen«, sagte Watson, als sie ihn hinauszerrten. »Und wenn doch, was dann? Wir sind jetzt Kriegsverbrecher.«

»Die Toten können nicht zu Gericht über uns sitzen«, sagte Giessen. »Die letzte Phase der Eclipse steht immer noch aus.«

»Ach wirklich?« Watson lachte, als sie ihn ins Foyer stießen. »Das Projekt Eclipse ist null und nichtig. Das RSV ist weg, Giessen. Die einzigen

Viruskulturen, die wir hatten, sind von der NR aus dem Lager geklaubt worden, bevor wir sie noch verteilen konnten. *Es ist nichts mehr da von dem Virus, Giessen.* Sie haben alles erwischt. Kapiert? Die Eclipse Corona wird es nicht geben.«

Giessen starrte ihn an. »Sie Idiot. Alles an einem Ort aufzubewahren!«

»War ja nur für einen Tag«, sagte Watson achselzuckend. »Aber sie wußten, welcher Tag es war. Ihre Hacker sind in unsere Logistikpläne eingedrungen…« Er zuckte erneut und diesmal übertrieben die Achseln, um einen Franzosen zu imitieren, und lachte dann wieder lauthals. »Die Toten können nicht zu Gericht über uns sitzen? Sie wären überrascht, wie die Toten sprechen können, Giessen! Und ich werde ebenfalls reden! Legen wir alle unsere Karten auf den Tisch und schauen wir mal, wer falsch spielt, hm?«

»Eins wird bestimmt nicht schiefgehen«, sagte Giessen. »Sie werden *nicht* reden.« Er nickte zwei stämmigen SA-Wachleuten in Rüstungen und verspiegelten Helmen zu. Sie halfen Rolf, Watson festzuhalten, als Giessen ein Skalpell aus einer Jackentasche zog, Watsons Mund mit dem Lauf seiner Pistole aufstemmte und ihm die Zunge herausschnitt.

Larousse war natürlich im Fernsehen aufgetreten, um zu beschwichtigen, um das Öl der Rhetorik auf die hochgehenden Wogen zu gießen, aber keine seiner Sendungen kam durch, ohne von der NR gestört zu werden. Die NR-Piraten schienen jetzt überall zu sein.

Der Innere Kreis der SA saß im Rathaus fest und wartete nervös auf den Helikopter, der sie dort herausholen sollte.

Bis sie erfuhren, daß der Mossad ihn abgeschossen hatte. Und daß zwei israelische Kampfhubschrauber um das Gebäude kreisten.

Der Innere Kreis war nach Paris gekommen, um über die Krise zu diskutieren. Keiner von ihnen hatte mit dieser spontanen – oder vielleicht nicht so spontanen – Explosion der Massen gerechnet. Es war Larousse, der auf die Freitreppe vor dem Hôtel de Ville hinaustrat und das Megaphon an die Lippen hob, um zu dem Meer von Gesichtern zu sprechen. Er versuchte ihnen zu erklären, daß der kichernde Mann mit dem blutigen Mund, den die Wachen neben ihm festhielten, der Verbrecher sei, auf dessen Konto diese ungeheure Schändlichkeit ginge, dieser Terror, der direkt vor der Nase der französischen Regierung verübt, jedoch ihm, Larousse, verheimlicht worden sei, der ›nicht zu den Eingeweihten gehört‹ und nicht gewußt hätte, was in den Abfertigungszentren oder den SA-Labors vorging… dieser Mann, dieses Monster, dieser Colonel Watson sei der Oberschurke…

Watson stand bloß da und kicherte tief im Hals. Blut quoll ihm aus dem Mund. Ich rede Blut, dachte er. Ich spreche zu ihnen, spreche mit echter Aufrichtigkeit, sage die Wahrheit: Ich rede mit Blut.

Larousse kam nicht über das erste Drittel seiner Ansprache hinaus, die ohnehin im Lärm der Menge unterging, dann knallten Schüsse, und er stürzte zu Boden; die Menge wogte nach vorn, und die SA-Wachleute wurden

niedergetrampelt und in den Boden gestampft.

Dann hatten die Aufrührer Watson, hatten ihn unten, unter ihren Füßen. Ein Dutzend Füße von einem halben Dutzend Rassen traten ihm gemeinsam die Rippen und den Schädel ein, zermalmten sein Denken und seinen Körper zu Brei. Löschten Informationen auf die altmodische Weise.

Er war hirntot, aber das Leben pumpte immer noch auf ziellose, automatische Weise durch seinen Körper, bis er fast wie aus einem nachträglichen Einfall heraus von einer alten Afghanin getötet wurde, die eine Schere schwang.

Sie benutzte die Schere jeden Tag bei ihrer Arbeit im Bekleidungsbezirk. Mit der gleichen methodischen Präzision, mit der sie ihre Arbeit tat, schnitt sie Watson mit der Schere die Halsschlagader durch.

Steinfeld stand am Rand der Menge und gab sich redlich Mühe, ein bißchen Ordnung zu wahren. Lespere, der aus seinem Geheimversteck gekommen war, war bei ihm. Beide hatten Mossad-Uzis in den Händen. Sie hofften, den Inneren Kreis lebend zu erwischen, um seine Mitglieder vor Gericht zu stellen und die ganze Wahrheit unwiderruflich ans Tageslicht zu bringen. Sie riefen ihren Leuten zu, die Menge im Zaum zu halten. Aber die NR-Truppen wurden beiseite gestoßen und überwältigt. Sie wollten nicht auf Zivilisten schießen. Und das islamische Kontingent war besonders in Rage; die islamische Welt war von Crandalls und Watsons gefälschter Bibel und von der gefälschten Verleumdung Mohammeds durch Jesus erzürnt. Angesichts dieser Empörung wurde jede militärische Strategie irrelevant.

*»Attendez!«* rief Lespere. »Wartet!«

Aber Hunger nährte Hunger: einen Hunger nach Rache; Empörung wurde zu echter Raserei. Die vom Krieg, von Entbehrung und Verfolgung hervorgerufene Frustration machte sich mit einem Schlag Luft. Die Türen wurden eingedrückt, die Menge strömte ins Foyer, Kugeln und Ziegelsteine zertrümmerten die bemalten Gipsfiguren und holten die alten Porträts herunter, zerschmetterten die Computerkonsole des Pförtners, ließen Fenster splittern und streckten erschrockene Wachleute nieder. Die meisten Wachleute waren gepanzert, aber das nützte ihnen nichts, wenn zehn Leute an ihnen herumwerkelten wie psychotische Seesterne, die Seemuscheln aufbrechen wollten, ihnen die Panzerung aufrissen und an die weichen, verletzlichen Männer aus dem Innern herausholten. An Männer, die sich fragten, wie sie hierhergekommen und in diese entsetzliche Sache hineingeraten waren, während sie totgeschlagen wurden…

Die SA schaltete die Fahrstühle ab, aber es war kein besonders hohes Gebäude, und bald war die Menge die Treppen bis in die oberen Stockwerke hinaufgebrodelt. Sie zog eine Schneise der Verwüstung durch die Kommunikationsräume. Durch die Räume, in denen sich die Steuerung für Larousses falsches Bild befand. Ein Angriff auf den Realitätskontrollraum, wie ihn William S. Burroughs herbeigesehnt hatte.

Hier fanden sie Giessen und Rolf. Giessen zerrten sie unter dem Schreibtisch einer Sekretärin hervor. Er spie ihnen Beleidigungen entgegen, bis ihm der erste Schuß den Bauch zerfetzte. Dann krümmte er sich zusammen; seine ganze steife Pedanterie war durch die Kugel in die Brüche gegangen, und er weinte wie ein verirrtes Kind, schrie und wimmerte lange, lange Zeit… Steinfeld und Lespere versuchten, zu ihm durchzukommen, weil sie hofften, ihn für einen Prozeß zu retten, aber die Menge stieß sie zurück und hob Giessen auf, trug ihn zum Fenster…

Er war erkannt worden. *Der Durst.* Ein Mann, dessen Verhör Giessen geleitet hatte, erkannte ihn – und war der erste, der rief: »Werft ihn aus dem Fenster!« Eine Blutspur hinter sich herziehend, flog Giessen mit dem Kopf voran aus dem Fenster und in die Menge hinab, die auf dem Platz Sprechchöre rief.

Auf dem Flur waren mehrere hundert SA-Leute, die aufs Dach zu gelangen versuchten, manche in Rüstungen, andere in feinen Anzügen. Die Aufrührer stellten fest, daß sie an die nicht so leicht herankamen. Aber dann wurden Partisanen mit Schußwaffen nach vorn geholt, und sie eröffneten das Feuer und töteten methodisch. Einige SA-Leute erwiderten das Feuer, angefeuert von Rolf, der mit arischen Blutschwüren auf den Lippen durch den Flur rannte, mit einem Karabiner feuerte und *»Gebt's den Judenschweinen!«* kreischte…

Steinfeld und Lespere eröffneten ihrerseits das Feuer. Steinfelds Uzi traf Rolf in den Mund und trieb ihm seine rassistischen Schimpfworte mit einer Faust aus Kugeln in den Schädel zurück. Eine Antwort, gegen die es keine Argumente gab.

Das alte Gebäude wurde geplündert. Jeder, den man darin fand, wurde umgebracht. Darunter auch einige, die relativ unschuldig waren. Das Haus wurde leergeräumt und bis auf die Grundmauern niedergebrannt.

Die meisten hohen SA-Beamten starben in den ersten zwanzig Minuten, aber keineswegs alle schnell und schmerzlos.

Steinfeld bedauerte, daß er sie nicht irgendwo vor Gericht bringen konnte. Aber was ihr Leiden anging – das bedauerte er ganz und gar nicht.

Der Teufel sollte sie holen!

Da sie gewonnen hatten, gab es nach Torrences Meinung keinen Grund für das, was Steinfeld auf dem Hubschrauberlandeplatz auf dem Dach tat. Der Innere Kreis der SA war dort – jene vier von ihnen, die überlebt hatten, darunter auch der alte Jaeger selbst – umringt von der fanatischen Elite der Soldats Superieurs und einem halben Dutzend SA-Bullen in voller Rüstung. Sie waren den Rebellen auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Man konnte sie gefangennehmen oder – wenn sie sich nicht ergeben wollten – mit Granatwerfern in Stücke sprengen. Steinfeld hatte wirklich keinen Grund, einen Sturmangriff gegen sie zu führen. Überhaupt keinen.

Aber genau das tat er. Er rannte auf sie zu, und zwar ziemlich unbeholfen,

weil er solche Sachen für gewöhnlich Torrence überließ. Er griff sie mit einem Sturmgewehr in den Händen an und feuerte, und die Waffe redete in der einzigen Sprache, die heute zählte.

»Steinfeld, was, zum Teufel, haben Sie…?« rief Torrence. Er humpelte hinter ihm her und versuchte ihm Deckungsfeuer zu geben. Aber mit seinem verletzten Bein kam er nicht schnell genug voran.

Jaeger brach zusammen, ein anderer SA-Mann ebenfalls – und dann eröffneten die Bullen das Feuer auf Steinfeld und Torrence. Steinfeld taumelte, als er von einem Dutzend Kugeln getroffen wurde. Er wirbelte herum und brach zusammen, wobei er immer noch feuerte. Torrence erschoß den Kerl, der Steinfeld getroffen hatte.

Dann erwischte es auch Torrence. Er spürte einen Schlag in der Brust, dann einen in der rechten Hüfte. Er ging zu Boden.

Steinfeld, weshalb, zum Teufel, hast du das getan?

Es war sinnlos. Wir hatten sie. Wir hatten sie. Es gab keinen Grund…

»Es gab einen Grund«, sagte Bargeman.

Er saß an Torrences Krankenbett in einem völlig überlasteten staatlichen Krankenhaus, das von der neuen französischen Republik betrieben wurde. Man hatte noch vier weitere Betten in den Raum gestellt. Torrence antwortete nicht laut, weil ein Schlauch durch seinen Hals in die Lunge führte – die Lunge, die von der Kugel durchschossen worden war –, aber er sah Bargeman auf eine Weise an, die bedeutete: *Wovon redest du, verdammt noch mal?*

»Er führte ein persönliches Tagebuch, auf hebräisch«, sagte Bargeman. Er sah genauso elend aus wie Torrence, obwohl er nicht verwundet worden war. Er wirkte, als ob es ihm Mühe machte, aufrecht zu sitzen. Hatte ein paar Tage lang nicht geschlafen, vermutete Torrence. »Ich hab das Tagebuch bei seinen Sachen gefunden, als ich alles zusammengepackt habe, um es dem Mossad zu schicken. Ich konnte nicht dagegen an. Ich hab's gelesen. Das meiste waren Dinge, mit denen die SA nichts hätte anfangen können, sofern sie's gefunden hätte – der ganze Teil war wirklich fast unverständlich und sehr allgemein. Meistens ging's um private Gedanken, Ideen und Gefühle. Und am Ende hat er von Pasolini gesprochen. Da stellt sich raus, daß er sie beschatten ließ. Er hat gewußt, daß sie mit ein paar Agenten von Witcher in Verbindung stand. Er hat das mit dem Virus rausgekriegt – hat sich einen von Witchers Kontaktleuten geschnappt und ihn unter den Extraktor gesetzt. Er hat wegen der Sache mit sich gerungen. Er wußte, daß sie die einzige war, die noch was von dem rassisch nicht selektiven Virus hatte. Er dachte, wenn sie weitermachte und es tat, wenn sie ihn in Berlin mit dem falschen Manifest auf Band freisetzte, würde es der SA schweren Schaden zufügen und damit auf lange Sicht Leben retten. Dann kam er zu der Überzeugung, daß er genauso schlimm war wie sie – daß es keine Rechtfertigung dafür gab, Zehntausende von Zivilisten aus Gründen politischer Strategie sterben zu lassen. Zu dem Ergebnis ist er gekommen, weißt du, er ist wirklich so weit gekommen. Aber

als er sich entschieden hatte, war es schon zu spät. Sie war auf dem Weg nach Berlin. Er hat versucht, sie zu finden und sie aufzuhalten…« Er schüttelte den Kopf. »Ich hab sein Gesicht gesehen, als die Nachricht über Berlin kam. Noch nie hab ich bei dem Mann so unverhüllte Gefühle gesehen…«

Torrence nickte ganz leicht. Aber er dachte: Steinfeld hätte es stoppen können. Er hat sich von seinem Haß auf die SA davon abhalten lassen, zweihunderttausend Menschenleben zu retten. Er hätte niemals zögern dürfen, nicht eine Sekunde lang.

Steinfeld hatte das natürlich gewußt. Deshalb der sinnlose Angriff auf dem Dach.

Er hatte sich zu jenen gesellt, denen gegenüber er versagt hatte. Der schuldige Tote hatte sich zu den unschuldigen Toten gesellt.

**Die Insel Meriono:**

»Was machen wir heute?« fragte Alouette und kickte mit ihren bloßen Füßen Gischt in die Luft. Sie rannte vom heranleckenden Rand des Ozeans weg, verfolgte ihn bis zur Brandung und rannte dann wieder vor ihm weg.

»Alles, was du willst«, sagte Smoke.

»Und morgen?«

»Alles, was du willst.«

»Bleibst du auf Merino?«

»Das ist jetzt meine Heimat. Hier bei dir. Ich hab ein Stipendium bekommen, und ich werde hierbleiben und ein Buch schreiben, einfach damit ich was zu tun habe, aber vor allem werde ich mit dir schwimmen gehen und dir sagen, daß du deine Hausaufgaben machen mußt, und dir verbieten, Satelliten-TV zu sehen.«

»Kannst doch auch fernsehen.«

»Kann ich nicht.«

»Kannst du doch. Manchmal ein bißchen.«

»Vielleicht manchmal ein bißchen.«

Sie tanzte glücklich um ihn herum. Er lächelte traurig und schaute auf den sonnengebleichten Strand und die Palmen an der Küstenstraße, die in der leichten Brise nickten. Da und dort standen Palmstümpfe, die von der Bombardierung zurückgeblieben waren, aber die meisten Bäume hatten es heil überstanden. Und die meisten Inselbewohner auch.

»Alouette«, sagte er, »ist die Krähe wirklich in diesem Augenblick gestorben?«

»Als wir die Botschaft in dieses Entelechie-Ding geschickt haben? Dieses Leng-Feld-Ding?«

»Ja. Hast du dir das ausgedacht?«

»Nein. Da ist Richard gestorben. Er ist auf meine Schulter geflogen und mir dann in den Schoß gefallen. Ich hab wirklich nicht viel davon gemerkt, ich war ja in der Chip-Gemeinschaft, weißt du, aber hinterher mußte ich

weinen, als ich ihn gefunden hab. Aber ein Teil von mir bemerkt dabei immer, was um mich rum passiert. Er ist in diesem Moment gestorben. Als wir diese Botschaft abgeschickt haben.«

»Hm. Donnerwetter.«

»Daddy Jack?«

»Was?«

»Mr. Kessler sagt, dieses Entelechie-Ding ist ›Quatsch‹. Er sagt, es funktioniert nicht. Glaubst du, es hat funktioniert? Es scheint doch funktioniert zu haben. Alle haben gesehen, was passiert ist, und sie haben was getan.«

»Aber vielleicht waren das bloß die Medien und das Timing. Ich weiß nicht, ob es funktioniert hat. Bei solchen Sachen ist schwer zu sagen, ob es sie wirklich gibt oder nicht. Und wenn es sie wirklich gibt – wer immer sie gemacht hat, wer die Welt geschaffen hat, muß es so wollen. Ich meine so, daß wir nicht sicher sein können, ob es sie wirklich gibt oder nicht. Die Dinge, die Menschen spirituell nennen…«

»Wollen wir uns ‘n Eis kaufen?«

»Du bist zu dick für Eis.«

Sie war nicht einmal ansatzweise dick, aber sie tat so, als sei sie entrüstet. »Bin ich nicht! Meine Stoffwechselrate mag Eis!«

»Deine Stoffwechselrate? – Oh. Tja, wenn das so ist. Ja. Kaufen wir uns ‘n Eis.«

»Und können wir uns einen neuen Vogel holen?«

»Eine neue Krähe?«

»Nein. Einen Kakadu. Einen gelben Kakadu. Ich kenn da jemand, der einen verkauft.«

»Ja. Eis und einen Kakadu. Warum nicht.«

Er nahm ihre Hand, und sie gingen zum Hotel zurück.

**FirStep, die Kolonie:**

Vier Monate später. Claire beschnitt Rosen.

Sie arbeitete auf einem Beet roter Rosen in der neuen Technicki-Siedlung. Das war ihre Art, ihren freien Tag zu verbringen. Das Sonnenlicht war trotz der Filter intensiv, in der Luft lag der süße Duft von Rosen, und der Protest ihrer Muskeln fühlte sich gut an. Vielleicht würde sie hinterher schwimmen gehen.

»Kann ich helfen?«

Sie blickte zu dem Fremden auf und lächelte höflich. Ein Orientale, vielleicht Japaner. Aber groß für einen Japaner. Wahrscheinlich Halbamerikaner, nach seiner Größe und seinem Akzent zu urteilen. Ziemlich dünn und müde. Er kam ihr irgendwie bekannt vor. Wahrscheinlich hatte sie ihn schon mal irgendwo in der Kolonie gesehen.

»Gern, wenn Sie wollen«, sagte sie. »Ich hab aber keine zweite Schere.

Verstehen Sie was von Gartenarbeit?«

»Nicht die Bohne.«

Seine Stimme…

Er lächelte. Und dieses Lächeln war vertraut. Sie ertappte sich dabei, wie sie eins seiner Ohren anstarrte. Es hatte eine etwas andere Farbe. Am Ansatz war eine schwach sichtbare Narbe.

»Als wir noch Kinder waren«, sagte er, »hat meine Schwester immer versucht, mich zu überreden, ihr in Mutters Garten zu helfen. Ich hab ihr erklärt: ›Kitty, ich mach Gartenarbeit, wenn ich gerade mal nichts anderes zu tun habe. Also wahrscheinlich nie.‹« Er zuckte die Achseln. »Ich schätze, jetzt ist nie.«

»Ihre Schwester heißt Kitty?«

»Ja.«

»Danny?«

»Ja.«

*»Danny?«*

»Mhm. Ich…«

Den Rest bekam er nicht mehr heraus. Sie warf ihn beinahe um, als sie die Arme um ihn schlang. *»Danny…«*

Eine Weile später, vielleicht eine Stunde, vielleicht auch drei – keiner von beiden hätte sagen können, wie lange sie geredet hatten – schlenderten sie durch die kleinen Wälder in der Nähe des alten Denkmals für die Raumtechniker, die beim Bau der Kolonie ums Leben gekommen waren. Claire schaute zu dem Denkmal hinauf, und in ihren Augen flackerte echter Schmerz auf. »Dan, als ich… als wir getrennt waren, hatte ich eine Beziehung mit jemand.«

»Ja? Ich auch.« Er berührte sein neues Ohr.

»Er ist aber gestorben. Im Raum.«

»Er ist gestorben? Meine Freundin auch.«

Sie gingen eine Weile schweigend weiter, schlenderten langsam durch ein künstliches Zwielicht, bis Torrence sagte: »Hör zu. Ich bin nicht allein hergekommen. Da ist ein Freund von mir, ein Typ namens Bargeman. Abe Bargeman. Er… er hat so ‘nen Hang zum Selbstmord. Er war einer der besten NR-Leute. Als es vorbei war, wollte er zur israelischen Armee – und es kann gut sein, daß Israel in einen Krieg mit diesem neuen fundamentalistischen Geisteskranken verwickelt wird, wenn Badoit nicht für Frieden sorgen kann. Abe sucht bloß nach einer Möglichkeit, sich umbringen zu lassen. Er ist genau wie Steinfeld, nur daß sein Schuldgefühl ‘n bißchen anders gelagert ist. Oder vielleicht auch nicht so anders. Ich mußte ihn praktisch schanghaien, aber ich hab ihn dazu bequatscht, hier raufzukommen. Er braucht… Asyl. Einen Ort, wo er neu anfangen kann. Und ich auch. Aber Abe will nicht aus seinem Zimmer rauskommen. Ich dachte, wenn du ihm vielleicht einen Job beim Sicherheitsdienst hier anbieten würdest, dann…«

»Schon so gut wie geschehen. Ich schick unsere neue Sicherheitschefin

rüber, um mit ihm zu sprechen. Die wird ihn schon anwerben. Hört sich ehrlich gesagt so an, als ob er genau ihr Typ wäre. Vielleicht wirbt sie ihn ja für mehr an als bloß für ‘nen Job.«

»Sie?«

»Ihr Name ist Marion. Hör mal – hast du dich von diesen Verletzungen erholt?«

»Weitgehend. Ich arbeite dran. Ich soll Aerobic machen, um meine Lungen aufzubauen.«

»Da wüßte ich genau das Richtige für dich. Warst du schon mal im freien Fall?«

»Freier Fall? Schwerelosigkeit?« Er schnitt eine Grimasse. »Mal kurz auf dem Schiff hier rüber. Mir ist schlecht geworden.«

»Das liegt daran, daß du dich nicht richtig drauf eingestellt hast. Man muß das Blut in Bewegung bringen, weißt du. ‘n Gefühl dafür kriegen.«

Er sah sie an. Sie hatte so was Verschmitztes… »Ja?«

»Ja. In der Kolonie gibt’s Bereiche mit niedriger Schwerkraft, so niedrig, daß es fast wie im freien Fall ist. Da sind ein paar richtig nette Räume. Räume, wo man ganz für sich sein kann.« Sie blieb stehen und schaute ihm in die Augen.

Er war immer noch Hard-Eyes. Hinter der orientalischen Maske war er Daniel Torrence. Ihr Geliebter war immer noch da drin.

»Okay«, sagte er. »Wo ist der Freifallraum?« Sie nahm seine Hand. »Komm mit«, sagte sie. »Ich zeig’s dir.«

**Ende des dritten und letzten Teils von**
**EIN LIED NAMENS JUGEND**

[1] synthetisches Kokain

[2] synthetisches Morphium

[3] Der Vatikan des 21. Jahrhunderts hat weit weniger Sympathien für den Faschismus als der Vatikan Mitte des 20. Jahrhunderts.

[4] Früher ›Crandalls Revidierte Bibel‹

[5] Lunar Mining Corporation, eine Bergwerksgesellschaft, die sowohl auf den Asteroiden als auch auf dem Mond schürft.

[6] MDE: eine Designerdroge; Variante von MDMA (›Ecstasy‹). Ein Aufputschmittel.

[7] exxy: Slangwort für fabelhaft, wunderbar. Auch ›X-ey‹ geschrieben.

[8] Die Temperatur in der Kolonie wird durch die Zufuhr von Sonnenwärme reguliert, aber die Regulierung funktioniert nicht immer richtig.

[9] Obwohl ein großer Teil der Welt die Neudollar-Währung übernahm, beharrte Großbritannien stur darauf, das Pfund Sterling beizubehalten.

[10] Eagle Feather Brand von Jaeger Inc. Warenzeichen, eingetragen im Januar 2020. »Leicht wie eine Feder des streitbaren amerikanischen Adlers!«

[11] Japanischer Aktionsanzug